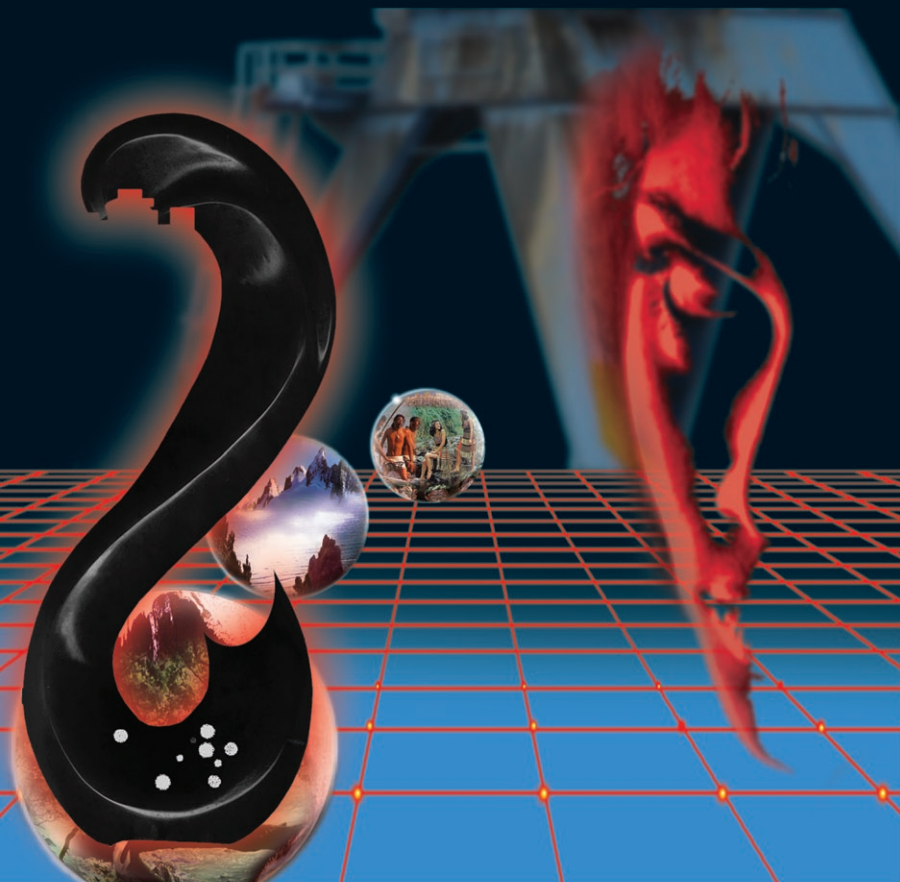


# XPERTEN



## Der Parakommunikator

### Geheimnisvolles Artefakt aus der Vergangenheit

**Jennifer Lennon**

Übersetzt aus dem Englischen von Cornelia Blüfeld  
und Hermann Maurer

**Koordinator der Xperien Reihe: Hermann Maurer**

**frey**



J. Lennon  
Xperten  
Der Parakommunikator





Jennifer Lennon

# Xperten Der Parakommunikator

übersetzt aus dem Englischen  
von Cornelia Blüfeld und Hermann Maurer

**freya**  
VERLAG

ISBN 3-902134-74-7  
© 2005 freya verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Layout: Wolf Ruzicka  
Umschlag: Wolf Ruzicka  
printed in EU  
[www.freya.at](http://www.freya.at) [www.iicm.edu/Xperten](http://www.iicm.edu/Xperten)

# Vorwort des Herausgebers

Dieses Buch ist ein weiterer Roman in der ständig wachsenden XPERTEN-Saga. Er ist unabhängig von den anderen Büchern in der Reihe lesbar, doch treten die Hauptpersonen Aroha, Herbert und Cynthia auch an anderen Stellen der Reihe auf und auch Marcus spielt im vorliegenden Werk wieder eine nicht unwesentliche Rolle. Dieser Roman wurde in zwei Schritten in Englisch geschrieben: Die ersten 12 Kapitel wurden bereits 2003 unter dem Titel „Der Mindcaller“ mit sehr hübschen zum Teil ganzseitigen Farbtafeln veröffentlicht; das Buch ist für Liebhaber noch immer lieferbar. Die zweiten 12 Kapitel setzen die Geschichte des Maorimädchens Aroha und ihres Freundes Herbert fort und entführen uns vorübergehend aus dem liebevoll beschriebenen Neuseeland nach Namibia.

Wenn oben steht, dass das Buch in Englisch geschrieben wurde, dann stimmt das nicht ganz. Eines der Kapitel stammt von mir. Die ersten drei Leser, die erraten, welches Kapitel ich geschrieben habe, bekommen eine Flasche Schilcher von mir zugeschickt: Also bitte auf die Suche! Von den anderen Kapiteln habe ich elf und meine Kollegin – und Freundin der Autorin – Cornellia (Conny) Blüfeld zwölf übersetzt.

Mehr zur gesamten Xperten-Saga am Ende des Buches.

Jetzt verbleibt mir nur noch, Jennifer und Conny für die gute freundschaftliche Zusammenarbeit zu danken und wie immer – und wie immer mit Recht – Siegrid Hirsch und Wolf Ruzicka für ihre Geduld und Umsicht.

Den Lesern wünsche ich nun viel Spaß! Ich freue mich über jede Rückmeldung per [hmaurer@iicm.edu](mailto:hmaurer@iicm.edu) und leite diese auf Wunsch auch gerne an Jennifer Lennon weiter.

*Ihr Hermann Maurer*



# 1. Die Alten

## Vor zehn Millionen Jahren

Vor vielen Jahrmillionen, in den Tiefen einer Höhle in der Erde. Vier menschenähnliche Lebewesen beugen sich tief über etwas, das wie polierte Kieselsteine aussieht, die in einer Nische der Höhle liegen. Viele Gegenstände aus demselben schwarz glänzenden Material, aber in verschiedensten Formen liegen in anderen Felsnischen.

Die Lebewesen sind nicht Menschen, wie wir sie kennen. Sie sind die »Alten«, die von einem Planeten in dem weit entfernten Sonnensystem Alpha Cygni kommen. Die Köpfe der vier, Alfa, Betha, Ganna und Deltaa, sind völlig kahl und ihre Kleidung leuchtet unwirklich, wie bei manchen Popstars unserer Zeit, von schwarz bis weiß in jeder möglichen Schattierung.

Alles in der Höhle sieht für menschliche Augen ungewöhnlich aus, sowohl die Formen als auch die Farben. Vom Dach der Höhle, von den Seiten (!) und vom Boden wachsen Tropfsteine mit einer Geschwindigkeit von einigen Millimetern pro Stunde (nicht Millimetern in Jahrhunderten, wie heute bei uns üblich) und sie wachsen in verwirrenden Anordnungen. Eine gerade Linie gibt es in der ganzen Höhle nicht, auch die Tropfsteine sind gebogen oder gar spiralig: Man wird die horizontalen, spiraligen in der Zukunft einmal Helicaliten (Excentriques) nennen und nicht wissen, wie sie entstanden sind ...

Die Lebewesen, deren Benehmen fast so ist, als würden sie unter Drogeneinfluss stehen, starren unverwandt auf ein bestimmtes kieselförmiges schwarz glänzendes Objekt vor ihnen. Vielleicht am unheimlichsten ist die Tatsache, dass die vier nicht ein Wort miteinander sprechen (und kein Geräusch von sich geben), obwohl sie offenbar eng zusammenarbeiten. Tatsächlich kommunizieren sie ununterbrochen ohne zu reden miteinander und faszinierende Ausdrücke wie Qubits, Quanten Gatter und immer wieder der Begriff »nur exponentiell berechenbar« fallen in rascher Reihenfolge. Würde man noch genauer »zuhören« und von futuristischer Computertechnologie etwas verstehen, dann würde man überrascht sein, über wie viele heute noch unerforschte und unkonventionelle Methoden der Informatik sie sich mit einer unglaublichen Selbstverständlichkeit unterhalten.

»Wir kommen doch immer wieder zurück zum Problem, die exponentiell schweren Berechenbarkeitsgrenzen zu durchbrechen. Es ist die einzige Möglichkeit, wie wir Raum, Zeit und vor allem Geschwindigkeit ändern können«, meint Alfa. »Aber normale Silikontechnologie in Computern, das wissen wir doch, gleichgültig wie leistungsfähig sie ist, genügt einfach nicht«, sagt Betha fast verzweifelt.

»Was haltet ihr von folgender verrückten Idee?«, meldet sich da Ganna. »Wir schießen einen unserer kleinen Silikoncomputer einfach in eine Umlaufbahn um die Erde und beschleunigen die Bewegung, so stark wir können, damit wir möglichst nahe an die Lichtgeschwindigkeit herankommen. Relativ zur Erde könnte das dann die benötigte Beschleunigung geben!«

»Aber wie nahe an die Lichtgeschwindigkeit müssten wir kommen und können wir die gewaltigen Zentripetalkräfte, die dabei auftreten, meistern?«, wirft Betha ein. »Unklar. Aber es ist einen Versuch wert«, meint Alfa.

Außerhalb der Höhle fällt ein Wasserfall auf eine große Anzahl von Schwarzkieseln, die in einem komplizierten Muster angeordnet sind. Dass dies das Kraftwerk für die ganze Siedlung ist, würde kein Mensch unserer Zeit erkennen können.

Der Bach fließt vom unteren Ende des Wasserfalls nach Westen Richtung Ozean. Auf der nördlichen Seite befindet sich eine große Ebene mit Geysiren und anderen vulkanischen Phänomenen. Auf der Südseite ist ein Weg zu sehen, der durch eine urzeitliche Vegetation zu den Eingängen zahlreicher anderer Höhlen führt.

Überraschend ist, dass keine deutlichen Zeichen einer hoch zivilisierten Gesellschaft zu sehen sind: keine Straßen, keine Gebäude und keine Geräusche, die von den humanoiden Lebewesen oder Maschinen erzeugt werden. Nur einige der »Alten« kann man auf den Feldern nahe der Küste sehen. Und hier wird es wieder deutlich, dass diese Lebewesen gerade Linien als unschön oder unnatürlich betrachten: Die Furchen für die Gewächse und Bewässerungskanäle verlaufen in eleganten Bögen und Windungen, wie man sie später, sehr viel später, in den Schnitzereien und Malereien der Polynesier und Maoris finden wird. Spiralen und konzentrische Kreise gehören offenbar auch zu den geschätzten Formen.

Über den Feldern kann man einen Schwarm beobachten, der im ersten Moment wie ein Schwarm von Schmetterlingen oder Insekten aussehen mag. Sieht man genauer hin, so erkennt man aber, dass es kleinste Fluggeräte sind, die winzigen Paragleitern ähnlich sehen: nicht mehr als vielleicht 6 bis 8 cm groß mit bananenförmigen Schirmen, die aus einem feinen, golden glitzernden Material bestehen. Unter jedem hängt mindestens ein Schwarzkiesel. Jedes der Fluggeräte scheint eine bestimmte Funktion zu haben. Einige lassen systematisch Samenkörner in die Furchen fallen, andere scheinen nur zu beobachten, wieder andere tragen schwer deutbare Geräte, die viel größer als sie selbst sind. Eine Gruppe von jugendlichen »Alten« starrt offenbar konzentriert auf den Schwarm der fliegenden Paragleiter.

In der zweiten Höhle entlang des Weges befindet sich, ganz verborgen, ein hausähnliches Gebilde mit mehreren Räumen, die von untertassenförmigen Schwarzkieseln, die mit nichts verbunden zu sein scheinen, beleuchtet werden.

Ein Raum dient offenbar zum Schlafen oder Rasten, doch wirkt er verwirrend und unwirklich: In einer Höhe von vielleicht 60 cm schwebt eine aus Flachs gewobene dickere Decke, die sich nur durch viele Schwarzkiesel auszeichnet, die in den Rand eingewoben sind und die offenbar das Schweben ermöglichen. In einem anderen Raum liegen auf Regalen Schwarzkiesel verschiedenster Form. Einer der »Alten« erkundigt sich besorgt, ob eine ausreichende Zahl von fischhakenähnlichen Archivkommuniaktoren auf der Erde verteilt sind. Es ist so, als würde man mit einem Verlassen der Erde rechnen und als würden die Alten in einigen verborgenen Plätzen etwas zurücklassen wollen. Ob für sich selbst für spätere Zeiten oder für andere Lebewesen, ist unklar.

Ein weiterer Raum hinterlässt einen ganz anderen Eindruck: Schwarzkiesel verschiedenster Art erzeugen hier eine sich dauernd verändernde Lichterpracht und erzeugen ungewöhnliche Geräusche. Es ist unklar, ob die Geräusche für die Alten Musik bedeuten und die Lichtphänomene nur ästhetischen Wert haben oder etwas kommunizieren. Auch die im ganzen Raum verteilten Skulpturen verschiedenster Größe, keine mit einer geraden Linie, würden einem menschlichen Betrachter Rätsel aufgeben.

In dem Haus fehlt jedes Anzeichen einer Küche oder von Badezimmer. Offenbar werden beide Einrichtungen als zur Natur gehörig eingestuft, die man nicht besonders zu entwickeln hat. Heißes Wasser aus Geysiren wird in unterschiedlichen Mischungen in Felsbecken geleitet, von denen die oberen, besonders heißen zum Kochen, die etwas kühleren weiter bachabwärts zum Baden und Waschen verwendet werden.

Aus der dritten Höhle entlang des Weges dringen viele Stimmen, fast als wäre es eine Schule. Und das stimmt auch in einem gewissen Sinn: Eine große Anzahl von »jungen Alten« spielt mit verschiedenen Modellen von Paragleitern, die sie durch einsilbige oder telepathische Befehle kontrollieren. Diese mit ein oder mehreren Schwarzkieseln ausgerüsteten Fluggeräte scheinen so etwas wie Roboter oder Sklaven zu sein, die man für verschiedenste Aufgaben trainieren kann, wobei dieses Trainieren aber offensichtlich einen gewissen Lernaufwand darstellt.

Die etwas älteren Jugendlichen sind schon in der Lage, mit ihren Fluggeräten sehr komplizierte Manöver auszuführen: Objekte zu ergreifen, zu transportieren und, am erstaunlichsten, zahlreiche Paragleiter gleichzeitig und koordiniert anzuleiten. Die ältesten unter den Kindern unterhalten sich damit, dass sie sich gegenseitig Kunststücke ihrer Paragleiterschwärme zeigen, die dann die anderen nachzuahmen versuchen. Die Flexibilität der Fluggeräte ist verblüffend: Drei von ihnen reparieren gerade eines, das durch Kollision mit einem Felsen beschädigt wurde; zwanzig von einem Kind koordinierte heben ein anderes Kind zum Gaudium aller auf und tragen es einige Meter durch die Luft.

Würde ein Mensch in die vierte Höhle eintreten, würde er mit Entsetzen zurückweichen. Der Raum hier scheint wie aus einer anderen Welt zu sein: eine Wüstenlandschaft, die sich unendlich weit zu erstrecken scheint, mit allem, was dazugehört (Hitze, Sanddünen, Knistern des Sandes, der vom Wind bewegt wird, eigentümliche Gerüche und Geräusche. Einer der Alten, der hier als Lehrer fungiert, erklärt den Schülern viele Details, bis er schließlich an einem rostfarbigen Gerät hantiert, wodurch er und seine Schüler plötzlich in einer Urwaldlandschaft stehen und dort Neues lernen. Wie in der Wüste so auch hier im Urwald lassen die Schüler ihre Fluggeräte die verschiedensten Aufgaben durchführen. Beim Ver-



lassen dieser Höhle benutzt der Lehrer noch einmal das rostfarbene Artefakt: Und dort, wo vor kurzem noch eine endlose Wüste bzw. ein großer, undurchdringlicher Urwald war, ist auf einmal nur mehr eine kleine Höhle mit glatten Wänden.

Alle Lernaktivitäten drehen sich um Geräte, die mit einem Schwarzkiesel kombiniert sind. Sie spielen sich zum Teil im Freien ab, wo neben der Kontrolle von Paragleitern mit Greifwerkzeugen am Strand, im Wasser oder unter dessen Oberfläche auch andere Eigenschaften geübt werden. Offenbar können einige der Geräte auch zum Kommunizieren und Archivieren von Information benutzt werden.

Die meisten der erwachsenen Alten arbeiten aber in Schichten und mit nicht zu übersehender Hektik in einer größeren, höher gelegenen Höhle, die trotz ihrer Fremdartigkeit jederzeit als Labor erkennbar wäre. Hier gibt es eine unübersehbare Auswahl von Schwarzkieseln, die mechanisch und chemisch in verschiedenster Weise bearbeitet werden, wobei Schwarzkieselroboter, ähnlich jenen, mit denen die Kinder trainierten, bei der Arbeit wichtige Hilfestellungen leisten. Einige der Objekte sind kunstvolle Schnitzereien, manchmal an doppelte Fischhaken erinnernd, mit kleinen grauen Punkten, die aus unerfindlichen Gründen an den Enden integriert werden.

»Unsere wichtigste Entscheidung ist es noch immer, und es bleibt uns kaum Zeit, welches Datenmodell wir bei den Archivkommunikatoren verwenden sollen«, sagt Betha und nimmt ein Glas in die Hand, in dem er eine Flüssigkeit schüttelt: »DNA oder RNA? Dieses D54-Modell ist auf DNA-Basis entwickelt und verwirklicht eine Million vierhundertacht parallele Prozesse.«

»Aber wenn wir so weit gehen, sind sie dann noch kontrollierbar?«, fragt Alfa besorgt. »Es ist ja jetzt für unsere Kinder schon schwer genug zu erlernen, wie die Modelle der C-Reihe trainiert und kontrolliert werden müssen!«

Betha zuckt die Schultern: »Die Kinder werden zunehmend besser. Ich habe erst gestern wieder beobachtet, wie ein Schüler problemlos mehr als 30 Geräte der C-Reihe gleichzeitig kontrollierte und koordinierte. Das entspricht dann schon etwa einem D54-Modell!« »Ja«, äußert sich Ganna, »ich habe sogar gesehen, wie ein Mädchen ein Modell der C-Reihe die Schallgrenze durchbrechen

ließ und auch dabei die Kontrolle nicht verlor ... Sie wusste gar nicht, dass das etwas Besonderes war!«

Wochen später arbeiten die Alten im Labor noch immer an demselben Problem, nämlich unendliche Folgen in endlicher Zeit zu berechnen. Sie machen Fortschritte, aber der endgültige Durchbruch ist noch nicht gelungen. Es ist klar, dass sie sich zeitlich sehr unter Druck fühlen.

Plötzlich stürmen zwei der Alten von draußen in die Laborhöhle. Alle blicken auf und folgen ohne Zögern der Aufforderung sofort ins Freie zu kommen. Sie stehen auf dem Felsvorsprung vor der Höhle und sehen, wie einer der Alten verzweifelt auf einen riesigen Granitfelsen in der Entfernung zeigt. »Es gibt neue Beben. Stärker als je zuvor. Näher an der Oberfläche. Seht, wie der Berg dort sich bewegt.«

Deltaa, der älteste der Alten, lässt sich noch weitere Daten geben. Dann trifft er ohne zu zögern die schwerwiegende Entscheidung: »Wir können nicht bleiben. Diesmal wird es ernst. Wir stehen vor einem gewaltigen Ausbruch, der die Erdoberfläche verändern wird und dessen Staubwolken die Erde in eine weitere Eiszeit werfen könnten. Wir haben getan, was wir konnten. Wir haben mit Hilfe der Schwarzkiesel viel erreicht, wir haben einige unserer Geräte in versteckten Höhlen zurückgelassen... sei es für eine unserer zukünftigen Generationen oder sei es für intelligentes Leben, das hier einmal entstehen wird und das durch Zufall auf einige unserer Geräte stoßen könnte. Aber wir werden unsere Forschungen mit den Schwarzkieseln auf unserem Heimatplaneten fortsetzen müssen.«

»Aber haben wir denn genug von diesem Mineral Obsidian gathered, um damit weiterarbeiten zu können?«, erkundigt sich Ganna. »Wir können nur hoffen, dass es reichen wird. Die Laderäume unserer Raumschiffe sind zum Bersten voll. Mehr ist nicht möglich. Begeben wir uns auf den langen Heimflug. Ob unsere Nachfahren je wieder auf diesen Planeten kommen werden?«

In unglaublich kurzer Zeit sind alle Höhlen, die die Alten hier und in anderen Teilen der Erde verwendet haben, wieder leer und wie im Urzustand, ausgenommen einige eigentümliche Artefakte, die man in ein paar Höhlen und Bächen bewusst, aber immer sehr versteckt zurücklässt.

Jahrmillionen werden vergehen, bis die ersten dieser Geräte von Maoris gefunden und mit Mythen umgeben werden. Und fast weitere tausend Jahre werden vergehen, bis entdeckt wird, dass die von den Alten zurückgelassenen Geräte unabhängig von ihren verschiedenen Funktionen mehr leisten können als die besten und größten Computer des beginnenden 21. Jahrhunderts. Dass das Zusammentreffen des neuseeländischen Mädchens Aroha mit dem Österreicher Marcus dabei eine entscheidende Rolle spielen wird, gehört zu den Zufällen der Menschheitsgeschichte ...

## 2. Hapakapa – Der Anhänger

**Januar 2000**

Wenn man am wilden Karekarestrand steht, mit dem Rücken zu den hoch heranrollenden Wellen, und mit den Augen den Bach den steilen Hang hinauf verfolgt, wo er wie im Himmel zu verschwinden scheint, und wenn man ganz genau weiß, wo man suchen muss, dann ist es möglich, dass man gerade noch einige hohe Bäume ausmachen kann. Sie stehen am Beginn eines verborgenen Tals.

Dieses Tal ist auf keiner Karte eingezeichnet und ist schwer zu finden. Es ist in dichtem und undurchdringlichem Wald versteckt. Die Stimmung, die das Tal ausstrahlt, wechselt so rasch wie das Wetter in diesem Teil Neuseelands: von tiefblauem subtropischem Himmel zu wild sich türmenden Wolkenbergen, zu Sturzbächen von Regenmassen oder anhaltendem Sprühregen, der Nebelfetzen oft stundenlang durch die engen Täler treibt.

An einem Tag zu Beginn des Frühlings steht Aroha, eine junge Frau, alleine auf einem kaum mehr erkennbaren alten Pfad auf einer Lichtung in der Nähe des oberen Endes dieses Tales. Nach Westen hin kann sie den steilen, mit Manukabüschen bewachsenen Hang sehen, der zum Meer hinunterstürzt. Nach Osten hin verbergen Hügel und Wald den Blick nach Auckland, wo sie jetzt lebt und das von hier unendlich weit weg scheint, obwohl es in Wahrheit nur eine Autostunde entfernt liegt. Nach Süden, wo der Weg abrupt nach unten abbricht, führt das verborgene Tal, das auf Aroha eine fast magische Anziehungskraft ausübt und in das sie hinunterzusteigen beginnt.

In ihrer Wanderhose, einem dünnen Anorak und mit einem kleinen Rucksack kämpft sie sich durch die dichten Manukabüsche hindurch, zwischen denen oft unangenehm scharfes Gras wächst. Bei einer Steilstufe des Weges rutscht Aroha plötzlich auf dem feuchten Boden aus und versucht vergeblich, sich an kleinen Zweigen und Wurzeln festzuhalten. Erst nach einigen Metern, nicht weit von jener Stelle entfernt, wo der Bach entspringt, der dann durch das Tal fließt, kommt sie wieder auf die Beine. Abgesehen von einigen Kratzern und lehmigem Schmutz auf ihrer Kleidung ist Aroha unversehrt. Sie wäscht sich im klaren Wasser und beginnt dann die große Ruhe zu genießen, die sie hier spürt.

Es ist ganz still. Aroha hört weder das Zwitschern von Vögeln, die die sonnigen höher liegenden Teile vorziehen; sie hört auch nicht die Geräusche des Meeres, die durch die Hänge des Tales und den Wald abgeschildert werden. Sie schließt tief atmend ihre Augen. Es fällt ihr leicht sich vorzustellen, dass die uralten Puriribäume mit ihren flechtenüberzogenen Ästen und den roten Beeren schon seit Beginn der Zeit hier stehen und schon zusahen, wie sich tätowierte Maorikrieger unter den mächtigen Zweigen wilde Kämpfe lieferten.

Langsam und vorsichtig folgt Aroha dem Bach abwärts, an kleinen Wasserfällen vorbei, manchmal im Bach oder am Bachrand, dann wieder etwas höher auf der moosbewachsenen Böschung, die der Bach wie eine perfekte Skulptur unterhöhlt hat und wo Aroha fast zögert, die weichen Polster durch ihre Schritte zu gefährden. Aber nicht immer ist das Fortkommen einfach. Sie muss sich häufig den Weg über umgestürzte Bäume und durch Schlingpflanzen hindurchkämpfen. Mehr als einmal wünscht sie, sie könnte sich wie Tarzan mit Schlingpflanzen von Baum zu Baum schwingen.

Schließlich hält sie bei einem Felsen an, der in der Mitte des Bachs diesen teilt. Sie wadet durch das Wasser, setzt sich auf den großen Stein und beginnt etwas geistesabwesend ihr Mittagessen aus dem Rucksack zu verzehren, während sie die Wellen und Wirbel beobachtet, die die Strömung um den Felsen erzeugt. Die beiden Teile des Bachs scheinen ihr wie die zwei widersprüchlichen Einflüsse in ihrem eigenen Leben: Maori und Pakeha<sup>1</sup>.

Sie erinnert sich an den Marae, an das kleine Maoridorf ganz im Norden von Neuseeland, wo sie die ersten fünf Jahre ihres Lebens verbrachte. Da waren die langen Stunden, in denen sie glücklich den Geschichten der Großmutter zuhörte, der weisen Kepa, wie man sie nannte, als Aroha jedes Mal hoffte, die Geschichten würden nie aufhören. Die weise Kepa war die Matriarchin der Familie, sie führte und leitete diese sanft, aber auch fest, bestand darauf, die alten Traditionen nicht aufzugeben, und versuchte, dies auch bei den Mitgliedern der Großfamilie durchzusetzen. Aroha weiß, dass sie selbst, Maoritradeition entsprechend, im Alter von wenigen Monaten von ihrer Großmutter adoptiert wurde. Arohas Maorimutter und ihr englischer Vater hatten große Schwierigkeiten Arbeit zu finden, die ihnen Zeit für die Betreuung von Aroha gelassen hätte.

1 Eine etwas abfällige Bezeichnung der Maoris für die europäischen Zuwanderer.

Ihre Großmutter wollte andererseits unbedingt, dass Aroha in einer Maoriumgebung aufwuchs. Aroha war noch so klein, als sie in das Maoridorf kam, dass sie sich bald nicht mehr an ihre Eltern erinnern konnte. Ihre Großmutter wurde Mutter und Vater in einer Person für sie.

Die weise Kepa verlangte, dass alle Maori sprachen, wenn die Zeit des Geschichtenerzählens kam, aber dass sie Englisch reden konnten, wenn sich die Familienmitglieder zu anderen Zeitpunkten unterhielten, etwa während die Frauen Flachs zu Körben, Taschen oder Wandteppichen woben. Beim Spielen mit anderen Kindern aber war die Trennung der Sprachen nie so genau gewesen: Worte wurden gemischt verwendet, so wie sich manche eben gerade besser eigneten. Sie unterhielten sich mit alten und neuen Spielen oft ohne Ende, fröhlich und ausgelassen, wobei sie dann manchmal so respektlos waren, die weise Kepa hinter ihrem Rücken »die Alte« zu nennen!

Unvermittelt brechen Arohas Erinnerungen ab und sie ist zurück in der Gegenwart und Wirklichkeit. Mit einem gewissen Gefühl der Unruhe denkt sie an das neue Leben, das für sie mit dem Beginn des ersten Universitätsjahrs in nur wenigen Wochen beginnen und für sie eine sehr große Umstellung bedeuten wird.

Sie packt wieder alles in ihren Rucksack und setzt die Erforschung des Tals fort. Dabei ist sie manchmal nur halb bei der Sache, immer wieder geht es ihr durch den Kopf, ob das Biologiestudium sie so faszinieren wird, wie sie das hofft. Und wird sie Freunde finden?

Sie folgt dem Bach eine weitere Stunde. Das Fortkommen wird immer schwieriger. Schließlich scheint es kein Weiterkommen mehr zu geben. Der Bach links ist tief und reißend geworden, rechts ein steiler Felsen, am rechten Bachrand undurchdringliche Büsche und große Baumstämme, die den Weg versperren. Auf Händen und Knien kriechend gelingt es ihr, sich unter einer großen Baumwurzel durchzuzwängen, während sie Spinnwebenfäden, kleine Wurzeln und andere Hindernisse Zentimeter um Zentimeter aus dem Weg räumen muss. Irgendetwas treibt sie weiter.

Plötzlich wird es wieder leichter, sie kann aufstehen, schüttelt sich Staub und Blätter aus Haaren und Kleidung, dann hält sie verblüfft inne. Sie steht in einer anderen Welt, so scheint es ihr, wie in einem

Raum aus einer anderen Zeit: Farnbäume<sup>2</sup> und Neuseelandpalmen<sup>3</sup> bilden ein natürliches Dach, durch das die zylindrischen Stämme von riesigen Kauribäumen<sup>4</sup> himmelwärts wachsen. Am Boden sind die Wurzeln mit Flechten und Moos wie mit einem weichen Teppich überwachsen, aus denen da und dort die Buschorchideen Neuseelands ihre Blüten strecken.

Eine Welle von Bewunderung und Erstaunen durchflutet Aroha. Sie steht hier an einem Ort, den die Zeit vergessen hat. Hier, in diesem verborgenen Tal, hat sie einen Ort gefunden, der ehrwürdig, alt ist und offenbar seit Jahrzehnten nicht mehr von einem Menschen besucht wurde. Die »Kathedrale«, tauft Aroha diesen Ort, ohne darüber wirklich nachzudenken.

An einem Ende dieses von der Natur geschaffenen Raumes ist ein alter Kauribaum umgestürzt, hat mit seinem Wurzelwerk Teile der Bachböschung mitgerissen und liegt nun quer über das Wasser. Aroha geht näher an den umgestürzten Baum heran: »Ob wohl die großen Regenfälle der letzten Wochen den Boden so aufgeweicht haben, dass dieser schöne Waldriese umstürzte?«, überlegt Aroha, während sie die mächtigen Wurzeln betrachtet, an denen noch große Brocken glänzenden Lehms zu sehen sind. Der Lehm ist glatt, mit blauen Streifen, ohne Verunreinigungen, so, wie sie ihn im Marae für das Brennen von Gefäßen verwendeten.

Doch was ist das? Im Lehm scheint etwas zu glitzern, das wie eine Glasscherbe aussieht. Aroha ist entsetzt: »Abfall, hier an dieser Stelle? Undenkbar!« Sie kniet nieder, beachtet nicht, wie Hose und Hände anfangen, sich immer weniger von der Farbe des Lehms zu unterscheiden. Um zu dem glitzernden Stück zu kommen, muss Aroha unter einigen der abgerissenen Wurzeln durch, bekommt Erde in die Haare und ins Gesicht, rutscht mehrmals gefährlich tief zum Bach hinunter, kämpft sich zwischen den Wurzeln wieder hoch, bis sie endlich das, was wie eine Scherbe aussieht, in der Hand

2 Farnbäume und Varianten wie die »Cabbage Trees« und die Nikaupalme bestimmen das Bild des niedrigen Waldes in den Waitakeres, jenem zerklüfteten Mittelgebirgsgebiet nahe Auckland, in dem der größte Teil dieses Romans handelt.

3 Nikaupalme

4 Neben den verschiedenen Varianten von Farnbäumen ist der Kauribaum wohl der typischste aller neuseeländischen Bäume. Er wird so alt und groß wie die roten Zedern in Kalifornien und zeichnet sich durch sein knotenloses Holz (die Äste sitzen sehr hoch) und seinen zylindrischen Stamm (der sich also nach oben hin kaum verzweigt!) aus, was diese Bäume durch Aushöhlung zum Bau von Einbäumen und Booten prädestiniert.

hält. Sie entfernt so viel Lehm von dem Ding wie möglich und hält es dann in die Höhe, wo ein Lichtstrahl durch die Baumdecke bricht. Was sie in der Hand hält, hat die Gestalt eines Fischhakens.

»Es ist eine Art Schnitzerei. Die Form ist typisch für Kunstwerke aus der ganz frühen Zeit ... Dieses scheint eines zu sein, die Form ist schön. Und vielleicht habe ich etwas Altes, ganz Altes gefunden«, durchzuckt es Aroha mit überraschender Stärke.



Aroha eilt zum Bach hinunter und wäscht die Schnitzerei sorgfältig. Dann sucht sie sich einen bequemen Baumstamm, wo sie sich hinsetzen kann, und betrachtet das schöne gefundene Stück sorgfältig. Von ihrem Vater, einem Naturwissenschaftler, weiß sie, dass es aus Obsidian<sup>5</sup> besteht, einem schwarzen, fast glasähnlichen Stein vulkanischen Ursprungs. Sie verfolgt die Ränder vorsichtig mit einem Finger: Die eine Seite hat eine eigenwillige geometrische Form, auf der Rückseite ist ein Muster von grauen Punkten sichtbar. Aroha merkt, dass sie grundlos von einer großen Aufregung ergriffen wird. »Was ist los mit mir? Werde jetzt nicht verrückt«, sagt sie sich selbst, »du hast einfach eine zu lebhafte Einbildung.«

Aroha kann nicht wissen, dass sie einen Mindcaller gefunden hat, genauer gesagt, die Hälfte eines Mindcallers. Aber selbst wenn sie es wüsste, könnte sie zu diesem Zeitpunkt mit dem Begriff noch nichts anfangen. Aber dennoch, Aroha weiß, ohne zu wissen, warum sie es weiß, von Legenden über Lebewesen in grauer Vorzeit, die manchen Zauber in Schnitzereien aus Obsidian eingewoben haben.

Lange und sorgfältig studiert Aroha die Schnitzerei und bewundert die glatten und schönen Formen, die nur an einer Stelle kantig sind, weil hier offenbar ein Stück fehlt. Sie fragt sich immer wieder, wer ihr vielleicht mehr über ihren Fund erzählen könnte. Sie schließt einen Augenblick die Augen und zuckt zusammen. Sie »sieht« plötzlich die Spur eines Lächelns, ohne aber ein Gesicht ausmachen zu können. Verwirrt öffnet sie die Augen. Das gerade

<sup>5</sup> Obsidian wird auch Feuerkiesel genannt.



Erlebte war so eigentümlich, dass sie es nicht fassen kann. Wie kann sie mit geschlossenen Augen etwas »sehen«? Zögernd schließt sie nochmals die Augen. Da ist es wieder, diesmal noch intensiver!

Augen, die sie zu rufen scheinen! Noch nie hat Aroha etwas in ihrer Vorstellung mit solcher Klarheit und Schärfe gesehen. Aber was sie noch mehr verblüfft ist, dass sie, ohne ein Gesicht »gesehen« zu haben, doch sofort weiß, wem das Lächeln und die Augen gehören: ihrer Großmutter, der weisen Kepa! Wie ist das möglich, nachdem sie das Dorf und ihre Großmutter schon seit vielen Jahren nicht mehr besucht hat?

Aroha sitzt lange stumm, blickt immer wieder die Schnitzerei an. Seit vielen Jahren zum ersten Mal denkt sie fast wie in einem Gebet an Ranginui (Vater Himmel) und Papatuanuku (Mutter Erde). Klarer und deutlicher als je zuvor kann sie manche Maorimythos empfinden und verstehen, dass es die Liebe war, die Himmel und Erde erschuf. Maoriworte und Maorinamen, die und deren Bedeutung sie seit langem vergessen hat, fluten ungebeten in ihren Kopf, nicht als Eindringlinge, sondern als alte Freunde, die ihr etwas zurufen wollen, das sie noch nicht verstehen kann. »Was ist mit mir geschehen?«, fragt sich Aroha immer wieder. »Ist es dieser Ort, diese ‚Kathedrale‘, oder ist es diese Schnitzerei, die ich gefunden habe?«

Schließlich macht sie sich doch auf den Rückweg. Zerkratzt und verschmutzt, aber erfüllt von einer neuen Lebendigkeit erreicht sie schließlich den Ausgangspunkt. Nach der stummen Dunkelheit des alten Waldes funkelt es hier im Sonnenschein. Auf der ersten großen Lichtung hört sie Grillen und sieht Bienen zwischen den wilden Frühlingsblumen: blauer Enzian, gelber Löwenzahn, Gänseblümchen, großer, rot blühender Klee. Gräser und Flachs biegen sich und tanzen im Wind, erzeugen ein sich immer wieder verschiebendes Muster, das an die sich ständig ändernden Wolken am Himmel erinnert. Tuis<sup>6</sup> und Graue Grasmücken<sup>7</sup> singen ihre Lieder, das Echo der am Strand weit unten brechenden Wellen dringt bis hier herauf, ein tiefes ungleichmäßiges Rauschen wie das Atmen eines Riesen. All das war hier vorher auch, aber es dringt jetzt in Aroha mit einer Deutlichkeit ein, als hätte sie vorher halb geschlafen und als wäre sie

6 Typischer neuseeländischer Vogel: schwarzes Federkleid, weiße Federn im Halsbereich, sehr spezifischer Gesang

7 Der neuseeländische »Grey Warbler«

erst jetzt wirklich erwacht und lebendig. Über dem Meer und über ihr kreisen Möwen und Schwalben.

Sie setzt sich so, dass sie sich mit ihrem Rücken gegen einen großen Pohutukawabaum<sup>8</sup> lehnen kann, zerpfückt eine Flachspflanze in Einzelfäden, aus denen sie eine Schnur flicht. Diese befestigt sie vorsichtig an der Schnitzerei und kann nun den »Fischhaken« als Anhänger um den Hals tragen. Als sie kurz die Augen schließt, raunt eine Stimme ihr zu: »Ja, trag nur diesen Kapakapa«, und Aroha weiß, dass dies das Maoriwort für Halskette oder Anhänger ist. Plötzlich »sieht« sie braune Augen.

Augen, die glänzen und strahlen, wie auf einer neuen Schnitzerei. Aber dann ändert sich das Bild und sie »sieht« den kleinen Bach, der am Fuße eines großen Baumes vorbei in eine fast verzauberte Wildnis führt, wo sich Clematis und andere Schlingpflanzen bis zu den Wipfeln der Bäume hochwinden, wodurch natürliche, fast wasserdichte Höhlen entstanden sind. Treffplätze für sie als Kinder.

Ja, das war, wo sie mit anderen Kindern in der Jugend spielte, oft mit verteilten Rollen als verschiedene Maoristämme, die gegenseitige Überfälle planten!

Beim Geschichtenerzählen im Dorf hatte Zauberei immer eine große Rolle gespielt. Vielleicht kommt es dadurch für Aroha nicht als völlige Überraschung, als sie plötzlich silberne Feen, die am Mond tanzen, als nächstes Bild »sieht«. Und dann »sieht« sie sich plötzlich selbst als kleines Mädchen, mit braunen, gelockten Haaren und grünen Augen, um Mitternacht noch unterwegs:

*Beim alten Karakabaum vorbei, durch das kleine Tor  
Vorbei an der roten Schnitzerei eines Kriegers, so schnell es geht  
Auf Zehenspitzen  
Klopfendes Herz  
Am alten Haus vorbei  
Über den Zaun  
In den Schatten der Farnbäume  
Beim Fluss ( wo die Alten leben<sup>9</sup>!*

<sup>8</sup> Dieser zu Weihnachten wunderschöne rot blühende Baum ist das Weihnachtsgeschenk der Natur an die Neuseeländer.

<sup>9</sup> Maoris werden immer so begraben, dass ihre Gräber zu einer Wasserfläche schauen, damit die Seelen der Toten in der Nacht zum Wasser gehen können.

Aroha muss sich von den Bildern losreißen. Sie zwingt sich, ihre Augen zu öffnen ... und ist zurück in der normalen Realität.

Mit Verwunderung denkt sie über das nach, was sie gerade gesehen hat. Solche Kindheitserinnerungen liegen lange hinter ihr. Wieso wird sie jetzt wieder mit ihnen konfrontiert? Sie weiß, man hat ihr immer wieder erzählt, dass sie über eine übertriebene Fantasie verfügt. Aber, und das macht sie mehr als ein bisschen besorgt, selbst als Kind hat sie mit ihrem »inneren Auge« nie und nimmer Geschehnisse mit der Deutlichkeit gesehen, mit der das jetzt geschehen ist, deutlich, klar und doch in einer einzigartigen, unerklärbaren Weise. Was sie gerade erlebt hat, ist nicht vergleichbar mit der Beobachtung eines Filmes. Vieles, was sie »sah«, waren nicht »vollständige« Bilder oder Szenen. Aroha weiß nicht, wie man das Erlebnis am besten beschreiben kann. Am ehesten noch mit Phrasen wie: »Etwas, das ganz verschieden ist vom Sehen und vom Hören. Etwas, das über normales Denken und Empfinden weit hinausgeht.«

Zurück in der Stadt muss Aroha immer wieder an die neuen Erlebnisse denken. Sie will mehr über ihren Anhänger in Erfahrung bringen und sucht stundenlang im Internet. Aber das Einzige, was sie findet, ist ein Wörterbucheintrag, der bestätigt, was sie ohnehin weiß: dass das Maoriwort »Kapakapa« die Übersetzung für einen Halsschmuck in Kettenform ist. Sie fragt sich wieder einmal, warum ihre Familie zu Hause nie Maori sprach, insbesondere als sie ihr doch den Maorinamen Aroha gaben! Oder hatte sie diesen Namen nur, weil ihre Großmutter darauf bestand? Es ist das erste Mal, dass sie Trauer darüber empfindet, viele Maoriwörter seit ihrer Kindheit vergessen zu haben. Als Ausgleich beschließt sie, ihren Anhänger in Zukunft für sich nur mehr Kapakapa zu nennen.

Aber sie zeigt ihren Kapakapa niemandem.

Aroha kehrt an vielen Sonntagnachmittagen zum verborgenen Tal zurück, auch um dem Gefühl der Einsamkeit, das sie oft in der Stadt empfindet, durch ihre Welt hier, in die sie immer wieder gerne eintaucht, zu entgehen. Sie liebt es besonders in der Lichtung oberhalb des Tales auf dem Bauch zu liegen und nach Westen auf das Meer hinauszusehen. Sie kann den hereinrollenden Brechern beliebig lange zusehen, dem allmählichen Anwachsen der Flut oder dem Zurückweichen des Wassers, das Hunderte Vögel jedes Mal

kreischend begrüßen, weil sie im nassen Sand und in verbleibenden Wassertümpeln kleine Meerestiere und unvorsichtige Fischchen und Krebse als willkommene Nahrung finden.

Das fallweise Auftauchen von Menschen am weit unten liegenden Strand betrachtet Aroha eher als Störung. Sie zieht es vor, sich mit ihren eigenen Gestalten zu umgeben, und beginnt, alles Lebendige um sich herum als liebe Freunde zu betrachten: den alten schläfrigen Großvater Rimubaum<sup>10</sup>, der sich gelassen am Rande der Lichtung sonnt und sich durch nichts aus der Ruhe bringen lässt, die jungen Kowhaibäume<sup>11</sup>, auf denen meist zwei Tuis sitzen, die sie regelmäßig mit ihrem Gesang begrüßen, mit einem Gesang, der nie gleich klingt, und die gelben Schmetterlinge, die ihr fast wie goldene Feen vorkommen, die von den Wiesenblumen kosten. Sie liebt die Walddauben, die liebevoll ihr Nest in einem alten Karakabaum bauen, oder andere Vögel, wie die Grauen Grasmücken, die sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang über das Tal hinweg ununterbrochen melodisch zurufen. Einmal, Aroha ist fast sicher, sieht sie auch einen Takahe<sup>12</sup>!

Zu ihren besten Freunden gehören zwei Fantails<sup>13</sup>, jene kleinen Vögel, die oft kilometerweit mit Menschen mitfliegen, um winzige Insekten zu fressen, die die Menschen durch ihre Bewegung aufstöbern. So hat Aroha auf ihren Spaziergängen immer zwei kleine Freunde, die sie begleiten. Und nach einigen Wochen ist sich Aroha sicher, dass es immer dieselben sind.

Aroha beschäftigt sich auch mit Pflanzen, Büschen und Beeren, versucht sich an einiges von dem Schatz zu erinnern, den ihre Großmutter ihr seinerzeit versuchte zu vermitteln. Sie erinnert sich beispielsweise an die orangeroten Beeren des Karakabaumes, die man wochenlang wässern muss, bevor sie ihr Gift verlieren, oder an spezielle Disteln, deren Boden man essen<sup>14</sup> kann.

10 Rimu ist ein Baum aus hellem, hartem Holz, der große knorrige Äste entwickelt, die den Eindruck von Alter noch verstärken.

11 Kowhaibäume sind schlanke, zart gewachsene Bäume mit hängenden gelben Blüten, die von den Tuis auch als Nahrung verwendet werden.

12 Der Takahe ist ein Vogel, der wie der Kiwi nicht fliegen kann. Er hat einen hellroten Schnabel und ist (weil er seine Eier am Boden legt, wo sie durch kleine Säugetiere wie Marder oder Ratten gefährdet sind) vom Aussterben bedroht.

13 Der englische Ausdruck »Fantail« passt besser als der deutsche »Pfauentaube«, weil diese winzige Taubenart einen fächerähnlichen Schwanz hat.

An klaren Abenden sitzt Aroha oft an jener Seite der Lichtung, von der aus man das Meer am besten beobachten kann. Sie wartet dann gespannt, ob es wieder zum »grünen Leuchten« über dem Meer kommen wird. Obwohl sie die physikalischen Gesetze durchaus kennt, die manchmal dieses Phänomen auslösen, ist sie immer wieder davon überrascht und fühlt sich glücklich, wenn sie es erlebt. Die Tatsache, dass die Reflexion von Lichtstrahlen von der Dichte der Luft abhängt, entzaubert den Vorgang in keiner Weise: In den letzten Augenblicken, in denen die Sonne im Meer zu versinken scheint, verfärbt sie sich manchmal von rot zu orange, zu gelb und dann ganz plötzlich und nur für einen Augenblick in intensives, strahlendes Hellgrün. Dann verschwindet sie und es wird dunkel und ruhig.

An manchen Abenden zündet Aroha ein Feuer in der Mitte der Lichtung an und schläft im Freien, nur in einem Schlafsack. In den klaren Nächten, in denen sie hier so am Rücken, weg von den Lichtern der Stadt liegt, werden auch die Sterne zu ihren Freunden. Sie kann viele benennen: die Zeigersterne, die auf das Kreuz des Südens hinweisen, Orion, Leo, Pegasus, Andromeda und viele andere.

Selten trägt sie ihren Anhänger. Noch immer ist sie unschlüssig, was er bedeutet und wie sie sich weiter verhalten soll. Aroha versteht auch nicht, warum er manchmal Bilder liefert, wenn sie die Augen schließt, manchmal nicht. Sporadisch und unvorhersehbar produziert er Eindrücke, oft aber bleibt er auch ganz passiv. Aber selbst wenn sie ihn trägt, nimmt sie ihn vor dem Einschlafen immer ab. Sie hat Bedenken, den Anhänger zu tragen, die Augen zu schließen und durch den Schlaf die Kontrolle über das Öffnen ihrer Augen zu verlieren.

Eines Abends, als sie auf der Lichtung liegt und im Begriff ist, vor ihrem verglimmenden Feuer einzuschlafen, vergisst sie, den Kapakapa abzunehmen. Sie beginnt zu dösen. Plötzlich lodert das Feuer vor ihr hoch auf. Sie merkt erst nach einer Schrecksekunde, dass es der Anhänger ist, der ihr die Bilder liefert:

Ihr Vater wirft große Holzprügel ins Feuer, sodass die Funken hochstieben und alle vor der Hitze zurückweichen. Es ist Guy-Fawkes-Nacht und es wird nicht nur ein großes Feuer geben, sondern

14 Eine Variante des in Österreich bekannten »Jägerbrotes«: Eine in den Kalkalpen gängige Distelart hat eine ca. 1 mm dicke »Bodenschicht«, die man als fast vollwertigen Brotersatz verwenden kann. (siehe S. 22)

auch ein Feuerwerk, das der Vater für die Familie und die Nachbarn vorführt.

Das Bild schwankt ein bisschen. Die Geschichte geht einige Tage früher weiter:

Der Vater ist über diverse Pulver im Chemiezimmer der Schule gebeugt und stellt Feuerwerkskörper für sich her. Nur er darf das, als Direktor der Schule und als Naturwissenschaftler. Er füllt mit einem Lächeln das Pulver in Blechdosen und legt Zündschnüre hinein.

Wieder schwankt das Bild und es ist wieder Guy-Fawkes-Nacht, so, als könnte sich der Anhänger nicht entscheiden, was er zeigen soll:

Die vorher angefertigten Blechdosen werden gerade aufgestellt und die Zündschnüre angezündet. Feuer von Purpurrot bis Emeraldgrün, von Kobaltblau bis Magnesiumweiß schießen hoch ...

Das Bild wird unscharf, stabilisiert sich wieder, springt zu einer Szene, die Aroha nicht sehen will:

Ihr Vater, der an Krebs stirbt, der Vater, der bis zum Ende vergeblich dagegen ankämpft.

Aroha bäumt sich auf, zwingt sich ihre Augen zu öffnen. Der »Spuk« ist weg. Ein kühler Wind bläst über die Lichtung, das Feuer glimmt noch einmal auf. Aroha nimmt entschlossen den Anhänger ab. Sie versteht, was dieser tut, noch weniger als zuvor: Bisher zeigte er immer nur emotional positive Ereignisse und Bilder, warum dann heute die Szenen mit ihrem todkranken Vater, die sie nicht wieder erleben will?

An diesem Abend, an dem sie noch lange wach liegt, wird es Aroha endgültig klar, dass sie anders ist als andere. Sie ist nicht besonders an Männern interessiert, obwohl das die meisten 17-Jährigen offenbar als Wichtigstes ansehen. Sie empfindet umgekehrt den Unterricht an der Universität als Vergnügen, auch in den von vielen gehassten Fächern wie Mathematik. Und sie hat einen Anhänger, den sie nicht versteht, der aber wohl irgendwie zu ihr gehört und sie mit ihrem Leben und ihrer Vergangenheit verbindet.

Vorsichtig nimmt sie den Kapakapa in ihre Hand, schließt die Augen und »sieht« ein Bild aus alten Zeiten:

Tawhirimatea (der Wind) stürmt und singt in dem Baumspitzen neben dem alten Haus in dem Dorf ihrer Großmutter.

Tränen stürzen Aroha aus den Augen, denn sie erinnert sich sehr wohl an diesen Tag der großen Zurückweisung, als sie das erste Mal erleben musste, was es heißt nirgendwo hinzugehören. Sie denkt das hundertste Mal: »Warum bin ich nicht braun oder weiß, warum bin ich dazwischen?« Aber sie entschließt sich an diesem Abend, das Beste aus dem zu machen, was sie ist: Sie wird wie eine Weiße studieren und erfolgreich sein. Und sie wird den Wurzeln ihrer Mutter nachgehen und wird das Wesen der Flüsse, der Berge, der Täler, der Seen, der Menschen und des Lebens finden. Und sie ist sicher: Die Alten werden ihr eines Tages helfen können, das Rätsel des Kapakapas zu entschlüsseln.

### 3. Aoroma – Die Welt des Lichtes

#### Oktober 2000

Aroha beschließt nach einigen Wochen, Tagträumereien und wundersame Vorkommnisse zu ignorieren und sich in ihre Universitätsarbeit zu vertiefen. Sie versteckt den Anhänger tief in einer Schublade. Sie will sich nun ganz auf ihr Biologiestudium konzentrieren, will zeigen, dass sie so gut oder besser ist als die manchmal überheblich wirkenden rein europäischen Mitstudierenden. Sie arbeitet hart und vergisst in der Arbeit ihre menschliche Einsamkeit.

Als sie es am wenigsten erwartet, sich am wenigsten bemüht, ist ihre Einsamkeit auf einmal zu Ende. Sie blickt nach einem längeren Gespräch eines Tages in das strahlende Gesicht Kalinas, einer Mitstudentin, mit der sie schon mehrmals flüchtigen Kontakt hatte, und weiß plötzlich: Hier hat sie eine Freundin gefunden.

Kalina öffnet für Aroha die Tür zu Welten erstaunlicher Musik, von denen Aroha nichts geahnt hat: prächtige polnische Polonaisen, Horas, jene in Rumänien noch immer verbreiteten Volkstänze im 2/4-Takt, die in einem Kreis aufgeführt werden, schwedische Webereilieder, alte französische Bourrées, die heute als Tänze nur noch in der Auvergne praktiziert werden, israelische Liebesduette und vieles mehr. Aroha findet diese neue Welt der Musik, besonders der volkstümlichen Tänze, so aufregend, wie sie sich das früher nie hätte vorstellen können.

An einem Sonntag machen Aroha und Kalina einen Ausflug zu den Küsten Waitakeres. Der Wind bläst vom Meer, das blonde Haar weht über den Schultern Kalinas, ihre Wanderung durch die Dünen und dann am Strand zur wechselnden Melodie des Meeres ist wie ein Tanz. Arohas Gefühl des Glücks, einen seelenverwandten Menschen gefunden zu haben, leuchtet wie die Wellenkronen, wie die glitzernden Tropfen, wenn sich die Wellen am Rand der Sandbuchten an den Klippen brechen.

Es ist ein fehlerloser Tag, ein Tag ohne Makel. Aroha denkt immer wieder: »Was für eine perfekte Stimmung, eine Stimmung, deren Erinnerung ich mir für immer bewahren muss.« Aroha und Kalina lächeln stets im selben Moment, lachen über dieselben Kleinigkeiten, haben fast das Gefühl, die Gedanken der Freundin zu fühlen.



Und die ganze Zeit spürt Aroha fröhliche Musik in ihrem Kopf, die von den Bassnoten der Brandung begleitet wird und vom Sopran der Vögel.

Als sie sich am nächsten Tag in der Stadt treffen, ist Aroha noch voll von dem Erlebnis des gemeinsamen Ausflugs. Kalina erzählt mit überschwänglicher Begeisterung und in vielen Details über eine Musikveranstaltung, die in wenigen Tagen in die Stadt kommen wird. Als sie schließlich rasch aufbricht, bleibt Aroha mit einem leicht unangenehmen Gefühl der Überraschung zurück. Es wird ihr bewusst, dass Kalina den gestrigen Tag kein einziges Mal erwähnte, so, als wäre er nie gewesen.

Diesen Sommer schwimmen die beiden in der Brandung vor Buchten wie Bethel's Beach, mit dem herrlichen schwarzen, eisenhaltigen Sand, der sich noch viel mehr aufwärmt, als das bei helleren Stränden geschieht. Beim ersten Licht des Tages, ohne andere Menschen weit und breit, surfen sie auf den großen Wogen, inmitten von Schaum, der sie streichelnd umgibt, sehen die ersten Sonnenstrahlen, wie sie das Wasser aufleuchten lassen, wie sie eine blau-grün-weiße Durchsichtigkeit erzeugen und die Luftblasen im Wasser mit einer glitzernden Klarheit umgeben.

Aroha schlägt ihrem Vater nach und interessiert sich wie er sehr für die Naturwissenschaften. Kalina hingegen ist eine Vollblutmusikerin. Sie spielt Flöte und Bassklarinette. Für Aroha ist die ihr bis dahin kaum vertraute Bassklarinette ein neues und tiefes Erlebnis. Kalina erzählt Aroha von ihren Eltern in Polen: Ihr Vater ist Spezialist für osteuropäische Musik, ihre Mutter gibt Tanzunterricht. Aroha lächelt innerlich: Kein Wunder, dass Kalina mit Musik und Tanz so vertraut ist. Und nach den Erzählungen wird Aroha auch klar, wo Kalina gelernt hat, dass man sehr hart arbeiten muss, um erfolgreich zu sein.

Im Winter lesen sie Bücher, während sie unter Bäumen sitzen und an Keksen knabbern. Wenn es nicht regnet, dann ist in Auckland auch der Winter warm genug, um angenehm im Freien zu sitzen. Die meisten Bücher sind Vorschläge von Kalina, die sich nicht nur als Musikerin, sondern auch als sehr belesen herausstellt, wobei sie

wissenschaftliche und faktenorientierte Werke besonders schätzt. Als Ausgleich führt Aroha Kalina in die Welt von Zukunfts- und Fantasyromanen ein. »Der Herr der Ringe« gehört zu den gemeinsamen Lieblingsbüchern. Aroha kennt das Werk schon, aber der Zauber des Buches entfaltet sich noch einmal, als Kalina die Bücher laut vorliest. Oft ignorieren sie den kühlen Wintersturm, der durch die Baumwipfel tobt, sitzen eng zusammen in wetterfesten Anoraks oder auch zusätzlich in eine Decke gehüllt und folgen Tolkiens Gestalten über Zeit und Raum und durch alle Prüfungen und Gefahren. Oft vergeht die Zeit so schnell, dass sie dann ganz überhastet aufbrechen und in die Stadt zurückeilen müssen, denn Kalina besteht darauf, jeden Tag mindestens einige Stunden ernsthaft an ihrem Studium arbeiten zu können.

Im Laufe der Monate wird das verborgene Tal ein fast mystisches Zuhause für die beiden Freundinnen. Im späten Frühling oder an den Herbstnachmittagen, wenn die Sonne schräg auf die Lichtung oberhalb des Tales fällt, verwandeln sich die Gräser und Farnkräuter zu einem Schauspiel goldener Farbtöne mit einer solchen Eindringlichkeit, dass Aroha die Gegend »Welt des Lichtes« oder auf Maori »Aorama« nennt ... einen Ausdruck, den sie nur mehr vage aus der Kindheit kennt, den sie zur Sicherheit im Internet überprüft.

Die Stimmung in Aorama ist so einzigartig, dass Aroha nach langer Zeit wieder ihren Skizzenblock zu verwenden beginnt und auch ihre Staffelei und Malfarben wieder auspackt.

So ist es für Aroha dann auch ganz natürlich, dass sie Kalina als die ungewöhnliche junge Frau des ungewöhnlichen verborgenen Tales sieht und sich vorstellt, dass Kalina feinsten Stoff wie aus Altweibersommer gewoben trägt, in hellen Blau- und Gelbtönen. Und sie schenkt ihr ein Silberkettchen mit kleinen grünen Steinen, die in der Sonne glitzern wie das Meer.

Es gibt manche Gelegenheiten, die Aroha und Kalina als spezielle Feiern empfinden, bei denen sie auch andere Musiker nach Aorama einladen. Sie machen dann Musik mit Gitarren, Flöten verschiedenster Art und der Bassklarinette. Und als Begleitung dient der Rhythmus der Brandung unter ihnen.

Sie tanzen im Mondlicht und beim flackernden Feuer, bis die Ersten auf der Lichtung in ihre Schlafsäcke kriechen. Aber da gibt es noch keine geschlossenen Augen, sondern es beginnen sich die weichen, dann wieder heftigen Töne der Singenden unvergesslich harmonisch zu vermischen mit dem Klang der Musikinstrumente. Es entsteht eine Bindung mächtiger als eine starke Umarmung.

Manchmal steigen die beiden Freundinnen auch tiefer in das verborgene Tal unterhalb der Lichtung, das immer und immer wieder etwas Magisches ausstrahlt. Aroha empfindet diese Aura manchmal so stark, dass sie nur mehr flüsternd zu sprechen wagt und oft so wortkarg wird, dass Kalina erstaunt und neugierig das entrückte Gesicht Arohas sieht. Aroha kommt es manchmal fast so vor, als würde sie in eine Kirche gehen, in der die mächtigen Kauribäume die Säulen sind, die die Decke der Kirche, den blauen Himmel, tragen. Ihr Herz scheint dann hinaufzureichen bis zu den Wolken, zum Wind in den Baumwipfeln, zu den Vögeln, die ihren Freunden zurufen, zu den Möwen und Schwalben, die ihre Kapriolen hoch über dem Meer machen. Kalina zeigt Aroha die Hummel, die aus dem moosbedeckten Erdloch herauskriecht, die Ameisen, die Teile von Blättern über Hindernisse hinwegtragen, die schwarzen Käfer, die in der Sonne sitzen, als wollten sie noch schwärzer werden. Beide sammeln die blassgrünen Buschorchideen mit ihrem errötenden Inneren. Und immer hört Aroha die schwachen tiefkehligen Echos von Wind und Meer, als würden sie sie rufen und rufen ...

Nach einem solchen Tag nimmt Aroha ihren Anhänger, den Kapakapa, aus dem Versteck in der Schublade heraus. Wie schon oft tastet sie mit ihren Fingern über die glatte Oberfläche, bevor sie die Kette über den Kopf gleiten lässt. Am Anfang fühlt sie sich unsicher, fürchtet sich vor plötzlich auftauchenden Bildern. Aber als Tag um Tag vergeht, ohne dass der Kapakapa mit seinen Bildern aus der Vergangenheit aktiv wird, trägt sie ihn häufiger, aber immer unter ihrer Bluse, für andere unsichtbar, verborgen.

Schließlich kommt die Nacht, in der die Ereignisse Aroha unkontrolliert überraschen. Sie hat alle ihre Musikerfreunde zu einem Fest nach Aorama eingeladen. Als die Sonne unterzugehen beginnt, bemerkt Aroha auf einmal, und nur sie bemerkt es, dass sich ihre Tierfreunde in und unter den Bäumen, die die Lichtung umgeben,

versammeln: Fantails, Tuis, die Grauen Grasmücken, und sogar junge Wachteln mit ihren Eltern. Am Himmel kreisen immer mehr Schwalben aus der gesamten Umgebung als zusätzliche Gäste. Selbst die Bäume scheinen sich der Menschengruppe zuzuneigen.

Aroha spürt die Einheit ihrer menschlichen Freunde mit der Natur in einer unbekannten Schärfe. Noch ist es nur dies, noch kommt für Aroha und ihre Freunde zuerst das Festessen. Auf Kerzen in Ständern erhitzen sie in kleinen Töpfchen würzige, schmackhafte Soßen, in die sie knusprige Brotstücke tauchen. In anderen Gefäßen blubbern süße Schokolade, karamellisierter Zucker und weiche Soßen mit Nussplittern, die mit Biskuit und Keksen gegessen werden.

Dann nimmt die Zahl der Gäste weiter zu: Auch Menschen aus ihrer Dorfvergangenheit und die Alten, die sie am Fluss in mancher Nacht als Kind besucht hat, scheinen sich zu ihnen zu gesellen. Aroha wird sich ihres Kapakapas unter ihrer Bluse immer mehr bewusst. Es wird immer klarer, dass heute die ganze Lichtung, das ganze Tal und alles, was irgendwie damit geheimnisvoll zusammenhängt, mit ihnen feiert, bis hin zum Meer, zu den Büschen, den Farnen, den Gräsern.

Kalina spielt auf der Bassklarinette mit herzverbrennender Schönheit, manche Musikteile werden plötzlich mitgesungen.

Aroha singt und tanzt mit den anderen. Aber ihre Füße scheinen den Boden nicht zu berühren, ihr ICH ist irgendwo anders, nicht mehr in ihrem Körper, fliegend, schwebend, alles sehend. Wer wagt zu sagen, dass Wasser nicht zu Wein werden kann?

Am nächsten Tag kann Aroha nicht mehr sagen, wo die Wirklichkeit am Vorabend für sie aufhörte und sich zu Fantasien wandelte. Aber in ihrem Gedächtnis sind die Bilder des Vaters Wald, des ältesten Sohnes von Vater Himmel, eingätzt, wie er mächtig stand, noch mächtiger als die riesigen Kauribäume, die er beschützt. Aroha »sieht« fast noch einmal, was sie gestern »sah«: seine tiefen dunklen Augen und den riesigen Umfang seiner braunen Beine.

Es ist Aroha klar, dass ihr gestriger Zustand, ihre Erlebnisse auf den Kapakapa zurückzuführen sind, dass von diesem ihr anderer Bewusstseinszustand, das Aufblitzen von Bildern, Szenen und Einsichten herrührt. Sie ist unsicher, wie weit die anderen Ähnliches spürten, ja überhaupt merkten, dass sie wie verzaubert war.

Mit einem vagen Gefühl der Überraschung wird Aroha bewusst, dass sie weder den Kapakapa noch die Kathedrale, in der sie ihn fand, bisher Kalina gezeigt oder ihr davon erzählt hat. Irgendwie schien nie der richtige Augenblick dafür gekommen.

Es vergehen goldene Zeiten, an die sich Aroha immer erinnern wird und von denen sie sich nicht vorstellen kann, dass sie je aufhören werden.

In den nächsten Monaten arbeitet Kalina wieder wie eine Besessene. Aroha bleibt gar nichts übrig, als oft allein in das verborgene Tal zu gehen. Dadurch hat sie mehr Zeit, über den geheimnisvollen Kapakapa zu grübeln und wie sie dessen Geheimnissen auf die Spur kommen kann.

Sie unterhält sich einmal mit Kalina ausführlich über jene denkwürdige große, letzte Feier und fragt, ob ihr dabei nicht irgendetwas Außergewöhnliches oder Übernatürliches an Aroha oder der Umgebung aufgefallen sei. Aber Kalina wird nach wiederholten Fragen nur immer ungeduldiger. Als ihr Aroha ein bisschen von dem erzählt, was sie glaubt erlebt zu haben, zeigt sich Kalina ungläubig, skeptisch und, was Aroha mit Trauer feststellt und am Schlimmsten findet, schlichtweg desinteressiert.

Aber immer, wenn Aroha zu der Lichtung oberhalb des verborgenen Tales geht, hört sie, wenn sie den Kapakapa trägt, deutlich den Wind, wie er durch das verborgene Tal zu ihr vom Meer heraufweht und sie ruft. Wohin er sie ruft, weiß Aroha noch nicht.

# Kapitel 4. Bäche und Berge

**Juni 2001**

Um die Mitte des nächsten Universitätsjahres schließt Aroha eine neue Freundschaft. Kevin, ein junger Mann, der wie aus dem Bilderbuch dem Typ »ruhig und dunkel« entspricht, ist mitten in seiner Ausbildung zum Bergführer und Fachmann für Natur- und Nationalparks. Er geht in dieselben Vorlesungen über Botanik und Zoologie wie Aroha.

Eines Abends, nach den ersten großen Prüfungen, lädt Kevin Aroha und Kalina ins Cyber Café ein, wo ein guter Freund von ihm einen Teilzeitjob hat. Mike hat sich bei Bergsteigern einen Ruf dadurch gemacht, dass er in manchem Sommer an bis zu sechs großen mehrtägigen Touren auf der Südinsel teilnahm. Die Tatsache, dass Mike außerdem einer der begabtesten Physik- und Mathematikstudenten Neuseelands ist, geht neben seinem Ruf als ein mit Wildnis und Bergen durch und durch Vertrauter fast völlig unter.

Natürlich ist es unvermeidbar, dass das Thema Wandern und Bergtouren bald angesprochen wird. »Wann warst du das letzte Mal auf einer größeren Tour, Mike?«, fragt Kevin. »Schon seit Mai nicht mehr«, antwortet Mike seufzend. »Bei mir ist es auch nicht anders. Das Einzige, was ich in letzter Zeit gemacht habe, war eine Gruppe in die Hunuas<sup>15</sup> zu führen, aber da war nur eine einzige Übernachtung in der Wildnis dabei. Insofern fühle ich mich total außer Form«, antwortet Kevin.

»Also das mit ‚außer Form‘ trifft sicher auf mich noch viel mehr zu«, sagen Aroha und Kalina fast gleichzeitig. »Wie wäre es mit einem Ausflug in die Waitakeres, der uns alle ein bisschen fitter machen würde?«, fragt Mike.

Sie diskutieren mehrere Möglichkeiten, bis schließlich Aroha meint: »Warum gehen wir nicht zu meiner Lieblingsstelle? Ich habe sie ‚verborgenes Tal‘ genannt. Wir fangen oben in der Nähe eines alten Weideweges an, der direkt über dem Strand von Karekare liegt, und wandern dann das Tal hinunter. Ich habe das alleine noch nie geschafft, denn es gibt auch schwierige Stellen, wo es sehr steil wird.«

<sup>15</sup> Die Hunuas sind eine bewaldete Hügel- bzw. Berglandschaft nördlich von Auckland.

Kalina mischt sich ein: »Das ist eine prima Idee. Ich kenne den oberen Teil, er beginnt bei einer wunderschönen Lichtung, wo ich mit Aroha schon öfter gewesen bin. Aber wir sind noch nie weit hinuntergegangen und eigentlich bin ich seit langem neugierig, wie das Tal weitergeht. Aroha nennt die Gegend, jedenfalls den oberen Teil, Aorama, die Welt des Lichtes, und ihr werdet sehen warum: Es ist wirklich ein schöner Platz.«

»Und er ist leicht erreichbar«, erklärt Aroha. »Die Lichtung, die Alina erwähnt, ist nur einige hundert Meter von der alten Karekare Cattle Road entfernt. Wir könnten dort mit Schlafsäcken übernachten, um uns die Anfahrt in der Früh zu ersparen, und sind dann auch am zweiten Tag zeitlich nicht unter Druck.«

»Gut, dann sollten wir es als Wochenendausflug planen. Ich könnte meine Arbeit hier an einem Freitag etwas früher aufhören und es ist dann für uns alle vermutlich gleichgültig, ob wir am Samstag oder Sonntag zurückkommen«, meint Mike. Sie besprechen noch einige Details, sind sich aber bald einig, dass sie diesen Ausflug machen werden.

Am übernächsten Freitag sitzen sie dann (sehr eng) in einem alten Kombi, der auch vor Gepäck übergeht. Neben Kevin, Aroha und Kalina ist natürlich Mike dabei, der Jeannie, eine Freundin mitgenommen hat. Die beiden kennen sich aus den Vorlesungen über Quantenphysik, mit denen Jeannie keine große Freude hat und bei denen ihr Mike viel hilft. Meist geht er mit ihr sogar in die Vorlesung. Bald wurde das Cyber Café, in dem Mike neben seinem Studium arbeitet, der Stammpfad, an dem sich Jeannie und Mike regelmäßig treffen. Jeannie lernt, Mike hilft ihr zwischendurch, aber sie bleiben oft auch nach der Sperrstunde noch lange. In diesen späten Gesprächen geht es dann nicht mehr um Quantenphysik.

Sie fahren also zu fünft aus Auckland Richtung Waitakeres und dort die ersten Hügelketten hinauf.

Kevin und Mike bestehen darauf, auch am ersten Tag schon ein Stück zu gehen, um sich »warm zu laufen«. Sie lassen ihren Wagen daher bei einer aufgelassenen Station der alten Waitakere Eisenbahnstrecke stehen und packen ihre Ausrüstung. Da sie mit bis zu zwei Übernachtungen rechnen, müssen sie neben Schlafsack, warmer Kleidung und Regenschutz genügend Essen, Kochgeräte

usw. mitnehmen, sodass sie ( wie bei jeder größeren Tour in Neuseeland (gewaltige Rucksäcke zu tragen haben, nicht immer die letzten Modelle: Dafür reichen die Mittel, die Studierenden zur Verfügung stehen, nicht aus. So machen sie sich gegenseitig über ihre zusammengestoppelte Ausrüstung lustig und brechen schließlich querfeldein auf, bis sie zu einer Schotterstraße kommen. Dieser Straße, auf beiden Seiten von dichtem Busch fast wie eingeklemmt, folgen sie nun endlos viele Kilometer, wie es Aroha vorkommt. Sie ist mehr als froh, dass sie wenigstens beim Packen ihres Rucksacks nur das Allernotwendigste mitgenommen hat.

Kevin führt. Er pfeift vor sich hin und ist sich offensichtlich der Richtung ganz sicher. Schließlich halten sie an einer Stelle, wo der dichte Wald einen Durchgang zu erlauben scheint. Inzwischen ist es spät und dunkel geworden. Alle essen eine Hand voll Studentenfutter<sup>16</sup>, schalten ihre Taschenlampen ein (einer der vielen Ausrüstungsgegenstände, die Kevin ihnen auf der ‚Jeder muss das mitnehmen‘-Liste angeführt hatte) und brechen nach einer kurzen Pause auf. Sie gehen tief gebückt, nicht nur wegen der Last der Rucksäcke, sondern weil sie sich jetzt, ohne Straße, durch recht unwegsamen Busch durchkämpfen. Unter tief hängenden Zweigen und Lianen, über hohe Wurzeln, vorbei an oder durch lehmigen und moorigen Boden, da und dort durch ein großes Spinnennetz, manchmal gezwungen, sich zwischen jungen Bäumen durchzudrängen. Es ist kein Weg sichtbar, aber Kevin lässt keinen Zweifel, dass er weiß, wo sie sind und hin müssen. Aroha kommt es vor wie Stunden, die sie sich durch den Wald kämpfen. Doch auf einmal stehen sie auf der Karekare Cattle Road, die Aroha so gut kennt und wo sie nur noch dem kleinen Pfad, den Aroha und Kalina durch ihre zahlreichen Besuche hier schon ausgetreten haben, einige hundert Meter bis zu der Lichtung folgen müssen.

Müde, wie sie sind, halten sie sich nicht mehr lange auf und kriechen in die Schlafsäcke. Die Wanderung war länger als erwartet und recht anstrengend, es ist schon knapp vor Mitternacht. »Ich habe mein Insektenschutzmittel vergessen. Hast du deines mitgenommen?«, fragt Kalina die neben ihr liegende Aroha. »Ja, habe ich, da,

16 »Studentenfutter«, in Neuseeland »scroggin« genannt, gehört dort noch immer zu einem Muss, was Essen auf Touren in der Wildnis anbelangt. Die auch in Europa lange Zeit sehr populäre Mischung aus Nüssen, Rosinen und Schokoladestückchen enthält pro Gewichtseinheit sehr viel Energie.



verwende es. Mein Problem ist, ich habe kein Deodorant mit und werde nach zwei Tagen großartig riechen.« »Das werden wir alle«, meint Kalina schläfrig, »mach dir nur deswegen keine Sorgen.«

Aroha ist körperlich müde, aber sonst ist sie es nicht. Sie fühlt mit Erregung den Kapakapa, den sie auch jetzt trägt und der irgendwie aktiv ist. Wieder beginnt er eine Verbindung zwischen Natur und ihr herzustellen. Sie spürt, wie der Wind flüstert und sie ruft, sie möge zur Kathedrale im verborgenen Tal kommen. Aroha weiß, dass sie alle am nächsten Tag dorthin gehen werden, und schläft mit einem Gefühl der Vorfreude und Neugier ein.

Am nächsten Morgen wachen sie beim ersten Vogelgezwitscher auf. Sie lassen die großen Rucksäcke auf der Lichtung zurück und nehmen nur mit, was sie untertags brauchen werden. Aroha führt sie zum Rand der Lichtung, wo es steil in das verborgene Tal hinuntergeht. Sie stolpern und rutschen lachend hinunter, schon jetzt überall voll Schmutz und Lehm, bis zum Ursprung des Bachs. Diesem folgen sie, knapp hinter der rasch ausschreitenden Aroha, bis sie schließlich zu der Stelle gelangen, wo man nur auf den Knien kriechend durchkann, wie Aroha es seinerzeit gemacht hat. Dann stehen sie erstaunt und in Ehrfurcht in der Kathedrale. Ihre Augen folgen den großen Kauribäumen, die durch das Blätterdach zum Himmel durchstoßen. Alle sind von dieser Stelle überwältigt und beeindruckt. Kevin berührt Aroha kurz an der Hand. »Danke, dass du uns zu diesem Platz gebracht hast. Er ist wie aus einer anderen Welt.« Ihre Augen treffen sich.

Da merkt Aroha, dass der Wind ihr drängend zuflüstert. Sie sieht, wie der Wind zwei dünne Stämme von jungen, nebeneinander stehenden Kauris bewegt, die ihr zuwinken. »Hier müssen wir weitergehen«, flüstert sie, »es wird Zeit.«

Als sie nacheinander zwischen den beiden Kauris durchgehen, merken alle, aber nicht alle gleich stark, dass sich vieles um sie in eigentümlicher Weise verändert. Aroha, die dies am stärksten spürt, schnürt es die Kehle zusammen, sie bringt kein Wort heraus. Sie merkt, wie sich das Licht gewandelt hat, die Farbtöne und die Intensität. Wieso? Was hat das zu bedeuten?

»Schaut euch die Farbe der Bäume an«, flüstert schließlich Jeanie. »Sie sind irgendwie seltsam oder seltsam geworden. Aber ich

kann es nicht richtig in Worte fassen«, murmelt Kevin. »Und merkt ihr den Geruch?«, fragt Mike. »Er ist irgendwie frischer, als ich ihn je in irgendeinem Tal bemerkt habe.« »Ja, ich habe auch ein ganz starkes Gefühl, dass hier alles irgendwie jünger ist, neu ist«, stammelt Aroha, die ihre Sprache wiedergefunden hat.

Langsam und vorsichtig gehen sie weiter talabwärts. Sie klettern an einer Reihe von Wasserfällen vorbei, ohne vermeiden zu können, dabei durch und durch nass zu werden, rutschen über feuchte Grashänge, überqueren mehrmals den Bach, wobei sie ohne zu zögern mit ihren Bergschuhen direkt in das Wasser steigen<sup>17</sup>. Nachdem sie an einem Wasserfall vorbei hinuntergeklettert sind, der größer ist als alle vorhergehenden, machen sie eine kurze Pause, essen eine Kleinigkeit und genießen die unberührte, ungewöhnliche Umgebung.

»Also ich muss schon sagen«, beginnt Mike zögernd, »diese ganze Gegend erscheint mir irgendwie fremd.« »Ja«, ergänzt Kevin, »ich habe noch nie einen so hohen Wasserfall in den ganzen Waitakeres gesehen und wir sind in einer Gegend, die ich an sich gut kenne!« »Sind wir vielleicht bei der Kathedrale irgendwie auf die andere Seite des Bergrückens gekommen, ohne es zu merken? Aber ich kann mir das nicht vorstellen. Wir sind doch nie weit vom Bach weggekommen«, sagt Mike.

Kevin ist ganz sicher: »Nein, das ist unmöglich. Alles erscheint mir seit der Kathedrale irgendwie wundersam. Ist dir aufgefallen, wie leicht wir den doch so schwierigen Abstieg neben dem Wasserfall geschafft haben?« »Ja, das stimmt. Es schaute von oben sehr schwierig aus und auch von hier. Aber es war sogar für uns, die wir weniger geübt sind, kein Problem«, unterstützt Aroha die Aussage Kevins. »Wie erklärt ihr euch eigentlich die kuriosen Änderungen bei dem Pflanzen?«, erkundigt sich Jeannie.

»Ein Mikroklima?«, versucht Mike eine Antwort zu geben, an die er selbst nicht recht glaubt. »Aber wie erklärt ihr euch vor allem die eigentümlichen Lichteffekte, als wir aus der Kathedrale heraus-

<sup>17</sup> Wanderungen in Neuseeland, vor allem auf der Nordinsel, sind oft nur möglich, wenn man Bäche nicht nur immer wieder durchquert, sondern sogar fallweise in ihnen geht, weil der Busch daneben zu undurchdringlich ist oder die Felsen zu unwegsam sind. Die Schuhe auszuziehen, wie man das in Europa machen würde, wäre ein Fehler, man würde sich früher oder später verletzen. Das Wasser durch geschicktes Ausnutzen von Steinen zu vermeiden führt unweigerlich dazu, dass man irgendwann ausrutscht und zur Gänze ins Wasser fällt ...

kamen?« Fast zornig unterbricht sie da Kalina: »Wovon redet ihr denn eigentlich? Mir ist weder beim Licht noch bei den Pflanzen noch sonst etwas Besonderes aufgefallen. Ihr redet euch doch da nur irgendwas ein.« Die anderen ignorieren den Einwand Kalinas und zeigen sich gegenseitig weitere Dinge, die ihnen absonderlich vorkommen. Kalina schüttelt nur erstaunt den Kopf.

Aroha drängt es, näher zum Wasserfall zu kommen. Sie geht ein bisschen bachaufwärts, bis sie direkt am unteren Ende des Wasserfalls steht, wo ab und zu feiner Wasserstaub zu ihr bläst. Sie nimmt den Kapakapa aus der Bluse und drückt ihn fest. Das Gefühl der Unwirklichkeit verstärkt sich. Die Bäume werden heller und allmählich hört sie Stimmen aus dem fallenden Wasser. Sie erinnert sich, dass Flüsse, Bäche und Wasserfälle bei den Alten oft als heilig galten, und es ist ihr, als würden diese zu ihr sprechen, ohne dass sie sie versteht. Je länger sie in das wirbelnde Wasser starrt, umso mehr kommt es ihr vor, als würde sie dunkle nackte Gestalten sehen, die sich umarmen und tanzen.

Sie zuckt zusammen, als sie plötzlich laut den Ruf von Mike hört: »Aroha, wo bist du? Es wird Zeit, dass wir weitergehen.« Hastig verbirgt Aroha wieder den Kapakapa und läuft zu den anderen zurück. Ihr Herz schlägt wie verrückt und das nicht nur vom Laufen. Sie fragt noch ganz außer Atmen die anderen, ob sie auch etwas wie singende Stimmen vom Wasserfall her gehört haben, aber ihre Freunde sehen sie nur erstaunt und verständnislos an.

Auf ihrem weiteren Weg das Tal hinunter erreichen sie Felsen, die so steil aussehen, dass Kevin darauf besteht, sie anzuseilen. »Wenn wir weiter unten einen sicheren Platz finden, werde ich ein paar Grundregeln des Kletterns erklären«, meint Kevin mit etwas Besorgnis in seiner Stimme. Er hat nicht mit ernsthafter Kletterei in dieser Gegend gerechnet und auch Mike blickt erstaunt.

Die zwei Männer sichern das Seil sorgfältig an geeigneten Felsen und lassen so gesichert zuerst die Mädchen vorsichtig hinunterklettern. Dann folgen sie. Am Fuß der Felswand rasten sie kurz. Alle sind überrascht, wie leicht diese schwierige Stelle zu bewältigen war.

Nach einer weiteren halben Stunde durch dichtes Gebüsch treten sie aus diesem heraus auf einen Strand - und bleiben vor Überraschung wie angewurzelt stehen. »Das ist nicht Karekare«, stottert

Kevin. »Es ist kein Strand, den ich je in den Waitakeres gesehen habe. Und ich bilde mir ein, alle zu kennen«, fügt Mike erstaunt hinzu.

»Ich sehe keine Anzeichen irgendeiner Straße, die doch hier sein müsste ... Ich verstehe nicht, wie wir uns so vergehen konnten. Man sieht doch vom Karekarestrand aus das obere Ende des verborgenen Tals und sieht doch auch vom Strand aus Teile des Bachs, den wir heruntergekommen sind. Wie ist es dann möglich, dass wir jetzt nicht auf Karekare stehen? Und wie kommen wir jetzt weiter?«, stöhnt Aroha, die schon die Anstrengungen des Marsches spürt.

»Wir müssen wohl zurück, wie wir gekommen sind«, meint Kalina ruhig. »Nein, das wäre doch zu langweilig«, meint Mike. »Ich glaube, wir sollten versuchen den normalen Weg zu finden, indem wir auf der anderen Hangseite hinaufsteigen.« »Damit wir uns dann endgültig verirren?«, fragt Aroha, der die Ungereimtheiten allmählich zu viel werden. Und als Einzige ahnt sie, dass der Kapakapa dafür verantwortlich ist und etwas bei ihnen auslöst, eine Art Halluzination, durch die sie die Wirklichkeit irgendwie verändert sehen.

»Aroha, du bist doch sonst, wie mir Mike erzählt hat, immer so unternehmungslustig. Mike hat den Ruf, dass er sich in der Wildnis immer zurechtfindet, sogar im Dunkeln, er bringt uns ohne Probleme zurück«, wirft Jeannie ein. Sie merkt nicht den leicht verunsicherten Ausdruck Mikes, der sich nicht erklären kann, wo sie sind und wie sie hierher kommen konnten. »Was meinst du, Kevin?« »Ich gehe mit dir eine andere Route zurück, wenn du dir sicher bist, wo wir hingehen«, antwortet Kevin. »Was meinst du?«, fragt Aroha nun auch Kalina. »Ich glaube, wir sollten uns nach einer Mittagspause entscheiden. Und jetzt sollten wir zuerst einmal schwimmen gehen. Wer kommt mit?«

Alle laufen über die schwarzen Sanddünen<sup>18</sup> und springen in die Brandung. Es ist herrlich, mit dem kühlen Wasser Schmutz und

18 Die Strände in den Waitakeres bestehen aus feinem, schwarzem Sand, der stark eisenhaltig ist und vulkanischen Ursprung hat. Kurioserweise gibt es in den Hügeln mitten im Wald einige Stellen, wo sich große helle Sanddünen befinden. Die berühmteste Stelle ist wohl jene, die man über die schmale Straße zum Bethel's Beach erreicht, wenn man bei der Überquerung des letzten Bachs vor dem Strand diesem Bach zu Fuß aufwärts folgt. Man kommt durch dichten Busch in eine Dünenlandschaft, die hier völlig deplatziert wirkt und die mit dem dahinter durch den Sand aufgestauten Süßwassersee fast wie ein Naturwunder wirkt.

Schweiß abzuspülen und sich von den Wellen wiegen zu lassen. Erfrischt laufen sie zurück und diskutieren weiter über die verschiedenen Phänomene, die sie sich nicht erklären können, während sie hungrig Käse und Wurst verschlingen.

»Wir müssen uns irgendwie verirrt haben«, meint Kalina. Aber Kevin schüttelt entschieden den Kopf: »Das ist unmöglich. Es gibt nur einen Bach von der Karekare Cattle Road zum Meer und den sind wir heruntergegangen. Wieso wir nicht beim Karekarestrand angekommen sind, verstehe ich absolut nicht. Und auch Mike ist verblüfft und hat keine Erklärung dafür. Darum glaube ich, dass es am sichersten ist, wenn wir den Weg zurückverfolgen, den wir gekommen sind. Allerdings sollten wir dann tatsächlich einige Grundregeln des Kletterns miteinander durchgehen und üben, es sind, wie ihr euch erinnert, mindestens zwei Stellen, die nicht so ganz einfach sind.«

Alle stimmen zu und gehen zu einem vielleicht fünf Meter hohen Felsen, der am Rand des Sandstrands liegt ... Der Sand sollte für eine einigermaßen weiche Landung sorgen, wenn einer abrutscht, denkt Aroha. In der nächsten halben Stunde wundert sie sich, wie Kevin das Klettern so leicht und mühelos erscheinen lassen kann, während sie jeden Muskel ihres Körpers bis aufs Äußerste anstrengen muss.

Schließlich beschließen sie, dass es Zeit für den Rückweg ist. Mike führt, findet immer wieder den leichtesten Weg durch Gebüsch oder an felsigen Stellen vorbei. Die Müdigkeit beginnt sich allmählich auszuwirken. Nur langsam, aber stetig gewinnen sie Höhe. Schließlich rasten sie bei einer Hand voll Studentenfutter. Die drei jungen Frauen wirken ein bisschen erschöpft und Mike versucht sie abzu lenken und aufzuheitern:

»Ich habe einmal was ganz Witziges in einem Wanderführer gelesen, den ein deutscher Tourist verfasst hat. Er schrieb: Eine oft gestellte Frage von Wanderern aus Europa oder Nordamerika ist es, warum Neuseeländer im Sommer und Winter auch bei anstrengenden Touren kurze Hosen tragen. Schließlich sind die manchmal nicht nur nicht warm genug, sondern man kratzt sich an Zweigen und Gräsern unweigerlich immer wieder unnötigerweise auf. Es dauert allerdings nicht lange, bis Ausländer herausfinden, warum das in Neuseeland so üblich ist. Wie es ein Österreicher einmal formuliert hat: „Neuseeländer bewegen sich nicht auf Wegen ... denn

die gibt es nur selten. Sie gehen immer wild und sind immer wieder gezwungen im oder durch Wasser zu waten. Und eine lange Hose wird dabei nicht nur bis über die Knie nass, sondern die Nässe zieht sich dann durch den Stoff weiter hinauf. Und den ganzen Tag feucht zu gehen ist nicht so angenehm. Da sind ein paar Kratzer schon vorzuziehen.'« Die anderen lächeln: Ja, das stimmt, aber so richtig aufgefallen ist es ihnen vorher nicht.

Mit schlafwandlerischer Sicherheit führt sie anschließend Mike zurück zur Kathedrale. Erst da wird ihnen bewusst, dass nach den Anspannungen beim Abstieg der Rückweg leichter als erwartet war und ohne Überraschungen verlaufen ist. Alles scheint wieder ganz normal: das Licht, die Luft, die Bäume. Keiner hat so recht bemerkt, wann dies eigentlich geschehen ist. Aber sie sind verblüfft, dass sie weder sehr schwierige Felsen zu überwinden hatten noch einen besonders hohen Wasserfall bemerkten.

Kevin, der als Letzter geht, dreht sich noch einmal um, geht durch die beiden jungen Kauribäume hindurch und noch ein Stück weiter, den Weg zurück, den sie am Morgen gegangen sind. Diesmal ändert sich das Licht nicht! Die anderen mit Ausnahme von Kalina und Aroha werden durch Kevins Erzählung neugierig, gehen auch ein bisschen zurück und bestätigen, was Kevin berichtet. Kalina geht nicht, sie behauptet nach wie vor, ohnehin nie etwas bemerkt zu haben. Und Aroha verzichtet. Der Wind, der ihr am Morgen im Kopf immer zuflüsterte: »Komm, geh weiter!«, schweigt und der Kapakapa ist nicht aktiv.

»Wirklich seltsam«, murmelt Kevin, »ich habe nicht gewusst, dass es so steile Felsen und so hohe Wasserfälle, wie wir sie beim Abstieg erlebten, in dieser Gegend gibt. Jetzt, am Rückweg, waren auch keine zu sehen. Aber wieso waren sie am Vormittag da? Und wieso führte uns der Bach, der mit Sicherheit zum Karekarestrand fließt, heute nicht dorthin? Haben wir gestern alle zu viel getrunken?«

In der sinkenden Nacht sitzen sie um das Lagerfeuer und singen alle Lieder, die sie kennen. Auch zotige und manche laut und mit heiseren Stimmen, aber die meisten eindrucksvoll schön. Kalina und Kevin spielen dann auf Flöte und Gitarre und die Musik treibt langsam weg zu den Gipfeln der Hügeln und fällt in das verborgene Tal.

Am nächsten Morgen schlafen sie länger. Noch einmal steigen sie in das verborgene Tal hinunter, bis ein Stück nach der Kathedrale, aber sie finden nichts Besonderes und gehen nach einer oberflächlichen Untersuchung, die nichts Außergewöhnliches ergibt, zurück zur Lichtung und von dort den mehrstündigen Weg zum Auto.

Auf der Heimfahrt besprechen sie, wie es weitergehen soll. »Werdet ihr euren Freunden von dem erzählen, was wir erlebt haben?«, fragt Kevin. »Das ist doch nicht dein Ernst. Du kannst doch niemandem erzählen, dass wir uns bei einem Spaziergang in den Waitakeres verirrt haben, wenn du und Mike dabei gewesen seid, die die Gegend in- und auswendig kennen!«, lacht Kalina laut. Kevin antwortet nicht, aber er blickt alle sehr nachdenklich an.

Als sie nach einer Stunde Autofahrt die Stadt erreichen, hat Kalina alle bis auf Aroha umgestimmt. Die ungewöhnlichen Ereignisse sind verdrängt, werden einem Übermaß von Fantasie zugeschrieben, mit der sie sich gegenseitig »hochgeschaukelt« haben, wie das Kalina formuliert.

# Kapitel 5. Das Höhlensystem

**Juli 2001**

Am nächsten Tag sitzen Aroha, Kevin und Jeannie bei einem Kaffee in der Universität zusammen und unterhalten sich leise. »Was hast du gestern gemeint, als du von Stimmen erzähltest, die du in der Nähe des Wasserfalls gehört hast?«, fragt Jeannie. »Nicht in der Nähe des Wasserfalls. Die Stimmen kamen aus dem Wasserfall. Nicht in Worten, die ich verstehen konnte, aber doch deutlich Worte oder zusammengesetzte Silben.«

»Wenn das stimmt, wie erklärst du dir dann, dass wir anderen nichts hören konnten außer dem Rauschen des Wasserfalls?«, fragt Kevin. »Vielleicht muss ich euch doch in ein Geheimnis einweihen, von dem ich bisher niemandem erzählt habe«, antwortet Aroha nach einer längeren nachdenklichen Pause.

»Du machst uns neugierig. Wir versprechen dir hoch und heilig, es nicht weiterzuerzählen. Worum geht es denn? »Bei meinem ersten Besuch des verborgenen Tals fand ich dieses hier«.

Langsam zieht Aroha den Kapakapa über ihren Kopf aus der Bluse und gibt ihn Jeannie. »Das ist schön!«, ruft diese aus. »Wo hast du das gefunden?« »Ganz in der Nähe der Kathedrale, als ich mich das erste Mal dort genauer umsah.« »Aber wieso hat das etwas damit zu tun, was beim Wasserfall geschah?«

Aroha sagt langsam: »Also das ist so. Seit dem Tag, als ich diese Schnitzerei - ich nenne sie Kapakapa (fand habe ich viele unerklärliche Dinge erlebt. Als ich zum Beispiel den Kapakapa das erste Mal in der Kathedrale in der Hand hielt, erschienen mir auf einmal Gesichter, Geschichten und Worte aus meiner Kindheit, die ich seit meiner Kindergartenzeit vollständig vergessen hatte.« Aroha macht eine Pause, weil es ihr schwer fällt zu erklären, was der Kapakapa vor ihrem geistigen Auge auslöst.

»Das heißt, du glaubst, der Kapakapa hat so was wie ein latentes visuelles Gedächtnis?«, versucht Jeannie mehr zu verstehen.

»Nein, es ist mehr, es sind auch andere Sinnesorgane involviert. Und dann scheint der Kapakapa manchmal eine Verbindung zwischen mir und der Natur, aber auch unbelebten Dingen oder verstorbenen Personen herzustellen. Das Problem ist, ich verstehe selber ja nicht, was da eigentlich vor sich geht.«



Aroha streckt die Hand aus und nimmt den Kapakapa von Jeannie zurück, die die Schnitzerei sorgfältig angesehen und befühlt hat. »Ich nenne ihn ‚mein Kapakapa‘«, versucht Aroha weiter zu erklären. »Letztes Wochenende, als ich ihn hielt, ‚hörte‘ ich die Stimme des Windes, der durch die Bäume strich und der mich rief, mit euch in das verborgene Tal hinunterzusteigen.«

Sie sieht die beiden fest an und spricht dann stockend weiter: »Und jetzt gerade fühle ich Mutter Erde, die mich ruft und die mir sagt, ich soll wieder ins verborgene Tal kommen und sie dort in einer tiefen Höhle, zu der sie mich führen wird, besuchen.«

»Ich weiß wirklich nicht, was das bedeutet und was wir jetzt unternehmen sollen«, sagt Kevin, »tatsächlich kommt mir vor, dass die Situation jetzt noch komplizierter geworden ist, als sie es schon war, und der Kapakapa die Erlebnisse nicht erklärt. Wir haben jetzt sozusagen zwei Geheimnisse zu lösen: Woher kommt der Kapakapa, was kann er und wie weit kann er dich oder auch andere beeinflussen? Eines weiß ich aber mit Sicherheit: Ich möchte unbedingt in das verborgene Tal zurück, um dieses möglichst genau zu erforschen.«

»Das würde ich auch gerne«, sagt Aroha. »Soll ich dann schauen, ob die anderen am nächsten Wochenende frei haben und sie mitkommen wollen?« »Das wäre nett.«

Am Abend erzählt Jeannie ihrem Freund Mike einiges von der Erlebnissen Arohas, ohne aber den Kapakapa zu erwähnen. Mike ist mehr als skeptisch. Aber schlussendlich meint er: »Wenn du so stark an das glaubst, dann werde ich das auch tun. Ich werde Ian vom Höhlenforscherverein fragen, ob er mitkommen will. Es gibt wohl kaum eine Höhle im Umkreis von hundert Kilometern, die Ian nicht kennt. Und wenn wir wirklich in eine Höhle müssen, wäre es sehr gut, einen Experten dabei zu haben.«

»Danke dir. Danke für alles. Ich weiß nicht, warum ich Aroha diese ungewöhnliche Geschichte so bestimmt glaube. Aber ich glaube ihr.« Damit sie besonders sicher sind, beschließt Jeannie, ein paar extra Taschenlampen in ihren Rucksack einzupacken.

Am nächsten Freitag hat Kalina eine Komposition fertig zu schreiben und kann nicht mitkommen. Dadurch sind sie wieder zu fünft, weil diesmal Ian, der Höhlenforscher, mitfährt.

Dieses Mal geht es nicht um eine Wanderung, um fit zu werden, sondern um eine sorgfältige Erkundung des verlorenen Tals wegen einer Höhle. Sie fahren daher bis zur Karekare Cattle Road, von wo es nur wenige Minuten bis zur Lichtung Aorama sind. Natürlich verbringen sie die halbe Nacht, um Ian und sich selbst zu überzeugen, dass sie vor einer Woche hier und im verlorenen Tal wirklich Ungewöhnliches erlebten.

Trotz der verschiedenen Schattierungen von Unglauben sind doch alle so neugierig, dass sie mit dem ersten Licht aufstehen. Nach einem kurzen, schweigsamen Frühstück packen sie das Nötigste zusammen, lassen Schlafsäcke, Kochgeschirr usw. auf der Lichtung zurück und steigen in das Tal hinunter. Sie kommen rasch voran, erreichen die Kathedrale, die auch auf Ian seine Wirkung nicht verfehlt.

»Gut, wo gehen wir heute weiter?«, fragt Mike schließlich Aroha. »Wieder talabwärts durch die jungen Kauribäume hindurch, oder was meinst du?« Aroha dreht sich mehrmals schweigend um, während sie die anderen abwartend ansehen, Ian mit einem leicht ungläubigen Lächeln. Sie weiß: Ich muss die Richtung vorgeben und ich kann das nicht, wenn mir der Kapakapa nicht hilft. Mutter Erde schweigt, Aroha hört nur das Rauschen des Windes, aber keine Botschaft.

Auf einmal sieht sie, in Richtung Norden, wie sich zwei Nikaupalmen stärker bewegen, als es der Wind rechtfertigt, so, als würden sie ihr zuwinken. Aroha zögert nur einen Augenblick. Dann geht sie zwischen den Nikaupalmen hindurch. Kevin, Ian, Jeannie und Mike folgen ihr.

Wie am letzten Wochenende ändert sich plötzlich das Licht etwas und wo ein kleiner Bach fließt, wird es auffällig hell. »Was ist das nur?«, stößt Kevin hervor, »das ist nicht derselbe Bach, den wir letztes Wochenende verfolgt haben. Zwei Bäche, die unabhängig voneinander durch dieses enge Tal fließen?« »Eines ist sicher. Hier sind keine Fußspuren von uns von letzter Woche. Und die wären deutlich zu sehen«, kommentiert Mike. »Und dann ist da noch etwas: Die Pflanzen schauen hier anders aus, irgendwie gedrungener und kleinwüchsiger«, bemerkt Jeannie.

Es ist eine sehr nachdenkliche Gruppe, die dem »neuen« Bach abwärts folgt. Sie gehen vielleicht eine Stunde. Plötzlich bleibt

Mike, der führt, so abrupt stehen, dass Aroha beinahe in ihn hineinläuft.

Der Bach verschwindet direkt vor ihnen in einem Schacht, der fast senkrecht in den Felsen hinunterführt. »Ich kann's einfach nicht glauben!«, ruft Ian.

Mike dreht sich zu Aroha um und sieht sie sprachlos an. Jeannies erste Gedanken sind ganz ungeordnet und verwirrt: »Wie werde ich den anderen erklären können, dass ich einige extra Taschenlampen mitgenommen habe?« ... Denn so richtig erwartet hatte niemand, eine Höhle zu entdecken! »Ich glaube, wir sollten jetzt zuerst einmal eine kleine Pause machen und etwas essen«, meint Aroha.

So sitzen sie, kauen schweigend und nachdenklich an einigen Kleinigkeiten. Jeannie ist die Erste, die sagt, was einige denken: »Und wie werden wir da hineinkommen?« »Ihr wollt wirklich hineingehen, hinuntersteigen?«, fragt Aroha. »Natürlich«, antwortet Ian, »wenn es nicht die Chance gegeben hätte eine neue Höhle zu entdecken, wäre ich kaum mitgekommen.«

Ian öffnet seinen Rucksack und nimmt eine Anzahl von stark gebrauchten Karbidlampen heraus. »Kein guter Höhlenforscher ist je ohne solche unterwegs«, erklärt er, als er die erstaunten Blicke sieht. Ohne Kommentar nimmt Kevin ein Seil aus seinem Rucksack, gibt ein Ende Ian und das andere Mike. Er befestigt das Seil um seine Mitte, nicht weit von Mike entfernt.

»Ich steige als Erster ein«, sagt Ian, »und schaut bitte genau zu, was und wie ich es mache.« Er befestigt eine Karbidlampe mit einem Stirnband an seinem Kopf und setzt sich einen Helm gegen Kopfverletzungen auf. »Wir haben nicht genug Helme. Jeder, der keinen hat, bitte eine dicke Wollmütze aufsetzen und besonders Acht geben: Man verletzt sich an niedrigen Stellen sehr leicht am Kopf.«

Nun steigt er vorsichtig in die enge, am oberen Ende fast vertikal verlaufende Höhle, mit stark gespreizten Beinen sich an gegenüberliegenden Wänden abstützend, den kleinen Bach vor seinem Körper. Zentimeter um Zentimeter steigt er so vorsichtig hinunter, während Mike ihn sichert und Kevin Mike. Nach einigen Metern erreicht Ian einen einigermaßen waagrecht verlaufenden Boden. Jetzt steigt Aroha ähnlich hinunter.

Als Jeannie an der Reihe ist, zögert sie. »Was ist, wenn ich ausrutsche und mit meinem Gewicht Mike und Kevin herunterreiße?«, fragt sie zögernd.

Ian lacht. »Nun, das wäre kein großes Problem. Du würdest gründlich nass werden, weil du im Bach landen würdest, aber nass werden wir früher oder später sowieso alle werden. Und geschehen kann dir nichts, dafür fällt das Wasser hier nicht tief genug hinunter.«

Schließlich stehen alle dicht gedrängt am Boden der Höhle. Von oben sehen sie noch Tageslicht, aber der Bach verschwindet vor ihnen ganz im Dunkeln und lässt nur ein schmales Felsband trocken. Auf diesem kriechen sie auf allen Vieren (es ist nicht genügend Raum, um aufzustehen) weiter. Aroha denkt unwillkürlich an die Krabben, deren Bewegungen sie so oft am Strand mit Amüsement beobachtet hat.

Nach einer halben Ewigkeit ... so kommt es allen vor, die vorher noch nie länger in einer Höhle waren ... wird es bequemer und sie können aufstehen. Sie befinden sich nun in einer großen Höhle mit Steininformationen, mit Tropfsteinen aller Art, die vermutlich noch nie ein Mensch berührt hat, vielleicht noch nie ein menschliches Auge gesehen hat! Große Stalaktiten hängen von der Decke, einige trocken, an anderen tropft noch Wasser und wird in Jahrtausenden die Steine weiter verlängern. Aus dem Boden wachsen Stalagmiten, einige dünn und nadelförmig, andere massive Blöcke mit Mustern, die fast an die Oberfläche von Hirnkorallen erinnern.

Aroha merkt, wie der Kapakapa noch mehr als sonst aktiv ist. Ihre Fantasie schlägt Purzelbäume. Wo immer sie hinschaut ... und nur dort wirft ja die am Kopf befestigte Karbidlampe ihren Schein ..., kommt ihr vor, als sähe sie unglaubliche versteinerte Lebewesen: Riesen, Zwerge, verkrüppelte Gnome, Tiere, von denen oft nur ein Teil des Körpers aus dem Felsen herausragt. Alles in der Zeit eingefroren, wie durch einen Zauberspruch.

Als sie weitergehen, wird der Gang, in dem der Bach fließt, enger und niedriger. Sie waten im Bachbett, inzwischen bis auf die Haut nass, oft nur einige Zentimeter Luft über ihren Köpfen. An einer Stelle wird es so eng, dass sie die Köpfe nach hinten neigen müssen, damit die Nasenlöcher zum Atmen noch aus dem Wasser ragen.

Wenn nicht Ian ohne zu zögern voranginge und sie immer wieder antriebe, hätten sie schon lange aufgegeben. Schließlich wird der Tunnel wieder größer, aber der Lärm eines großen Wasserfalls wird immer stärker. Es ist nicht klar, wie sie hier weitergehen können und ob sie das sollen. Aroha merkt, dass die Höhle sie nicht mehr »ruft«, als hätte sie die Stelle erreicht, die sie entdecken sollte.

Mehr als eine Stunde sitzen Aroha, Jeannie und Mike fast im Dunkeln (sie lassen immer nur eine Karbidlampe auf kleiner Flamme brennen, um Brennstoff zu sparen), während ihre Führer, Ian und Kevin, versuchen eine Route zu finden. Sie sprechen leise miteinander.

»Habt ihr von dem Archäologen gehört, der kürzlich in einer Höhle nicht weit von hier ein intaktes Ei eines Moa<sup>19</sup> entdeckte?«, fragt Mike. »Du machst einen Witz!«, ruft Jeannie erstaunt. »Nein, absolut nicht. Es lag im Schlamm in einer tiefen Höhle. Man vermutet, dass der Moa am Höhleneingang nistete, ein Hochwasser das Nest mit den Eiern wegschwemmte, eines davon nicht zerbrach und im Schlamm konserviert wurde.«

»Glaubst du, dass man DNA finden wird, die es erlauben würde, einen Moa zu klonen?«, fragt Aroha. Die anderen lachen: »Aroha, du liest zu viele Zukunftsromane und siehst zu viele Filme wie Jurassic Park.«

Aber plötzlich »sieht« Aroha:

Große Moas, die durch mannshohe Grasfelder laufen. Junge Moas mit weit offenem Schnabel, weich gebetet in massiv gewebene Grasnester. Und Greifvögel, die in der Höhe kreisen und die jungen Moas als potenzielle Beute sehen, wenn die Eltern sich zu weit entfernen.

Dann ändert sich auf einmal das Bild: Sie »sieht« die Höhle, fast wie sie wirklich ist, und »hört«, als würde ihr jemand aus uralten Zeiten zurufen:

19 Der Moa (Moastrauß, Dinornithiformes), ausgestorbene Vogelordnung mit rund 20 Arten auf Neuseeland, seit dem oberen Miozän belegt; sehr große, im Stand bis etwa 3,5 m hohe, flugunfähige, straußenähnliche Laufvögel, die in offenen Baum- und Buschlandschaften, daneben auch in lichten Wäldern lebten, vor allem Pflanzen fraßen und Eier von über 2 kg Gewicht legten; von den Maori ausgerottet (wahrscheinlich Ende des 17. Jahrhunderts). Seit längerem wird darüber spekuliert, ob Moas in unzugänglichen Gebieten Neuseelands doch noch existieren könnten. (c) Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG

Vergiss diese Stelle nicht. Du wirst sie vielleicht noch brauchen, aber wenn, dann erst Jahre, nachdem du die zweite Hälfte des Kapakapa, wie du den »Mindcaller« fälschlich nennst, gefunden haben wirst.

»Schläfst du?« Mit dieser Frage bringt Mike Aroha wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie schüttelt nur den Kopf. Sie hört das Rauschen des Wassers, sie wundert sich über das Gesehene und gerade Gehörte und über das Gefühl der vollkommenen Zufriedenheit und Ruhe, mit dem sie hier sitzt, wer weiß wie viele Meter unter der Erde, wahrscheinlich nur mit der Alternative den beschwerlichen Weg zurückzugehen. Und doch: Irgendwas, das aus dem Kapakapa strömt, bewirkt, dass sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihren Freunden empfindet und merkt, dass sich dieses auf Mike und Jeannie überträgt ... und vielleicht auch auf Kevin und Ian, die noch immer einen Weg nach unten suchen.

Sie ergreift fast dankbar den Kapakapa und drückt ihn fest, und auch dieses Mal, wie immer, wenn sie es tut (oder ist es nur, wenn sie die weißen Punkte auf der Schnitzerei berührt?), wird der Kapakapa besonders aktiv: Die Höhle wird plötzlich zu einem lebendigen Museum der alten Geschichte. Sie nimmt nicht mehr die Freunde neben sich wahr. Die Felsformationen auf der gegenüberliegenden Seite der Höhle springen auf sie zu, der Spalt wird zum riesigen zahnbesetzten Maul des Taniwha, eines mythischen Ungeheuers. Die Eisenoxyd-Ablagerungen verwandeln sich zu Blut. Sie spürt die Urgewalt des Tanemahuta, des Gottes des Waldes und des Lichtes, wie er Ranginui, den Vater Himmel, von Papatuanuku, der Mutter Erde, wegschleudert und damit Licht auf die Erde bringt in den Tagen ihrer Erschaffung. Sie spürt die für immer verbleibenden Spannungen, die dadurch zwischen Vater Himmel und Mutter Erde entstehen. Dann spürt sie plötzlich, wie ihre Vorfahren um sie herumstehen, um sie, die kleine, nicht weiße, nicht dunkle, sondern ockerfarbene Frau. Und dann »sieht« sie mit Schauern:

Hineuitempo, die »Frau der Nacht«, die Todesgöttin der Maori, die Hüterin derer, die die Welt der Lebenden verlassen haben, sie sieht mit einem traurigen Blick Aroha an und verschwindet in der Ferne.

Erschüttert lässt Aroha den Kapakapa ruckartig aus. Jeannie merkt dies und erkundigt sich besorgt: »Ist irgendetwas nicht in

Ordnung?« »Nein, Jeannie, danke, dass du fragst, ich hatte nur einen unangenehmen Tagtraum.«

Natürlich weiß Aroha, dass es mehr war, und sie ist sehr erschüttert über die seltsame Prognose, dass dieser Ort einmal eine große Bedeutung für sie haben könnte, aber noch mehr über das Bild der Todesgöttin. Schließlich ist sie als Kind in einem Marae aufgewachsen und weiß daher, dass man das Erscheinen der »Frau der Nacht« immer mit dem bevorstehenden Tod eines geliebten Menschen in Zusammenhang bringt.

Umso größer ist ihre Erleichterung, als sie sieht, dass Kevin und Ian unversehrt zurückkommen. Sie hat das Bedürfnis auf Kevin zuzulaufen, ihn zu umarmen und zu küssen ( Schmutz oder nicht Schmutz. Nur die zivilisierte Verbildung hält sie zurück, ihre Gefühle zu zeigen.

Ian und Kevin kommen mit guten Nachrichten: Sie haben einen Ausgang nach unten gefunden, keinen bequemen, aber besser als zurückzugehen! Sie verlassen das Bachbett, steigen in einen steil ansteigenden, dann flachen, aber engen Gang. An einigen Stellen müssen sie den Rucksack vor sich schieben, sich seitlich drehen, den Kopf auf den Boden drücken, einen Boden, der aus rotem und gelbem klebrigem Lehm besteht, der die Haare verfilzt, die Bekleidung unkenntlich und kein Stück Haut mehr als solches erkennbar macht. Nach langer Kriecherei, als sie wieder, weit stromabwärts, auf den Bach stoßen, lacht Ian. »Ich hoffe, euch macht das Erkunden von Höhlen auch so viel Spaß wie mir.« Die anderen sind nicht so sicher, auch als sie seinem Beispiel folgen, ihre Rucksäcke fallen lassen und sich in den Bach stürzen, um sich vom ärgsten Schmutz zu reinigen.

Aber als sie weitergehen, der Bach sich in einer großen Grotte zu einem unterirdischen See weitet und sie über sich Myriaden von weißen Punkten sehen, wird ihnen klar, was Ian meint: Höhlen bieten ein solches Kontrastprogramm von Schönheiten, von Unannehmlichkeiten, von kleineren oder größeren Gefahren oder Überraschungen, dass man einfach intensiver lebt als im Einheitsbrei eines normalen Lebens. Die weißen Punkte an der Decke, ja an allen Wänden, sind neuseeländische Glühwürmchen. Sie sind hier überall, auf den großen Flächen, in den kleinen Ritzen, strömen ein

ruhiges, schattenloses Leuchten aus. Dieses Leuchten begleitet sie minutenlang zusammen mit dem Tropfen aus unzähligen Ritzen in der Decke der Grotte, als sie langsam weitergehen. Aroha ist die Letzte in der Gruppe. Sie fühlt noch einmal, wie Mutter Erde ihr durch den Kapakapa sagt, sie möge das, was sie hier sieht, als ein zeitloses Geschenk an alle Menschen sehen. Und als sich Aroha das letzte Mal umdreht, erscheinen ihr die Glühwürmchen zuerst wie Sterne am Himmel, dann wie Kometen und schließlich wie Meteoriten, die in einer Lichterpracht explodieren wie bei einem Feuerwerk. Sie kann es kaum glauben, dass die Freunde das nicht merken. Sie wird es ihnen weder glaubhaft machen noch beschreiben können.

Zum wiederholten Mal wird Aroha klar, wie beschränkt die Sprache ist, wie viel wir erleben, und wie wenig wir davon weitergeben können, wenn die andere Person noch nichts Ähnliches erlebt hat. Dazu bedarf es nicht so ausgefallener Phänomene wie Glühwürmchen. Natürlich gibt es die immer wieder zitierten Beispiele, dass man Blinden wohl kaum die Farbe Rot, Tauben nicht die Schönheit einer Fuge von Bach erläutern kann. Aber es geht ja viel weiter: Kann man wirklich einem Amazonasindianer beschreiben, was eine mehrtägige Schitour bedeutet? Einem Neuseeländer, was das Leben in einer Oase in der Sahara mit sich bringt? Ja, noch viel einfachere und subtilere Beispiele belegen, wie unzureichend die Sprache ist: Wie kann man das erhebende Gefühl eines gelungenen Jonglieraktes erklären, den Geschmack von Zimt oder von Gurkensalat, den Geruch von brennendem Holz ...?

Die normale Sprache oder gar eine Kodifizierung wie die Schrift reichen in keiner Weise aus, auch nur ganz einfache Erlebnisse zu erläutern, wenn den anderen Menschen diese Erfahrungen fehlen. Wie soll ihr das dann bei den Erfahrungen mit dem Kapakapa gelingen, die jenseits aller ihr bekannten Gefühlsempfindungen liegen?

Dennoch, das Höhlenerlebnis hat alle fünf beeindruckt. Nicht nur die Höhle an sich, sondern dass sie von Aroha über eine »Mitteilung« des Kapakapa entdeckt wurde. Aroha ist sich zudem sicher, dass nicht alles, aber ein Teil ihrer Erlebnisse durch den Kapakapa auf die anderen in abgeschwächter Form übertragen wurde und dass Mutter Erde sie bei der Erforschung der Höhle unterstützte, wenn nicht sogar beschützte.



Aroha ruft sofort Kalina in der Stadt an, um ihr alles zu erzählen, und kann es nicht erwarten, Kalina wenigstens den Eingang zur Höhle zu zeigen. Kalina reagiert etwas zurückhaltend. Anders ist es bei Ian, Kevin und Mike. Mitten in der Woche lassen sie ihre Studien einfach liegen und stehen und fahren nochmals zum verborgenen Tal. Sie sind enttäuscht, als sie nichts Besonderes finden. Auch Aroha ist überrascht. Allen ist noch nicht bewusst, oder sie wollen dies nicht zur Kenntnis nehmen, dass ohne Aroha mit dem Kapakapa nichts Besonderes erwartet werden kann!

Für Aroha ist es nicht leicht über ihre Gefühle und Erfahrungen mit den anderen zu reden. Kaum spricht sie davon, merkt sie, dass die anderen ihre Berichte zum Teil als lebhaftes Fantasiestück abtun. Auch Kalina ist leider keine Ausnahme. Nur mit Jeannie kann sie wirklich offen reden. An einem Abend, als sie nach einem gemeinsamen Cappuccino lange zusammensitzen, ist es sogar Jeannie, die mehr wissen will: »Aroha, erzähl mir doch einmal genauer, was du in der Höhle erlebt hast. Ich erinnere mich genau, dass du einmal zusammengezuckt bist und dann nur gesagt hast, du hättest einen schlechten Tagtraum gehabt. Aber ich bin sehr sicher, dass es mehr war.«

»Ja, du hast natürlich Recht. Es war kein Traum. Es waren wieder Bilder, die mir der Kapakapa zeigte«, beginnt Aroha, »zuerst war auf einmal die Höhle wie in Blut getaucht ...« Da unterbricht Jeannie: »Das ist ja irrsinnig. Ich habe das auch einen Moment erlebt, war kurz erschrocken, habe es dann aber einfach als Sinnestäuschung abgetan ... Kann es sein, dass dein Kapakapa manchmal auf Personen, die dir nahe stehen, ausstrahlt?«

Aroha nickt nachdenklich. »Ich bin nicht sicher, aber ich habe mir das auch schon überlegt. Erinner dich an unseren ersten Ausflug ins verlorene Tal. Nicht nur ich sah gewisse Änderungen in den Farben, in der Art der Landschaft, sondern auch ihr ... Mit Ausnahme von Kalina, die diesen Phänomenen sehr skeptisch gegenübersteht. Ich denke, es ist so, dass das, was ich durch den Kapakapa erlebe, in einer abgeschwächten Form an manche Menschen weitergegeben wird.«

»Hast du sonst noch etwas in der Höhle gesehen?«, lässt Jeannie nicht locker. »Es war unglaublich. Ich habe Szene um Szene aus den Maorimythos gesehen und ich bin sicher, dass ich von einigen nie

vorher gehört hatte ... Und auf einmal erlebte ich sie mit einer unglaublichen Intensität, vor allem eine Mischung von Schöpfungsgeschichten über Erde und Himmel. Ich erlebte die riesigen Muskeln Tanemahutas, des Gottes des Waldes und des Lichtes, wie er Vater Himmel von Mutter Erde wegriss und ihn in den Himmel schleuderte. Ich sah die Tränen in den Augen Urus, des verlorenen Sohns der so getrennten Götter, wie er um seine Eltern weinte. Und ich kann den Ausdruck in den Augen des Fisches nicht vergessen - du weißt schon, der Fisch Neuseeland – wie Maui<sup>20</sup> ihn aus dem Meer zog. Aber am meisten schreckte mich, dass ich die Todesgöttin, die ‚Frau der Nacht‘, so deutlich sah: Man sagt ja immer, dass das nichts Gutes bedeutet.«

»Und die Todesgöttin hat dich so erschreckt, dass du zusammengezuckt bist?«

»Ja«, meint Aroha, »aber es ging nicht um mich, sie bedrohte nicht mich, sie sah mich eher mild, traurig, mitleidig an, als sei ein mir nahe stehender Mensch in Gefahr. Fast habe ich das Gefühl, ich sollte das Ganze als Warnung auffassen, nur weiß ich nicht, auf wen sich das alles bezog. Vielleicht wurde mir das alles auch nur gezeigt, um mir klar zu machen, dass ich in den letzten zwölf Jahren den Teil in mir, der Maori ist, der Maorikultur ist, zu sehr vernachlässigt habe, dass ich meine kulturelle Identität zur Hälfte ausgesperrt habe. Vielleicht erklärt das auch, warum ich mir als Teenager manchmal erschütternd einsam vorgekommen bin, wie es wohl auch meiner Maorimutter gegangen sein mag, als sie einen Engländer heiratete und dann Lehrerin in einer ganz und gar europäischen Umgebung wurde. Und vielleicht ist das auch der Grund, warum zu Hause nie Maori gesprochen wurde, mir meine Mutter ... im Gegensatz zu meiner Großmutter, die ich aber ab einem Alter von fünf Jahren nie mehr gesehen habe ... auch nie viel über Maorigeschichte und -mythen erzählte.«

Aroha ist sich bewusst, dass sie selten ihr Herz so ausgeschüttet hat wie jetzt vor Jeannie. Aber diese hat ruhig und aufmerksam zugehört: »Wie ist das noch einmal? Du hast fünf Jahre ganz im Marae deiner Großmutter gelebt, wurdest dann von deinen Eltern abgeholt

20 Nach den Legenden der Maori war Maui, der Sonnengott, am Meer, als er einen riesigen Fisch an seiner Angel hatte. Er zog diesen an die Oberfläche: Es waren die Inseln Neuseeland.

und hast weder deine Großmutter, von der du mir so liebevoll erzählt hast, noch deine anderen Verwandten dort je wiedergesehen?« »So ist es«, bestätigt Aroha.

»Aroha, ist dir denn nie bewusst geworden, dass das sehr ungewöhnlich ist? Dass deine Eltern offenbar jeden Kontakt mit der Großmutter und der Maorikultur (und was sie für dich bedeuten) verhindern wollten? Dein Vater ist gestorben, hast du mir einmal erzählt. Glaubst du nicht, dass du einmal deine Großmutter und deine Verwandten mütterlicherseits besuchen solltest?«, fragt Jeannie verwundert. Aroha schaut Jeannie lange an. »Du bist eine gute Freundin und hast wahrscheinlich Recht. Lass mich ein paar Mal darüber schlafen.«

Als sich die beiden trennen, haben sie zwar das Rätsel des Kapakapa nicht gelöst, sie wissen auch nicht, dass eine solche Lösung erst später, viel später gelingen wird, aber doch gehen sie in einer fast unerklärbar freudigen Stimmung auseinander.

Bei der ersten Möglichkeit fährt Aroha mit Kalina wieder zum verborgenen Tal und zur »Kathedrale«. Aber trotz des Kapakapa fühlt Aroha diesmal nichts Besonderes und zu ihrer Überraschung finden sie auch nicht den Weg zur Höhle. »Du bist einfach eine unheilbare Romantikerin«, meint Kalina, »und dchtest dir eine Welt zusammen aus Mythen und Legenden und Vorfällen, die es zum Großteil nur in deinem Kopf gibt.«

Aroha reagiert traurig. Ihre Freundin, der sie so viel verdankt, was Musik, Tanz und Lebensfreude anbelangt, und die sie nach wie vor so verehrt, scheint ihr nicht zu glauben: »Du denkst, ich erfinde des alles nur? Aber die anderen sind sich auch sicher, dass es hier ungewöhnliche Vorkommnisse gibt oder gegeben hat.« »Vielleicht. Aber es gibt sicher irgendeine logische Erklärung dafür, die nichts mit den Mythen aus alten Zeiten zu tun hat«, erklärt Kalina mit Bestimmtheit.

## 6. Die Großmutter – die weise Hepa.

**Januar 2002**

Fünf Monate vergehen, in denen die Freunde versuchen alles aufzuarbeiten, was an Universitätsarbeit, an Übungsaufgaben und Prüfungen liegen geblieben ist, und trotzdem so oft wie möglich in das verborgene Tal zu fahren.

Kevin ist am hartnäckigsten. Er besucht das Tal und Aorama sogar oft alleine, untersucht buchstäblich jeden Quadratmeter, aber ohne handfestes Ergebnis. Alles scheint stabil und seine Ordnung zu haben, das verborgene Tal führt, wenn man von der »Kathedrale« direkt hinuntergeht zum Karekarestrand, wie man es erwarten würde. Was aber noch immer nicht erklärt, warum sie bei ihrem ersten Ausflug ganz woanders hingelangten. Kevin findet auch den zweiten Bach und die Höhle nicht mehr und beginnt an seinem Verstand zu zweifeln.

Als er eines Abends wieder mit Aroha zusammensitzt, während sie sich beide durch Aufgaben in der Botanik als Vorbereitung für die nächste Prüfung durchkämpfen, kommt er wieder einmal auf das verborgene Tal zu sprechen.

»Wie wär's, wenn wir am nächsten Sonntag wieder einmal das verborgene Tal besuchen würden? Nur wir zwei?«, fragt er Aroha scheinbar so nebenher. »Ich liebe das Tal, auch wenn es nichts Neues zu entdecken gibt.« »Mir geht es auch so«, sagt Aroha und freut sich auf den gemeinsamen Tag mit Kevin. »Und ich werde meinen Kapakapa mitnehmen, vielleicht hilft er uns.« »Wann soll ich dich abholen?« »Du bestimmst die Zeit. Mir ist alles recht.« »Ist dir sieben Uhr zu früh?« »Nein, das gibt uns einen langen Tag. Ich freue mich darauf.« »Ich auch«, sagt Kevin und verschluckt, was er noch gerne gesagt hätte.

Als Kevin dann am Sonntagmorgen an die Tür von Arohas Wohnung klopft, hat er dunkle Schatten unter den Augen. Er musste die halbe Nacht arbeiten, um sich den Sonntag freihalten zu können. Aroha ist es nicht anders gegangen und nur die Freude, mit Kevin in ihr Tal zu gehen, machte es ihr möglich, so früh aufzustehen. So müde beide sind, genießen sie doch die Fahrt zusammen, aber ihre Unterhaltung ist einsilbig.

Es ist ein herrlicher Morgen, so wie die Tage oft in Neuseeland beginnen, bevor dann überraschend Regenwolken aufziehen. Das Licht spielt auf den Gräsern der Lichtung. Kevin meint: »Die Lichtung verdient wirklich den Namen Aorama (Welt des Lichtes), den du ihr gegeben hast, Aroha.«

Aroha lächelt. Sie essen, wie so oft bei den Wanderungen, eine Portion Studentenfutter. Kevin gibt Aroha alle Schokoladestücke, die er in seiner Portion findet, weil er inzwischen weiß, dass Aroha Schokolade liebt. Und er empfindet es nicht als Arbeit, wenn er ihr ein Stückchen zwischen die Lippen schiebt.

»Das muss wirklich eine der schönsten Stellen der Welt sein«, sinniert Kevin weiter. Sie sitzen dann in angenehmer Stille, die Schultern aneinander gelehnt. Schließlich fragt Kevin. »Hast du den Kapakapa mit?« »Ja«, antwortet Aroha, »aber bisher spüre ich nicht viel. Doch was ist das?«, fragt sie auf einmal aufgeregt.

Kevin sieht Aroha ins Leere starren und in sich hineinhorchen. Nach einigen Sekunden atmet sie tief ein und schaut Kevin an: »Ich habe gerade meine Großmutter ‚gesehen‘. Und sie ruft mich! Ich möchte sie wirklich wiedersehen, Jeannie hat mir das auch schon vorgeschlagen. Und ich möchte meine anderen Verwandten im Marae wieder treffen. Ich weiß, dass ich das tun muss. Auch in der Höhle sah ich einmal kurz das Gesicht meiner Großmutter. Und dann die Göttin des Todes. Vielleicht wollte sie mir sagen, dass ich mich beeilen muss, wenn ich meine Großmutter sehen will ... Sie muss ja tatsächlich bald 80 Jahre alt sein!«

»Ja, ich denke auch, dass du sie besuchen solltest. Wenn du willst, begleite ich dich. Aber wie werden wir das Dorf, den Marae, finden? Kannst du dich so weit zurückerinnern?« »Nein, aber ich werde meine Mutter heute Abend anrufen.« Diese weigert sich am Abend zunächst, Aroha die notwendigen Informationen zu geben. Aber Aroha lässt nicht locker, bis sie schließlich eine einigermaßen gute Wegbeschreibung erhält.

Kevin fährt mit Aroha am nächsten freien Wochenende Richtung Norden. Während der langen Fahrt wird es Kevin bewusst, wie wenig er eigentlich über die Kindheit Arohas weiß, und fragt, ob sie ihm davon erzählen würde: »Warum wurdest du als Baby bei deiner Großmutter gelassen, obwohl offenbar deine Eltern beide zusammen und am Leben waren?«

»Es ist einerseits bei Maoris nicht unüblich, dass sich die Großeltern um die Enkel kümmern, wenn die Eltern aus irgendwelchen Gründen dies schwer machen können. Dazu kommt sicher, dass meine Großmutter wollte, dass ich in der Maorikultur aufwachse. Aber dann gab es wohl auch handfeste wirtschaftliche Gründe: Meine Eltern waren beide Lehrer in der Stadt. Und andere Jobs waren unmöglich zu bekommen«, erklärt Aroha und fährt fort: »Aber ich kann mich noch ganz deutlich an den Tag erinnern, als mich Großmutter zu sich rief und ungewöhnlich ernst aussah. Sie hielt einen Brief in der Hand und sagte mir, dass schon am nächsten Tag meine Eltern kommen und mich abholen würden. Ich weiß noch, wie ich fast in Panik zusammen mit Großmutter meine ganzen ‚Schätze‘ in einen Korb packte, vor allem die schönen Pauimuscheln<sup>21</sup>, die ich gesammelt hatte.«

»Und warum, glaubst du, haben dich deine Eltern zurückgenommen?« »Vater war Schuldirektor in einer Schule am Land geworden (kennst du den kleinen Ort Maungaturoto?) und es war daher nicht mehr notwendig, dass Mutter arbeitete. Sie hatten jetzt auch ein Haus als Dienstwohnung. Aber es kam sicher auch dazu, dass sie wollten, dass ich eine gute europäische Ausbildung erhielt.«

Aroha schweigt eine Weile. Dann sagt sie leise: »Ich erinnere mich noch an die Trauer und die Überraschung, als mich Großmutter in Maoritradition mit einem Hongi<sup>22</sup> verabschiedete und uns beiden die Tränen aus den Augen stürzten. Im Auto, mit dem mich die Eltern abholten, wurde dann nicht gelacht und nicht viel gesprochen. Irgendwie war es eine unangenehme Stimmung. Am ehesten erinnere ich mich noch daran, dass mir übel wurde, als der Wagen endlos lange über zerfurchte Landstraßen rumpelte. Und, ach ja, ab sofort durfte ich nur mehr Englisch reden.«

Aroha zeigt Kevin die »Stadt« Maungaturoto, wo sie dann aufwuchs, denn gerade fahren sie an ihr vorbei. »Wie war dann dein

21 Paus sind große, in Neuseeland weit verbreitete Muscheln mit schönen perlmutternen Schalen. Sie sind eine Abart der so genannten Abalonen oder Meeresohren und gehören, obwohl wie Muscheln aussehend, zur Familie der Schnecken.

22 Hongi ist das liebevolle gegenseitige Berühren der Nasen, das eine sehr intensive Zuneigung ausdrückt. Etwa wie ein Kuss in Europa.

Leben hier? Und die plötzliche Umstellung?«, erkundigt sich Kevin.  
»Aber ich will nicht zu neugierig sein, wenn es dich stört.«

Aroha lacht. »Nein, du bist nett, dass du das alles wissen willst. Mein Leben war ja wirklich nicht so aufregend. Ich weiß nur, dass ich mich oft stundenlang versteckte, häufig in den großen Rohren, die die Bäche unter Brücken durchleiten. Ich baute große Hügel und Dämme mit Schlamm im Wasser. Aber, um ehrlich zu sein, die Schule hat mir immer sehr viel Freude gemacht. Auch die Hausaufgaben habe ich besonders geliebt, denn da durfte ich am kleinen Tisch meines Vaters sitzen«, erinnert sich Aroha lächelnd.

»Und hast du viel mit anderen Kindern gespielt?« Aroha lacht: »Es gab keine anderen Kinder in Gehreichweite. An den Abenden saßen wir alle zusammen um ein Feuer: im Freien im Sommer, um den Kamin im Winter, lasen Bücher und immer spielte leise klassische Musik im Hintergrund. Mir ist nie bewusst geworden, dass man als Kind vielleicht auch anders leben kann.« »Wie alt warst du, als du mit der Schule fertig warst?« »Sechzehn.« Aroha war in der Schule so gut gewesen, obwohl sie zusätzliche Stunden in Französisch und Deutsch über die staatliche Fernschule belegte, dass sie mehrmals eine Klasse übersprang und so die jüngste Maturantin wurde, die man in der ganzen Umgebung je gehabt hatte ...

Inzwischen fahren Kevin und Aroha durch die Stadt Whangarei mit dem schönen Wasserfall im Park fast im Zentrum und biegen nun, der Wegbeschreibung folgend, nach Osten Richtung Küste ab. Die Asphaltierung wird immer dürrtiger. Dann sind sie beim Eingangstor des Marae. Sie bleiben stehen und gehen zum geschnitzten kleineren Durchlass.

Aroha bleibt wie angewurzelt stehen. Nichts schaut so aus wie in ihrer Erinnerung. Die Gebäude sehen nicht viel besser aus als mit Stroh gedeckte Notunterkünfte. Eine hübsche junge Frau, die nur einen Flachsrock trägt und Augen wie ihre Großmutter hat, lenkt sie ab. Auch als sie hinter einer Hütte verschwindet, sieht der Marae wieder etwas freundlicher aus. Trotzdem ist nicht zu übersehen, dass alles klein, überaltet und zum Teil recht heruntergekommen ist. Nichts ist, wie sie sich erinnert. Einen Augenblick glaubt sie, nicht den richtigen Ort gefunden zu haben. Aber als sie bei der ersten Hütte fragt, sagt man ihr freundlich, ja, die weise Kapa wohne hier, in der Hütte gleich neben dem allgemeinen Versammlungshaus, das

alle Marae auszeichnet. Der kleine Bub, der ihr das sagt, bietet sich an sie zu führen. Aroha ist so aufgeregt, dass sie kaum atmen kann und einen ganzen Schwarm von Schmetterlingen im Bauch spürt. Ihr Führer klopft an die Tür und nur einen Augenblick später umschließt eine alte Frau Aroha mit ihren Armen.

»Ich habe dich erwartet, ich wusste, du würdest kommen«, strahlt die Großmutter. »Aber wie konntest du das wissen?«, fragt Aroha verblüfft. »Ich hab es einfach gespürt. Du hast viele Jahre nicht an mich gedacht, aber in den letzten beiden Jahren, da war es anders. Da muss etwas geschehen sein, denn ich habe dein Gesicht immer wieder vor mir gesehen und hatte das Gefühl, dass es dir auch so geht.«

Aroha ist berührt. »Der Kapakapa?«, denkt sie. Dann fällt es ihr ein, endlich Kevin vorzustellen. Die Großmutter schaut Kevin lange forschend an: »Nein, von dir habe ich nicht gewusst, dass du kommen wirst. Aber ich freue mich, dass du da bist und Aroha gebracht hast. Kommt nur alle herein ... und das gilt auch für euch Kinder, die ihr alle neugierig herumsteht!« Inzwischen hat sich die Ankunft von Fremden herumgesprochen und Kinder sind mehr oder minder scheu herangekommen, um in Erfahrung zu bringen, was hier geschieht.

»Großmutter, du sprichst jetzt fließend Englisch?«, wundert sich Aroha. Die Großmutter schüttelt lächelnd den Kopf: »Hast du wirklich geglaubt, dass ich fast nur Maori spreche?«, kichert die Großmutter. »Und wenn du über mich redest, kannst du mich durchaus ‚die Alte‘ nennen, ich weiß, dass ihr das hinter meinem Rücken immer gemacht habt, ihr kleinen Schufte!«

Aroha schaut sich im einfachen Zimmer um. »Du hast jetzt auch ein Telefon«, stellt sie erstaunt fest. »Die Zeiten ändern sich eben. Das ist nicht gut und nicht schlecht.« Dann schüttelt sie den Kopf. »Aber jetzt musst du erzählen, wie es dir geht und was du die ganze Zeit gemacht hast, nachdem du mich als kleiner Knopf vor ... es müssen bald 15 Jahre sein! ... verlassen hast.«

Der Nachmittag vergeht wie im Flug, fast zu schnell. Aroha lernt alle Mitglieder ihrer Großfamilie kennen, die jungen und die alten, und dann wird es langsam Zeit für die Rückfahrt. Aroha hat die Telefonnummer der Großmutter sorgfältig notiert. Sie weiß, dass sie ab jetzt mit ihr in Kontakt bleiben wird.



Lange fahren sie schweigend, beide gehen noch einmal durch, was sie heute gehört und erlebt haben. Aroha erwähnte den Kapakapa nicht. Sie ist sich sicher, dass die Großmutter es verstanden hätte, ja ihr vielleicht sogar einiges erklären hätte können, aber sie fühlt, dass sie die anderen Mitglieder der Familie nicht genug kennt, um dieses Geheimnis allen zu verraten.

»Weißt du, mir ist heute aufgefallen, dass das Maoriwort für ‚Vision‘ Whakarehu ist. Ich weiß nicht, ob das nicht fast der bessere Ausdruck für meinen Anhänger ist als Kapakapa, was ja eigentlich nur Halsschmuck bedeutet«, sagt Aroha.

Kevin denkt nach: »Das ist deine Entscheidung. Aber ich habe mich inzwischen sehr an Kapakapa gewöhnt. Und wenn du wirklich einen anderen Namen verwenden willst, dann käme mir so was wie ‚Mindcaller‘<sup>23</sup> fast noch besser vor. Hast du nicht auch das Gefühl, dass die Großmutter wusste, dass du kommst, weil du einen solchen ‚Mindcaller‘ hast, dass du deshalb ihr Gesicht und andere immer wieder gesehen hast und Wind, Mutter Erde und viele andere mit dir über diesen ‚Mindcaller‘ geredet haben, dir Verschiedenes gezeigt haben?«

Aroha murmelt nachdenklich: »Mindcaller. Ja, vielleicht hast du Recht, das Wort beschreibt vielleicht wirklich am besten, was der Kapakapa tut ... Übrigens, ich danke dir mehr, als ich es ausdrücken kann, dass du heute mitgekommen bist.« Aroha streicht sich verlegen über ihr wuscheliges Haar.

»Mir hat es auch sehr gut gefallen. Es war schön, mit dir dabei sein zu können. Und ich muss schon sagen, deine Verwandten haben mich so nett behandelt ... und so großzügig, als hätte ich seit Wochen nichts mehr gegessen«, lacht Kevin.

»Ich weiß nicht, wie viele Verhaltensregeln wir heute gebrochen haben. Großmutter war da seinerzeit sehr genau. Aber sie hat sich offenbar sehr gefreut uns zu sehen und es tat ihr sichtlich Leid, als wir aufbrachen. Also haben wir uns wohl zusammen ganz gut geschlagen.«

In freundschaftlicher Stille fahren sie durch die hügelige Landschaft, da und dort mit einem Blick auf eine Bucht oder das Meer. Als sie sich der Stadt nähern, sagt Kevin plötzlich: »Ich muss nächs-

<sup>23</sup> ‚Mindcaller‘ lässt sich auf Deutsch mit einem Wort wie ‚Gedankenrufer‘ nur sehr schlecht übersetzen.

ten Freitag auf vier Wochen in ein Trainingslager in den Tongariro<sup>24</sup> Nationalpark.« »Das heißt wohl, dass ich dich einige Zeit nicht sehen werde?«, fragt Aroha ruhig und versucht ihre Enttäuschung zu verbergen. »Warum besuchst du mich nicht an einem Wochenende?« »Das würde ich gerne tun. Ich kenne diesen Nationalpark noch nicht und wollte ihn schon immer gerne einmal sehen.«

»Es wäre wirklich schön, wenn du kommst. Freilich, ich kann dir keine erstklassige Unterkunft anbieten. Unsere Hütten sind einfach: Parkranger sollen ja ‚harte Männer‘ werden. Aber die Hütte, die ich haben werde, hat genug Platz und zwei Stockbetten.«

Zwei Wochen später fährt Aroha mit dem Nachtzug zum Tongariro Park. Kevin holt sie ab.

Am nächsten Morgen weckt sie helles Sonnenlicht. Aroha reißt die Tür auf und atmet tief ein: »Es ist einfach herrlich! Komm! Sei nicht faul! Du musst mir erklären, was ich hier alles sehe.« Plötzlich zittert sie: »Was ist das für ein wilder Feuer speiender Berg? Aber es ist ja sehr kalt hier!« »Kalt? An einem so schönen Tag?«, wundert sich Kevin. »Ja, es ist wirklich kalt!«

Kevin kommt auch zur Tür. Und nun ist er an der Reihe verblüfft hinauszusehen: »Was ist denn da geschehen? Das schaut ganz anders aus, als es ausschauen sollte und als es gestern noch ausgesehen hat! Der Vulkan ist viel aktiver und es liegt sehr viel mehr Schnee. Aroha, dein Kapakapa scheint wieder in vollem Schwung zu sein.« Er sagt es leichthin, aber er kann die Veränderungen nicht verstehen.

Sie frühstücken rasch. »Was meinst du, Aroha«, fragt Kevin schließlich, »willst du noch immer eine Wanderung machen?« »Ja, natürlich. Und brechen wir gleich auf, bevor es zu kalt wird und wir es uns anders überlegen.«

Sie sind erst ein paar Schritte gegangen, als sie beide wie angegallt stehen bleiben: »Schau, wie steil die Berge sind!«, ruft Aroha beeindruckt. »Aber das ist unmöglich! Die Berge sind hier weder so steil noch so hoch, wie sie jetzt aussehen«, murmelt Kevin.

24 Der Tongariro Nationalpark umfasst drei noch immer aktive Vulkane etwa am halben Weg zwischen Auckland und Wellington. Mount Ruapehu, mit seinem heißen Kratersee und den guten Schigebieten an seinen äußeren Abhängen, ist wohl der bekannteste der drei Berge. Der knapp 3.000 m hohe Gipfel ist im Sommer und Winter wegen seiner extremen Windgeschwindigkeiten gefürchtet.

»Da! Schau!«, ruft Aroha, »aus den zwei Vulkanen auf der linken Seite kommen große Rauchfahnen heraus.« »Und sie sind ganz mit Schnee bedeckt. Ja, sie schauen fast wie richtige Gletscher aus«, wundert sich Kevin.

»Ich glaube, mich erinnert, was ich sehe, an Bilder, die ich von Mount Taranaki<sup>25</sup> gesehen habe«, meint Aroha, »obwohl, die Form stimmt nicht ganz. Übrigens, was ist das für ein großer Fluss im Vordergrund?« »Ich habe ihn noch nie gesehen«, sagt Kevin verständnislos. Er reibt sich mehrmals die Augen, um sicher zu gehen, dass er nicht träumt. Aber die Landschaft ändert sich nicht.

Die beiden setzen sich verblüfft nieder, während sie die Landschaft studieren und besprechen, und ergänzen ihr Frühstück mit ein bisschen Studentenfutter.

Mit einem tiefen Seufzer steht schließlich Kevin auf: »Also, gehen wir weiter.« Er nimmt Arohas Hand, zieht sie hoch und lässt die Hand nicht mehr los. So gehen sie langsam hinunter zum Bett des großen Flusses. »Willst du links oder rechts gehen?«, fragt Kevin. »Links. Irgendwas ,ruft‘ mich in diese Richtung.«

Kevin akzeptiert Arohas Entscheidung sofort. Sie gehen über eine Stunde, bis zu der Stelle, wo sich der Fluss näher an das Plateau am Fuß der Berge heranwindet. »Schau«, sagt Kevin und zeigt auf die andere Seite, »dort bei den Bäumen. Da ist etwas, das wie eine einfache, strohgedeckte Hütte aussieht!«

»Immerhin beweist das, dass Menschen schon hier gewesen sind«, kommentiert Aroha, »wo immer auch das ,Hier‘ sein mag.«

Sie schauen sich genau um, sehen aber, außer Scharen von Vögeln, kein Lebewesen. Sie erforschen die Gegend weiter. Als sie zu ihrer Verblüffung an einer Stelle Fußspuren entdecken, haben sie kurz die Hoffnung, auf andere Menschen zu stoßen. Aber bei genauer Untersuchung sind die Spuren alt. Vielleicht sogar versteinert? Kein Mensch ist weit und breit zu sehen und nichts rührt sich, als sie laut in alle Richtungen rufen.

Allmählich meldet sich bei beiden der Hunger. Sie gehen noch einmal zum Fluss und lassen sich von der Wassertemperatur nicht ab-

25 Mount Taranaki, auf English Mt. Egmont, ist der beeindruckendste Vulkanberg auf der Nordinsel. Ein perfekter Kegel, unten bewaldet, dann Felsen bzw. Asche und meist mit einer Haube aus Schnee.

halten, sich kurz abzduschen. Dann setzen sie sich auf einen runden Stein, packen ihren Proviant aus und besprechen die Situation:

»Eines wird durch diese Umgebung hier eindeutig bewiesen. Was wir auf unseren denkwürdigen Ausflügen in das verborgene Tal erlebt haben, waren nicht Auswüchse einer überhitzten Fantasie. Ich habe Recht gehabt, als ich ganz überzeugt war, dass das Tal, das uns auf einen unbekannten Strand führte, genauso wenig auf heutigen Landkarten existiert wie der damalige Strand«, sagt Kevin. »Und Ian hatte natürlich Recht, als er sagte, dass die Kalksteinhöhlen, die wir beim zweiten Mal sahen, in keiner Weise in die Waitakeres passen. Übrigens, er fragt mich häufig, wann wir wieder zu diesen Höhlen gehen. Und ich weiche aus, weil ich bei meinen Versuchen, den Eingang zu finden, nie mehr erfolgreich gewesen bin. Aber ich möchte auch diese Höhle nochmals sehen, nur denke ich, dass das nur gelingen wird, wenn du mit deinem Kapakapa dabei bist.«

»Kevin, hast du irgendeine Idee, wie das alles zusammenpasst?«  
»Nein, nicht wirklich. Aber als Wissenschaftler glaube ich nicht an Zauber. Obwohl, um ehrlich zu sein, ich heute auch meinen eigenen Augen nicht so recht trauen kann. Klar ist, dass wir inzwischen wissen, dass alles mit dem Kapakapa zu tun hat.«

»Aber wie?«, Aroha wiederholt sich. »Ich glaube fast, ich sollte es vor den anderen nicht mehr verbergen. Zumindest Kalina und Mike sollte ich es zeigen, glaubst du nicht auch? Vielleicht haben die eine Idee.«

»Ich bezweifle, ob sie uns weiterhelfen können. Aber trotzdem, du solltest ihnen wohl erzählen, was wir wissen. Vielleicht sollten wir sie einladen, nächstes Wochenende hierher zu kommen?« »Ich hoffe, ich kann Kalina überreden mitzukommen. Bei Mike und Jeanie bin ich recht sicher, dass sie gerne dabei sein werden.«

»Natürlich gibt es noch eine große Frage«, wirft Kevin ein. »Wer garantiert uns, dass wir dieses ‚Hier‘ nächste Woche wieder so finden, wie wir es jetzt sehen? Was ist, wenn wir in die Hütte gehen, die Tür zumachen, sie dann öffnen und plötzlich eine andere Landschaft sehen?«

»Ich bin sehr sicher«, meint Aroha, »dass die Landschaft, so lange ich den Kapakapa trage, ‚stabil‘ bleibt. Irgendwie spüre ich es, wie Großmutter gespürt hat, dass ich auf Besuch kommen würde. Aber in die Hütte zu gehen und nach einer Pause nochmals hinaus-

zusehen ist eine gute Idee: Probieren wir es aus, wenn wir zurück sind!«

Langsam und zögernd, als wollen beide nicht, dass der Tag zu Ende geht, wandern sie, einen Arm um den anderen gelegt, zur Hütte zurück. Sobald sie dort sind, Feuer gemacht und Tee aufgesetzt haben, damit es gemütlicher wird, gehen beide vorsichtig zur Tür zurück.

Sie öffnen sie und treten hinaus. Die Welt der feurigen Berge mit dem großen Fluss im Vordergrund liegt unverändert vor ihnen.

## 7. Der Pa - die alte Befestigung

Februar 2002

Als Aroha in Auckland ihren Freunden versucht zu beschreiben, was im Tongariro Park so anders gewesen ist, hat sie große Schwierigkeiten: Da sie, wie Aroha ja selbst zugibt, vorher nie dort gewesen war, wie soll sie dann »Änderungen« bemerken können? Auch als Kevin immer wieder betont, dass Aroha Recht hat und sie eine sehr ungewöhnliche Landschaft erlebten, bleibt viel Unglauben übrig. Schließlich ist Aroha fast aufgebracht: »Zum Teufel noch einmal. Kevin ist Parkranger. Der wird doch wohl wissen, wie die Berge aussehen sollten!«

»Na, wenn ich Kevin ansehe, wie er dich ansieht, dann bin ich nicht sicher, ob er dir nicht einfach aus Loyalität die Stange hält«, kann sich Jeannie nicht zurückhalten. Aroha ignoriert diesmal Jeannie und erzählt Kalina und Mike von dem Kapakapa und dass sie glauben, dass diese Schnitzerei aus Obsidian mit vielen ungewöhnlichen Vorkommnissen zu tun hat. Natürlich wollen Kalina und Mike den Kapakapa sehen.

»Ja, es schaut wirklich wie in sehr altes Stück aus«, gibt Kalina zu. Alle stimmen überein, dass das Material wohl Obsidian ist. »Mich wundert nur, dass der Kapakapa, wie du ihn nennst, einerseits so alt aussieht, andererseits so wenig zerkratzt ist. Obsidian ist nicht sonderlich hart und es ist ein Wunder, dass das Stück so fehlerlos ist. Ob es vielleicht irgendwie künstlich gehärtet wurde oder mit einer besonderen Schicht überzogen ist?«, sinniert Mike. Er weiß nicht, wie nahe er der Wahrheit kommt ...

»Du hast vielleicht Recht, Mike. Es ist unglaublich glatt«, sagt Jeannie, »außer bei diesen kleinen grauen Punkten am unteren Ende.« »Diese Punkte sind keine Verunreinigung, sondern scheinen fest mit dem Rest ‚verwachsen‘ zu sein«, erklärt Aroha. »Man kann sie mit keinem Mittel abwaschen, ich habe es versucht.«

»Mich faszinieren die geometrischen Muster am oberen Ende. Es sieht fast aus, als würden zwei kleine Stifte herausragen, an die man etwas anstecken kann«, kommentiert Mike.

»Ja, mir ist das auch schon aufgefallen ... es könnte sein, dass hier ein Stück fehlt (Aroha erinnert sich an die Stimme, die sie in der Höhle ‚hörte‘). Aber, abgesehen vom Aussehen, ich meine es ganz

ernst: Es gibt einen Zusammenhang zwischen den Erlebnissen im verborgenen Tal, im Tongariro Nationalpark und diesem Stück. Nur habe ich nicht die geringste Ahnung wie und warum.«

Sie ist nahe daran, Kalina und Mike von den Stimmen zu erzählen, die sie manchmal »hört«, von den Bildszenen, die sie manchmal »sieht«, aber dann erinnert sie sich wieder an die mehr als skeptischen Blicke, als sie seinerzeit von den Stimmen im Wasserfall erzählte, und ändert ihre Meinung: »Mir ist es fast unangenehm, euch darum zu bitten« - sie schaut ihre Freunde der Reihe nach an ( »aber ich möchte, dass alles, was ich über den Kapakapa erzählt habe, vorläufig ein Geheimnis bleibt. Kann ich mich da auf euch verlassen?«

Alle nicken. Mike ergänzt: »Wir haben in den letzten Monaten so viel Zeit aufgewendet, Aoroma und das verborgene Tal zu durchsuchen, ohne dass wir, abgesehen von unseren zwei Ausflügen, auch nur das Geringste ungewöhnliche Erlebnis gehabt hätten, sodass uns ohnehin alle für verrückt halten würden, wenn wir ihnen das erzählten, was du uns berichtet hast, Aroha!«

»Davon bin ich auch überzeugt«, setzt Aroha fort. »Ich erinnere mich, wie ihr alle skeptisch gewesen seid, als ich euch von den Stimmen im Wasserfall erzählte. Stellt euch vor, was andere Leute wohl sagen würden, wenn ich erzähle, dass ich explodierende Lichter in einer Glühwürmchenhöhle beobachtet habe!«

Alle lachen. »Allerdings, ihr müsst schon wissen, dass ich den Kapakapa sehr ernst nehme. In der Höhle wurde mir das erste Mal auch klar, dass er mich irgendwie mit der Maorikultur verbindet, aber vielleicht noch weiter in die Vergangenheit reicht. Ich hatte damals fast das Gefühl, etwas Heiliges oder Großartiges in der Hand zu halten.« Aroha seufzt: »Es tut mir Leid, ich kann es nicht richtig ausdrücken. Aber, sei es, wie es sei ...«

»Du willst jedenfalls nicht, dass wir irgendwas davon anderen erzählen, bis wir mehr Fakten in der Hand haben«, vervollständigt Mike ihren Satz. »Wir verstehen das vollständig und werden nicht darüber reden«, sagt Kalina. Die anderen sind nicht ganz so sicher, aber nicken schließlich auch zustimmend.

»Auf jeden Fall möchte ich möglichst bald wieder in den Tongariro Nationalpark. Leider gibt es am nächsten Wochenende eine Feier bei meiner Mutter, da kann ich nicht weg ... Aber bei mir ginge

das Wochenende danach. Hat einer von euch Lust mitzukommen?«, fragt Aroha.

»Es tut mir echt Leid, dass ich eine Woche länger warten muss, bis ich vielleicht wieder etwas sehr Ungewöhnliches erleben werde«, kommentiert Mike. »Und ich werde mich in der Zwischenzeit kaum richtig auf meine Forschung konzentrieren können. Aber ich werde es wohl erwarten müssen und ich bin dabei.« »Mike, du willst doch nicht ehrlich sagen, dass die Welt des Kapakapas interessanter ist als deine geliebte Quantenphysik?«, macht sich Aroha lustig.

Bevor sie sich trennen, vereinbaren sie noch, dass sie bei ihrem geplanten Besuch im Tongariro Nationalpark flussabwärts gehen werden, weil sie beim ersten Mal die andere Richtung erforscht haben.

Später abends ruft Aroha ihre Freundin Kalina an, um herauszufinden, was diese von den neuesten Entwicklungen und dem Kapakapa hält. Kalina ist sehr zurückhaltend.

»Du glaubst mir einfach nicht, oder?«, fragt Aroha. »Wenn du es so direkt wissen willst: Nein«, antwortet Kalina, »von allen Menschen, die ich kenne, hätte ich von dir, Aroha, als Naturwissenschaftlerin am ehesten erwartet, dass du nüchterner und vernünftiger bist. Und dein Studium scheinst du überhaupt immer mehr zu vernachlässigen.« Mit einem dumpfen Gefühl beendet Aroha das Telefonat. Sie fühlt sich leer und fast betrogen. Kalina, mit der sie sich so gut zu verstehen glaubte, traut ihr nicht. Irgendwie ist ein Faden zwischen den beiden gerissen.

Am Freitag ruft Kalina Aroha an, dass sie leider nicht bei dem Ausflug in den Tongariro Nationalpark dabei sein kann, weil sie die Aufführung eines bekannten Quartetts an der Universität nicht versäumen will. Nach dem letzten Telefonat hat Aroha befürchtet, dass Kalina absagen würde. Daher sollte sie sich jetzt nicht verletzt fühlen. Aber wie alle Menschen kann auch sie ihre Gefühle nicht rational kontrollieren.

Aroha, Jeannie und Kevin fahren mit Mike in dessen Auto zum Nationalpark. Sie sind mit warmer Kleidung, Kameras und allem Nötigen gut ausgerüstet, wundern sich aber, als sie herausfinden, dass Mike zusätzlich einige Schläuche von alten Autoreifen mitgenommen hat. »Wozu brauchen wir diese?«, erkundigt sich Jeannie



erstaunt. »Kannst du es nicht erraten? Sie sind für uns der schnellste Weg, den Fluss hinunterzukommen. Schon als wir in der Höhle waren, hätten uns solche Schläuche gute Dienste geleistet!«

So beginnen sie den Aufstieg zur Hütte, alle mit Rucksack und einem Autoreifenschlauch um den Hals ( ein verrückter Anblick. Einige Fotos, die Jeannie schießt, werden später noch zu manchem Lächeln Anlass geben!

Aufgeregt und in bester Laune geht es rasch voran. Nur Kevin und Aroha bleiben einmal stehen und stellen sich die Enttäuschung vor, wenn sie vielleicht überhaupt keinen Fluss mehr vorfinden! Bei der Hütte halten sie nur kurz. Dann folgen sie Kevin in die unglaubliche »andere« Welt. Der Fluss ist noch da und die vergletscherten Berge glitzern in der Sonne.

Sie eilen, so schnell sie können, den Hang zum Fluss hinunter. Die Entscheidung Mikes, die Autoreifen mitzunehmen, erweist sich als goldrichtig. In unglaublich kurzer Zeit treiben sie schaukelnd den Fluss hinunter, wobei sie allerdings nicht vermeiden können, etwas nass zu werden. Schließlich erreichen sie einen Nebenfluss. Sie legen an und beschließen, diesen schönen Fluss mit seinem pastellfarbenen Gletscherschmelzwasser ein Stück zu erkunden.

Aroha und Jeannie wollen nahe beim Fluss bleiben. Kevin und Mike steigen auf einen Hügelrücken, um einen besseren Überblick zu bekommen.

Bis zu diesem Ausflug waren Flüsse für Aroha immer eine Art Herausforderung gewesen, wenn nicht sogar eine Bedrohung. Oft musste man sich anseilen, um reißende Flüsse zu überqueren, man musste an Wasserfällen vorbei hinauf- oder hinunterklettern, bei kleineren Bächen war es oft sinnvoll, lange nach einem Arrangement von Steinen im Wasser zu suchen, die ein trockenes Überqueren erlaubten.

Durch Jeannie beginnt sich Arohas Einstellung zu fließendem Wasser grundlegend zu ändern. Sie sieht die Schönheit winziger Farne, die nahe am Wasser wachsen; bunte Kiesel, die feucht glänzen; Wirbel hinter Steinen, in denen sich treibende Blätter gefangen haben und nun unerfindlich lang im Kreis treiben, bis irgendeine Unregelmäßigkeit sie wieder in den Fluss reißt. Zusammen entdecken sie kleine Blumen, die sich zwischen Felsen vor dem Wind schützen.

Sie beobachten Geckos in den Manukabüschen, wobei sie erstaunt grüne mit gelben Punkten als auch gelbe mit grünen Punkten finden. Die ganz jungen Geckos erinnern in ihrem Glanz und ihrer Vollkommenheit an längliche Edelsteine. Kleine Wasserfälle eignen sich dafür, den müden Rücken zu massieren; ruhige Tümpel für eine rasche Abkühlung auf nackter Haut. Sie fotografieren so viel, dass ein Leben kaum für das Ordnen und Sortieren reichen wird. Jeannie spielt auf ihrer Mundharmonika, während Aroha einige Skizzen zeichnet, die sie an den einen oder anderen Malversuch im verlorenen Tal erinnern. Und sie singen zusammen, wenn Jeannie mit der Mundharmonika die Melodie vorgegeben hat.

Als die beiden Männer zurückkehren, hat Kevin interessante Neuigkeiten. »Erratet, was ich gefunden habe. Das! In einem alten Pa<sup>26</sup>, einer verlassenen Befestigungsanlage von Maoris.« Er zeigt ihnen einen kleinen, mit Erde verschmierten Tiki<sup>27</sup>. Dieser schaut alt aus, hat aber, was selten ist, noch immer seine Augen aus Teilen einer Pauimuschel.

Aroha blickt Kevin an, wie dieser auf den Tiki starrt. Irgendwie fühlt sie sich ihm gerade jetzt noch näher als je zuvor, so als könnte sie erraten, was er fühlt. Als Kevin schließlich sagt: »Ich werde den Tiki als meinen Glücksbringer behalten«, da weiß sie mit Sicherheit, dass er vorher den Satz zu Ende gedacht hatte: »Und ich kann nur hoffen, dass er mir nicht stattdessen Unglück bringt.« Aroha hat das Bedürfnis, Kevin zu umarmen und zu halten, ihn zu schützen.

»Ist es weit? Können wir uns die alte Befestigungsanlage auch ansehen?«, fragt Jeannie neugierig. »Natürlich«, sagt Mike, »es ist nicht weit. Freilich, viel ist nicht mehr zu sehen. Der Palisadenzaun ist weitgehend verfallen, aber an einigen Stellen sieht man noch die ursprüngliche Farbe, Ocker.« »Gibt es noch Gebäude zu sehen?«, erkundigt sich jetzt Aroha.

»Nein, nur noch Feuerstellen und Erdlöcher, in denen wohl früher Mahlzeiten zubereitet wurden.« »Wenn es kein großer Umweg ist, dann gehen wir«, sagt Jeannie.

Mike beruhigt: »Nein, es liegt eigentlich fast in gerader Linie auf

26 Ein Pa ist eigentlich eine befestigte Wohnsiedlung. Sie liegt, von einem Palisadenzaun umgeben, im Normalfall immer auf einem Hügel, um die Verteidigung zu erleichtern. Die Maoris waren in früheren Zeiten ein ausgesprochen kriegerisches Volk!

27 Tiki sind die Amulette der Maoris. Sie gelten meist, aber nicht immer, als Glücksbringer.

unserem Rückweg zum Hauptfluss. Nur geht es nicht eben, sondern ein Stück hinauf.«

Das »Stück hinauf« erweist sich als ein ausgewachsenes Steilstück, aber alle sind begeistert davon, was sie schließlich finden. Aroha wundert sich, wie viele Teile des Palisadenzaunes noch durch Flachsstricke zusammengehalten werden, der Zustand ist überraschend gut. In einem der Erdlöcher, die zum Kochen verwendet wurden, also in einem »Hangi-Pit«, finden sie noch Knochen von einem Tier, das sie nicht identifizieren können. Und eine Erdhöhle diente offenbar einmal als Vorratskammer.

Während die Frauen die befestigte Wohnungsanlage genau untersuchen, beginnt Mike an einer Stelle, die Aroha nicht sehen kann, ein großes Mittagessen herzurichten. Aroha hat heute Geburtstag, nur hat Aroha keine Ahnung, dass die anderen dies wissen! Als Mike und Kevin »zum Mittagstisch« bitten, ist Aroha überrascht und gerührt und die drei anderen freuen sich, dass die Überraschung so gut gelungen ist.

Nun ist auch klar, warum die Rucksäcke der Freunde so besonders groß ausgesehen haben. Sie haben drei große Dosen mitgebracht, die sich automatisch erhitzen, wenn sie geöffnet werden. Es gibt daher zwei Arten von Fleisch mit Gemüse, einen Pflaumenpudding und sogar eine Flasche Wein. Bald hört diese Anlage wohl zum ersten Mal nach sehr langer Zeit ein fröhliches Geburtstagslied und die Berge werfen ein leises Echo zurück.

Die Geschenke, die die drei mitgebracht haben, sind originell, filigran und fast gewichtslos. Ein Pfeiferl (damit Aroha um Hilfe rufen kann, wenn sie sich je verirrt), eine kleine tragbare Sonnenuhr und von Mike ein Gerät, das er als die genialste kleine Mückenklatsche bezeichnet, die je erfunden wurde.

Aroha bedankt sich liebevoll, streift Kevins Mund mit ihren Lippen. Sie weiß, sie wird diese Feier nie vergessen, in ihrer Einfachheit, aber auch in ihrer Ungereimtheit: ein Fest im 21. Jahrhundert mit sich selbst wärmenden Gerichten in einer uralten befestigten Wohnanlage. Aroha amüsiert die Situation sehr. Als Kevin ihr Lächeln merkt, sie fragend ansieht und sie erklärt, was sie empfindet, lachen alle und können kaum mehr aufhören.

Ein Wermutstropfen für Aroha ist es, dass Kalina nicht dabei ist. Sie erinnert sich, dass irgendwer einmal gesagt hat, was für ein unpassendes Paar sie eigentlich seien. Aroha, die Naturwissenschaftlerin, eine Romantikerin mit einer zunehmend mystischen Ader, und Kalina, eine Künstlerin, rational im Denken und Handeln, in jeder Hinsicht.

Am Weg zurück halten alle intensiv Ausschau nach anderen Zeichen menschlicher Besiedlung, aber sie sehen nichts. Sie beobachten allerdings einen Schwarm großer Vögel über ihren Köpfen. »Die sind so groß wie Albatrosse«, ruft Jeannie erstaunt, »und es sind Dutzende von ihnen.«

So Leid es ihnen tut, sie haben nicht mehr viel Zeit. Die Autofahrt zurück in die Stadt wird etwa fünf Stunden benötigen. Sie beginnen im Auto noch einmal über den Kapakapa und ihre Erlebnisse zu sprechen, doch sind schließlich zu müde, um die Dinge weiterzuverfolgen. Sie beschließen, bei nächster Gelegenheit einen »Kriegsrat« abzuhalten, wie es weitergehen soll.

## 8. Felsen, Feuer und Eis

**März 2002**

Mike, Aroha und Jeannie treffen sich bei der Statue von Sir Richard Grey im Park vor der Universität, der diese vom Stadtzentrum trennt. Kevin ist im Tongariro Nationalpark beschäftigt und fehlt daher leider bei der Besprechung, bei ihrem »Kriegsrat«.

»Ich bin sicher, dass wir alle viel nachgedacht haben«, beginnt Mike. »Ja, aber ich finde es noch immer schwer zu glauben, was wir im Tongariro Park erlebt haben«, sagt Aroha. »Ich glaube, wir sollten eine Liste von Feststellungen sammeln und dann versuchen, diese in ein sinnvolles Ganzes einzubinden«, schlägt Mike vor.

»Feststellung eins. Wir haben alle mehrmals eine Änderung im Licht bemerkt.«

»Feststellung zwei. Die Luft war anders, frischer«, wirft Aroha ein.

»Feststellung drei. Wir haben Blumen gesehen, wie ich sie nie vorher gesehen habe«, ergänzt Jeannie.

»Feststellung vier. Es gab Bäume, von denen ich nicht wusste, dass es sie gibt«, fährt Aroha fort.

»Feststellung fünf. Die Berge erschienen steiler und jünger, als sie es sein sollten«, fügt Mike hinzu.

Es ist der letzte Punkt, über den sie am längsten nachdenken. Schließlich spricht Mike das aus, was den anderen auch auf der Zunge liegt: »Ihr kennt die alte Regel: Wenn man alles Mögliche eliminiert hat, dann muss das Unmögliche möglich sein. Es kommt mir vor, als würden wir durch den Kapakapa auf eine visuelle (und vielleicht nicht nur visuelle) Diskrepanz stoßen: Wir sehen Dinge aus längst vergangenen Zeiten.«

»Ich glaube nicht, dass du ‚wir‘ sagen solltest. Es ist Aroha mit dem Kapakapa. Aber wenn sie mit Freunden zusammen ist, die in einem gewissen Sinn offen sind für ungewöhnliche Phänomene, dann werden diese Freunde in das Erlebnis mit einbezogen«, meint Jeannie.

Mike nickt. Aroha sagt: »Ich glaube, dass das alles stimmen mag. Nur fehlt uns noch so viel Information. Warum erleben bzw. sehen wir gerade eine bestimmte Zeit? Warum geschieht diese Zeitverschiebung nur an manchen Stellen und nur manchmal? Ist dies ein

Naturphänomen? Oder steckt irgendwer oder irgendwas dahinter und was wird damit bezweckt? Darauf haben wir alle keine Antworten. Aber die größte ‚Verschiebung‘ haben wir im Tongariro Nationalpark erlebt und dort scheint sie auch am stabilsten zu sein. Ich glaube daher, dass wir dort und vor allem in der Nähe der Vulkane und auf dem vulkanischen Plateau versuchen könnten weiterzusuchen.«

»Ja«, stimmt Mike zu. »Der Kapakapa ist ja schließlich aus einem Obsidian geschnitzt und dieser Stein mag sehr wohl vor langer Zeit aus einem dieser Vulkane stammen. Aber wenn wir die Vulkane ernsthaft ansehen wollen, wird das kein Spaziergang. Wir benötigen Kletterausrüstung. Ich rufe Kevin heute Abend diesbezüglich an, einverstanden?«

Nach einigen weiteren Gesprächen beschließen die vier Freunde, sich am nächsten Wochenende die höher gelegenen Teile des Tongariro Parks vorzunehmen. Wieder fahren sie am späten Nachmittag des Freitags von Auckland nach Süden. Sie kommen natürlich erst im Dunkeln an, sodass man nicht mehr viel sehen kann. Aber Kevin berichtet, dass seit dem letzten Besuch Arohas alles enttäuschend normal geblieben sei.

Als der Morgen graut, sind sie bald alle auf und laufen zur Tür. Es ist ein kalter, windiger Tag, aber das hindert sie nicht, erst halb angezogen ins Freie zu treten.

Kevin blickt verwundert in alle Richtungen: »Es ist doch wirklich nicht zu glauben. Es ist wieder alles ‚zurück‘, wie ihr es kennt. Schaut euch nur das vulkanische Plateau an mit Mount Ruapehu und Ngauruhoe, bei denen wieder große Dampfwolken aus den Kratern kommen. Und erst da drüben, Mount Tongariro, seht ihr, wie aktiv der ist?« Fast als Bestätigung kracht es in diesem Augenblick und ein Gemisch aus glühenden Steinen, Asche und Dampf schießt explosionsartig aus dem Krater des Tongariro.

»Der Einzige, der ruhiger zu sein scheint, ist der Vulkan ganz im Westen. Er schaut aus wie Mount Taranaki, nur jünger, viel jünger, als er sonst bekannt ist«, ergänzt Kevin. »Mir kommt auch vor, dass die Berge alle näher aneinander liegen, als sie es nach der Landkarte eigentlich sollten. Es ist unglaublich!«, sagt Mike.

»Hat eigentlich der Fluss, den wir schon zweimal untersucht haben, der direkt vor und unter uns liegt, einen Namen?«, erkundigt

sich Aroha. »Es kann unmöglich der Whanganui sein, der schaut ganz anders aus. Aber andererseits, ich habe keine Ahnung, welcher Fluss es sonst wohl sein könnte.«

Da erinnert sich Aroha (oder ist es der Kapakapa?) an eine Legende, die von den Maoris erzählt wird: »Die alten Maoris betrachteten die Berge als die steinernen Abbilder der Kinder von Ranginui und Papatuanuku, des Vaters Himmel und der Mutter Erde. Taranaki lebte zusammen mit seinen Brüdern Ruapehu, Ngauruhoe und Tongariro. Aber dann kam es zu einem großen Streit zwischen Taranaki und Tongariro um ein schönes Mädchen. Tongariro war der Erfolgreiche. Deshalb verließ Taranaki seine Brüder in Trauer und wanderte langsam bis ganz in den Westen, wobei er als Spur das Tal des Whanganuiflusses zurückließ.« »Auf das, was wir hier sehen, passt diese Geschichte jedenfalls sehr gut«, meint Jeannie.

Nach einem eiligen Frühstück packen die vier ihren Rucksack. Trotz der Kälte sind alle so neugierig darauf, was sie heute erleben werden, dass sie rasch aufbrechen wollen. Kevin führt sie flussaufwärts zu der einfachen Hütte, die Aroha und er bei der ersten Erkundung fanden. Diese wollen sie als ihren Hauptstützpunkt hier am vulkanischen Plateau verwenden.

Die beiden Mädchen werfen nur einen Blick in die Hütte und stellen dann fest, dass sie sie unbedingt etwas säubern müssen, bevor man irgendwas darin anfangen kann, etwa einen Schlafsack auf den Boden legen!

Zusammen schneiden sie Bündel von Zweigen ab und wechseln sich ab in dem Bemühen, den größten Schmutz aus der Hütte zu kehren. Die dicke Schicht alten Staubs erzeugt dabei große Wolken, die in den Sonnenstrahlen, die durch das winzige Fensterloch fallen, glitzern. Jeannie hält das einzige Taschentuch, das Mike hat, über Mund und Nase, nachdem sie zuerst mehrmals fast das Gefühl hatte zu ersticken. »Ich habe den Eindruck, dass diese Hütte noch nie, seit sie gebaut wurde, sauber ausgekehrt wurde«, sagt Jeannie fast verärgert.

Schließlich meldet sich Aroha: »Ich bin inzwischen am Verhungern. Ich glaube, es ist jetzt sauber genug und wir sollten eine Essenspause machen.« »Ich bin so verstaubt«, sagt Jeannie, »ich muss unbedingt zuerst einmal kurz schwimmen gehen.«

Den vier Freunden hat kaltes Wasser noch nie etwas ausgemacht. Also sind sie alle dabei, tauchen in das herrliche, aber sehr frische Wasser, bevor sie sich zum überfälligen Mittagessen (einigen Sandwichs und etwas Obst) zusammensetzen. Leider beschließen die lokalen Stekmücken auch, an dem Essen teilzunehmen, was die Ruhepause etwas unruhig macht. Mike beschwert sich (nicht ernst gemeint) bei Aroha, dass sie den Mückenklatscher, den er ihr das letzte Mal doch schenkte, nicht mithat.

»Ich frage mich übrigens, wovon diese Biester leben, wenn sie keine Menschen als Futter haben«, grummelt er dann noch. »Ich frage mich auch, wovon die Millionen von Milben eigentlich leben, die wir vorher aus der Hütte gekehrt haben«, ergänzt Aroha. »Glaubst du, dass sie inzwischen in Marschformation gerade dabei sind wieder in die Hütte zurückzukriechen?«, fragt Kevin.

»Vielleicht sollten wir ein bisschen Marschmusik für sie machen«, schlägt Mike vor. Er nimmt einen Topf und einen Stab und beginnt damit »Musik« zu machen. Aber sein Geschick, was Rhythmus anbelangt, ist nicht sehr ausgeprägt, sodass ihn die anderen bald anflehen aufzuhören.

»Die Milben erinnern mich an etwas, was ich unlängst in einer technischen Zeitschrift gelesen habe«, sagt Aroha. »Offensichtlich ist es gelungen, Maschinen so klein wie Milben zu erzeugen. Sie bestehen zum Großteil aus Silizium, aber sie haben auch bewegliche Teile, Räder, Zahnräder und so. Wenn ich mich richtig erinnere, dann heißen sie Mikro-Mechanische Maschinen, abgekürzt MEM.«

»Wozu sollen solche MEMs denn verwendet werden?«, fragt Jeannie, »Mikrochirurgie?« »Um ehrlich zu sein, ich weiß es selbst nicht«, sagt Aroha, »aber sie haben offenbar trotz der Winzigkeit recht komplexe Schaltungen, so wie ganz einfache Computer.« »Wofür auch immer solche MEMs gedacht sind, wir könnten ein paar Millionen als Kämpfer gegen die Milben und Stechmücken hier gut brauchen«, grinst Kevin.

Nun überstürzen sich alle im Versuch, noch verrücktere Anwendungen für MEMs zu finden. Die Ideen scheinen ihnen nicht auszugehen, bis schließlich Kevin auf seine Uhr zeigt: »Wenn wir heute noch etwas erkunden wollen, dann wird es Zeit, dass wir weitermachen.«



Sie verstauen Schlafsäcke, Kochgeräte und anderes, was sie untertags nicht mehr brauchen, in der Hütte und verbringen den Nachmittag damit, das Plateau gründlich zu untersuchen. Sie finden viele Stücke Obsidian, aber alle im »Rohzustand« und nichts, was dem Kapakapa ähnlich sieht.

»Interessant ist«, meint Mike, »dass die dünnen Teile des Obsidian, den wir hier finden, ein bisschen durchscheinend sind. Aber selbst die dünnsten Stellen des Kapakapa sind nicht lichtdurchlässig.«

Am nächsten Tag beginnen sie sehr früh mit dem Aufstieg zum Mount Ruapehu. Sie versuchen, die vereisten Stellen so weit wie möglich zu umgehen, aber es ist nicht einfach. Langsam und vorsichtig kämpfen sie sich aufwärts durch weichen Schnee, unter dem da und dort eine gefährliche Eisplatte liegt. An steilen Felsen, unter denen sie vorbeigehen, hängen Hunderte Eiszapfen, die wie ein erstarrter Wasserfall in der Sonne glitzern. Als sie den Gipfelfrücken erreichen, weht ein heftiger Wind, der das Weiterkommen schwierig macht. Aber der Blick ist kaum zu beschreiben: Sie überblicken das gesamte vulkanische Plateau, sehen den Fluss als dünne Linie weit unten und den Mount Taranaki ganz im Westen. Von der höchsten Stelle des Kraterrandes sieht Aroha auf einen kochenden, blubbernden, schlammigen Kratersee hinunter und wird ganz unruhig bei dem Gedanken, dass jemand über den Rand ins Innere des Kraters hineinrutschen und im kochenden See versinken könnte.

Dann hebt sie ihren Blick und sieht hinüber zu der dampfenden Krone des Ngauruhoe. Plötzlich »hört« sie, wie der Kapakapa ihr die Maorilegende über das ungeborene Kind des Vaters Himmel und der Mutter Erde erzählt. Dieses bewegt sich und strampelt im Leib der Mutter so heftig, dass dadurch immer wieder Lava und Asche aus Vulkanbergen wie diesen heraufgeschleudert wird. Sie zuckt zusammen und Kevin merkt es. »Kalt?« »Nein, nicht besonders, der Kapakapa hat mir nur wieder eine nutzlose Geschichte erzählt.«

Sie suchen einen anderen Weg hinunter. Die Sonne ist jetzt stark, der Schnee sehr weich geworden, sie sinken immer wieder bis zu den Hüften ein, das Weiterkommen wird mühsam. Aroha überlegt,

ob sie wohl noch eine Geschwindigkeit von 100 Metern pro Stunde erreichen! Sehr erschöpft kommen sie schließlich wieder zur Hütte zurück.

Aroha fühlt sich nass, erschöpft, aber auch psychisch ausgelaugt: »Es war ja eine schöne, wenn auch anstrengende Tour, nur ich sehe leider nicht, dass sie uns irgendwie weitergebracht hat, was das Rätsel um den Kapakapa und diese sonderbare Welt angeht.«

»Ich bin nicht ganz so pessimistisch wie du«, sagt Mike. »Bitte lass mich deinen Kapakapa noch einmal genau ansehen.« Aroha gibt Mike ihren Kapakapa. Mike öffnet seinen Rucksack und nimmt eine Anzahl von Obsidianbruchstücken, die er in den letzten beiden Tagen gesammelt hat, heraus. Schließlich wählt er ein Stück, das eine annähernd gleiche Gestalt wie der Kapakapa hat und gleich groß ist. Er wiegt die beiden Stücke sorgfältig in den beiden Händen. »Kein Zweifel: Der Kapakapa ist deutlich schwerer als der Stein«, sagt er schließlich.

Die anderen testen das Gewicht gleichfalls: Mike hat Recht, der Gewichtsunterschied ist bemerkenswert. Aber Mike hat noch eine größere Überraschung: Er greift nach einem kleinen Stück Obsidian, das offenbar nur ein Splitter eines größeren Stücks ist. Keiner sieht zunächst etwas Besonderes. Dann nimmt Mike eine Lupe, hält das Stück nahe an die Gaslampe, die sie brennen haben, und prüft den Splitter sorgfältig: »An der Seite, wo er ganz schmal ist, sieht man ein Netz von ganz feinen Linien. Mich erinnern diese Linien an etwas, aber ich möchte wissen, ob ihr etwas Ähnliches denkt.«

Neugierig schauen sich die anderen den Splitter unter der Lupe an. »Ja, das sind eindeutig regelmäßige Linien, die sich exakt rechtwinkelig kreuzen und von denen ich mir nicht vorstellen kann, dass sie natürlich entstanden sind. Ich bin mir sicher, dass sie von Menschen gemacht wurden.« »Oder zumindest von intelligenten Lebewesen. Ich glaube, wenn wir die Verwerfung der Zeit, die der Kapakapa anscheinend auslösen kann, berücksichtigen, dann müssen wir auch andere sehr ungewöhnliche Möglichkeiten ins Auge fassen«, ergänzt Jeannie.

Kevin hat sich bisher zurückgehalten. »Mich erinnern die Muster auf diesem Splitter fast an Muster, wie ich sie bei Computerchips gesehen habe ... Das hast du doch gemeint, Mike, oder?«

Mike nickt: »Ja, aber alles ist natürlich wilde Spekulation und ich verstehe noch überhaupt nicht, wie das alles zusammenpasst. Aber erlaubt mir einmal laut zu denken: Ich glaube, wir stimmen überein, dass wir hier und jetzt in einem Neuseeland sind, wie es vor langer Zeit existiert hat. Wir finden hier einerseits eine Hütte, eine alte Befestigungsanlage aus der Maorizeit, aber die gesamte Geografie scheint noch viel älter zu sein. Ich vermute, dass auch dieser Splitter sehr viel früher bearbeitet wurde, vielleicht von Lebewesen, die über gewisse Arten von Computern verfügten, wie wir sie nicht kennen. Auch Arohas Kapakapa scheint aus dieser Zeit lange vor den Maoris zu kommen. Vielleicht sind die von ihm ausgelösten Effekte nicht so ‚übernatürlich‘, wie sie uns vorkommen, sondern sind irgendwie systematisch in den Kapakapa eingebaut.«

»Du vermutest also«, sagt Kevin, »dass der Kapakapa nicht einfach von Maoris aus Obsidian geschnitzt wurde, sondern dass der Obsidian, der offenbar das Grundmaterial ist, auch sonst noch bearbeitet wurde, vielleicht sogar angereichert mit MEMs oder ähnlichen Dingen, von denen uns heute Aroha erzählte, und dass dadurch der Kapakapa mehr ist als nur ein mystisches Objekt.«

»Ja«, antwortet Mike, »so ähnlich könnte ich mir das vorstellen. Es würde jedenfalls erklären, warum der Kapakapa schwerer ist als ein gleich großes Stück Obsidian und warum es auch an den dünnsten Stellen nicht durchscheinend ist. Die Tatsache, dass wir einen anderen Obsidiansplitter gefunden haben, der wohl einmal Teil eines komplexeren Objektes gewesen ist und eine sehr ungewöhnliche Struktur aufweist, spricht auch dafür. Wenn der Kapakapa brechen würde, vielleicht könnten wir dann innen auch solche Strukturen sehen.«

»Genug spekuliert«, meint Kevin. »Deine Beobachtungen sind interessant. Wir sollten den Splitter im Labor genau untersuchen. Und vielleicht finden wir in der nächsten Zeit weitere Indizien für oder gegen deine Thesen. Und jetzt sollten wir schlafen, wenn wir morgen wirklich den Mount Ngauruhoe ersteigen wollen!«

Die Entscheidung diese Tour zu machen ist ihnen nicht leicht gefallen. Es wird kein leichter Anstieg werden. Der Berg besteht zum größten Teil aus einem fast perfekten Kegel von Vulkanschlacke, der im Sommer die Wärme einfängt und unerträglich heiß wird,

wobei neue Lava oder Asche vom Krater die Situation nicht einfacher macht. Zu jeder Jahreszeit können unvermutet heftige Stürme aufziehen. Im Winter bewegt man sich dann plötzlich in arktischen Bedingungen, im Frühling kann der Wind so stark werden, dass er Eisplatten durch die Luft schleudert ...

Beim ersten Tageslicht brechen die vier auf. Der Himmel ist klar und es ist windstill. Also zumindest der Anfang stimmt! Im Laufe des Vormittags kommt dann allerdings ein immer stärkerer Wind auf und treibt Wolken aus dem Süden heran. Viele Stellen sind unangenehm vereist. Die vier arbeiten sich langsam höher und höher, die Männer führen und versuchen die Moral der Gruppe mit ermutigenden Bemerkungen hochzuhalten. Gegen Mittag wird die Situation aber immer kritischer. Der Wind hat Sturmstärke angenommen, die Sicht wird immer schlechter. Dicke Wolken haben nicht nur Nebel gebracht sondern auch eine Mischung von Regen und Schnee, der ihnen in die Gesichter bläst.

Plötzlich hören sie eine gewaltige Explosion aus der Richtung des Mount Tongariro. Die Erde bebt, es lösen sich Schnee- und Steinlawinen, die wie durch ein Wunder an ihnen vorbeigehen. Sie sind durchnässt, die Sicht ist auf null gesunken, sie müssen umkehren.

Als sie etwas tiefer unten sind und der Wind wieder erträglicher ist, genießt Aroha das Abrutschen über die Geröllfelder, die zum Plateau hinunterführen. Sie merkt aber im Nebel nicht, dass sie sich einer steilen Felskante nähert. Mike erinnert sich an diese Stelle vom Aufstieg, erkennt die Gefahr und läuft mit riesigen Sprüngen auf Aroha zu, wobei er bei jedem Aufsprung im Geröll kontrolliert einige Meter weiterrutscht. Er stürzt in der Eile einmal, merkt gar nicht, dass er seinen Rucksack dabei aufreißt und erreicht Aroha noch rechtzeitig. Sie wundert sich über Mikes besorgtes Gesicht, bis dieser ihr den Felsabbruch zeigt, auf den sie zugesteuert ist.

An diesem Abend sitzen sie lange um ein warmes Feuer, essen, trinken und reden. Aroha näht Mikes Rucksack als kleine Geste des Dankes für ihre Rettung. Mike kontrolliert den Inhalt des Rucksacks, ob durch den Riss etwas verloren ging, aber es scheint nichts passiert zu sein. Erst in Auckland wird er zu seiner Frustration feststellen, dass einige Obsidianstücke, darunter der interessante Splitter mit dem Muster, fehlen.

Es ist dies der letzte Abend vor ihrer Rückfahrt nach Auckland. Sie gehen noch einmal die Ereignisse der letzten Tage durch, bis sie allmählich immer müder werden. Aroha liegt angenehm nahe bei Kevin. Mike und Jeannie flüstern noch lange miteinander.

In der Nacht heult der Wind um die Hütte, und Aroha »sieht« ihn als mythisches Ungeheuer, das den Berg vor Menschen schützt und droht, beim nächsten Besteigungsversuch weniger freundlich mit den Menschlein umzugehen.

Beim Frühstück ist Mike verträumt und stiller als sonst, Jeannie hat glänzende Augen. Es wird Aroha und Kevin klar, dass die Freundschaft zwischen Jeannie und Mike zu mehr geworden ist.

## 9. Die Lawine

### Dezember 2002

Nach den Abschlussprüfungen treffen sich Aroha, Jeannie und Mike in euphorischer Stimmung: Das Jahr ist gut abgeschlossen und Kevin hat angerufen, ob sie nicht in die Berge auf der Südinsel kommen wollen, wo er gerade im Einsatz ist.

Obwohl Kalina sagt, dass sie wegen Vorbereitungen auf den nächsten Studienabschnitt keine Zeit hat mitzukommen, ist es Aroha klar, dass dies nur eine Ausrede ist. Kalina glaubt nach wie vor nicht an die Macht des Kapakapa, an die »andere« Welt. Selbst Fotos aus dem »anderen« Tongariro Nationalpark konnten sie nicht überzeugen. »Fotos beweisen heute überhaupt nichts mehr. Du weißt, dass man sie beliebig digital manipulieren kann.«

Aroha trägt nun wieder täglich den Kapakapa, was sie während der letzten Monate des Studiums nicht tat. »Hast du wieder einmal irgendwelche Rufe von einer anderen Welt gehört?«, erkundigt sich Jeannie neugierig.

»Ja, sobald ich es heute Morgen anlegte. Aber der Ruf war irgendwie schwächer, als käme er von weiter weg. Eines bin ich mir aber sicher: Er kam von den Gipfeln irgendwelcher Berge, die sehr kalt sind. Kälter, als wir es das letzte Mal erlebt haben.«

»Das passt ja auf die Südalpen und sehr gut zum Vorschlag Kevins. Ich glaube, wir müssen uns demnach besonders gut ausrüsten. Ich rufe morgen Kevin an, ob er für uns alle Eispickel und Steigeisen besorgen kann.«

Aroha und Jeannie kümmern sich um die Verpflegung. Sie verbringen mehrere Stunden in einem Supermarkt und kaufen riesige Mengen von Nahrungsmitteln, die sich für Bergtouren eignen sollten: Käse, Speck, Salami, Dauerbrot, Milchpulver, Astronautennahrung, Tee, Salz, Zucker, Kaffee usw. Am Nachmittag benutzen sie die Essenslisten, die ihnen Kevin gegeben hat, um die einzelnen Nahrungsmittel in entsprechenden Quantitäten abzupacken. Es kommt ihnen vor, als würden sie viel zu viel mitnehmen!

Sie verlassen Auckland an einem Freitag Anfang Jänner<sup>28</sup> und fliegen nach Queenstown<sup>29</sup>. Mike hat sich diesmal zehn Tage Urlaub genommen und Aroha und Jeannie sind wegen der Universitätsferi-

en zeitlich auch nicht unter Druck. Kevin holt die drei am Flughafen ab und fährt mit seinem Geländewagen tief in die Berge auf einer nur für Parkranger offenen Straße.

»Großer Gott!«, ruft Kevin erstaunt, »alles hat sich hier geändert! So, wie es beim Tongariro Nationalpark war, ist es auch hier geschehen! Das da drüben soll der Mount Aotaki sein, aber jetzt schaut er viel höher und schroffer aus!« »Du hast absolut Recht«, sagt Mike. »Keiner dieser Berge schaut so aus, wie ich sie kenne, sie schauen einfach nicht ‚normal‘ aus, sind viel zu steil!« »Ihr könnt mir glauben: Als ich vor einigen Stunden weggefahren bin, um euch zu holen, war alles noch ganz normal«, beteuert Kevin.

Alle schauen wortlos Aroha an: »Der Kapakapa«, murmelt sie. »Ja, ich trage ihn.«

»Unabhängig davon, dass sich die Gegend geändert hat, steigen wir doch noch heute wie geplant auf, oder?«, fragt Kevin. Alle stimmen mit Schattierungen in ihrer Begeisterung zu.

Es scheint schon der Mond, als sie den ersten Bergrücken erreichen. Die Welt ist, hat man sich erst ein bisschen an das spärliche Licht gewöhnt, wie verzaubert. Sie sind umgeben von ersten Anzeichen von Schnee, der Regenwald und die rauschenden Flüsse liegen schon unter ihnen.

Kevin hat für alle Eispickel und Steigeisen besorgt. Am nächsten Morgen trifft er die Entscheidungen. »Seht ihr den Gletscher da oben?«, fragt er. Alle nicken. »Und seht ihr, etwa in einem Drittel der Höhe, den Eisfall?« Wieder nicken sie. »Wenn wir es schaffen, an diesem Eisfall vorbeizukommen, dann können wir uns im Gletscherrand eine bequeme Schneehöhle bauen.« »Eine Eishöhle! Herrlich! Ich wollte schon immer mithelfen eine zu bauen und dort wohnen«, jubelt Jeannie. Nun sind Mike und Kevin nicht mehr zu bremsen und ihre Begeisterung ist ansteckend.

»Da, wo wir jetzt übernachtet haben, das nennen wir unser Basislager. Hier, unter dem überhängenden Felsen, lassen wir einige Ausrüstungsgegenstände«, sagt Kevin. »Heute klettern wir bis zum Gletscher, aber wir sind am Abend hier zurück. Und morgen werden wir dann versuchen, den Eisfall zu überwinden.«

28 Jänner ist natürlich Hochsommer in Neuseeland.

29 Queenstown ist das Sport- und Touristenzentrum der Südinself, aber auch Ausgangspunkt herrlicher Touren. (siehe Seite 80)

Am obersten Gebirgskamm gerade unterhalb der Schneegrenze üben sie noch einmal die wichtigsten Klettermanöver. Einmal ist Aroha an einer Felsnase mit dem Seil angebunden, wobei der freie Teil des Seils mit einem Karabiner um ihre Taille befestigt ist. Kevin ist hoch über ihr, um die leichteste Route zu finden. Sie kann Mike und Jeannie nicht sehen, denn diese sind weiter zurück, noch auf der anderen Seite des Kamms. Es kommt ihr vor, als wäre sie ganz allein in dieser verschneiten, stillen Welt. Ihre Finger berühren den Kapakapa. Da »sieht« sie plötzlich:

Kevin, der mit größter Sorgfalt das Seil befestigt, sodass sie unter allen Umständen sicher ist.

Dieses Bild zeigt ihr, wie Kevin sie liebt, und sie muss schlucken, während ihre Augen feucht werden.

Oberhalb der Schneegrenze gilt es den Umgang mit Schnee und Eis noch einmal zu üben. Auf den unteren Hängen lernen sie, wie man sich beim Rutschen abbremsen kann und wie man ohne stehen zu bleiben die anderen sichern kann. Die Rufe »Halten!« werden von den Bergwänden als Echo zurückgeworfen. Obwohl Aroha natürlich Handschuhe trägt, spürt sie mehr als einmal eine leichte Verbrennung, die das durch die Finger gleitende Seil hinterlässt.

Aber die Übungen machen sich schnell bezahlt. Etwas später am Tag, als sie einen steilen Hang heruntersteigen, schreit Jeannie plötzlich ein lautes »Halt!«. Mit den vorher trainierten Reflexen lassen sie sich alle auf ihre Eispickel fallen, die sich in den Schnee eingraben und die so die Seilschaft und Jeannie halten. Jeannie ist dadurch nur einige Meter tief in eine Gletscherspalte gestürzt und hat sich nicht verletzt.

Im Laufe des Tages wird der Schnee so weich, dass die Steigeisen kaum mehr halten und sie immer tiefer in den Schnee einsinken. Mike führt die Gruppe langsam und mit großer Vorsicht. Obwohl er es nicht erwähnt, um die Freunde nicht zu verunsichern, sind ihm die Verhältnisse nicht geheuer. Es kann geschehen, dass sie hier jederzeit eine Lawine abtreten. Durch den weichen Schnee wird es eine harte Arbeit ihr Basislager zu erreichen.

Während die Mädchen für alle das wohlverdiente warme Abendessen kochen, tauschen Kevin und Mike ihre Erfahrungen aus. »Die



Situation ist sehr ungewöhnlich«, beginnt Kevin, »es geht mir wie schon ein paar Mal bei unseren Touren. Alles schaut steiler aus, als es sein sollte und es dann, wenn wir klettern, auch in Wahrheit ist. Es ist so, als würden mich meine Augen und Schätzungen immer wieder im Stich lassen.«

»Ja, so ist es«, bestätigt Mike. »Während wir die verschiedenen Sicherungsarten übten, habe ich immer wieder versucht, den Neigungswinkel der Hänge abzuschätzen. Und jedes Mal, wenn ich die Schätzung mit der nur mäßigen Geschwindigkeit verglich, mit der wir dann abrutschten, wusste ich, dass ich mich wieder geirrt hatte.« »Egal, wie es ist«, meint Jeannie, »ich für meine Person bin froh, dass es sowohl beim Aufstieg wie Abstieg immer schwieriger aussieht, als es dann ist.« Aroha hätte nicht mehr zustimmen können.

Bei Tagesanbruch beginnen sie wieder mit dem Aufstieg. Sie kommen sehr schnell bis zum Fuß des Eisfalls. Die Steigeisen finden in den Stapfen des Vortags ausgezeichneten Halt und die Tatsache, dass sie am Vortag einigen Aufwand investierten, erweist sich nun als sinnvoll.

Jetzt muss der Eisfall bewältigt werden. Ein Stück geht es gut, indem sie Stufe um Stufe in das harte Eis hauen. Dann müssen sie eine Schneebrücke über einem tiefen Abgrund überqueren. Obwohl hier jeweils die anderen drei sichern, sind alle froh, am anderen Ende angelangt zu sein. Sie denken nicht gerne daran, dass sie hier irgendwann auch wieder zurück müssen! Der Rest des Eisfalls ist steil und mühsam, bietet aber keine neuen Überraschungen. Gegen Mittag haben sie das obere Ende erreicht.

Am Nachmittag suchen sie sehr sorgfältig nach einem geeigneten Hang mit hohen Schneeweichten. Es ist fast Abend, bis sie mit der Wahl zufrieden sind und mit dem Bau der Schneehöhle beginnen können.

Dies soll ihr Hauptlager werden und sie müssen daher großzügig vorgehen. Zunächst graben sie zwei Stollen, die sich treffen sollen, in den harten Schnee, ungefähr drei Meter lang und groß genug, dass sie bequem durchkriechen können. Am Ende dieser Stollen arbeiten sie paarweise: Einer schaufelt und einer bringt den losen Schnee nach draußen. Dort, wo sich die Tunnels treffen, wird so ein runder Raum, der dann auch systematisch nach oben erweitert

wird, bis sie aufrecht stehen können. Nun legen sie die Schlafnische an: Der unterste Rand der Nische liegt gerade über dem höchsten Teil der Tunnels, damit die Wärme oben gefangen wird. Die Decke wird sorgfältig so abgeschrägt, dass Kondens- oder Tauwasser nicht in die Schlafnische rinnt.

Sie arbeiten stundenlang. Als Aroha später zurückdenkt, wird ihr klar, wie müde, hungrig sie das alles machte und wie kalt das alles war: Schließlich knieten sie beim Graben stundenlang am Schneeboden und das Abgraben der Höhlendecke, obwohl man dann stehen konnte, war auch nicht angenehmer, weil dann immer der Schnee von oben herunterfiel. Und im Übrigen musste aller Schnee kriechend ins Freie gebracht werden. Aber deutlich erinnert sich Aroha an diesen Teil der Tour nicht, die Erinnerungen sind begraben, verloren, wie nutzloses Gepäck.

Um Mitternacht versuchen sie den Gaskocher anzuzünden, um sich eine warme Suppe oder einen Tee zu kochen. Aber irgendwie sind die Zündhölzer nass geworden und nach zwanzig Versuchen bekommen sie Angst: Sie dürfen nicht alle aufbrauchen. Sie müssen die Zündhölzer über Nacht sorgfältig trocknen! So gibt es nur Knäckebrot mit ein bisschen Käse, bevor sie den letzten Teil der Arbeit beginnen: In die Schlafnische legen sie eine Plastikplane als Unterlage. Darauf kommen drei Luftmatratzen und auf diese quer darüber die vier Schlafsäcke. Sie liegen so, dass ihre Köpfe aus der Nische herausragen. Die geringe Tiefe der Nische wird dadurch wettgemacht, dass sie ihre Köpfe auf die Rucksäcke legen, die vor der Nische aufgestellt werden.

Todmüde kriechen sie in die Schlafsäcke. Es ist relativ bequem, aber um nicht zu frieren, müssen sie doch fast alles anziehen, was sie an trockener Kleidung besitzen.

Nach einem heißen Tee am nächsten Morgen (die Streichhölzer sind jetzt trocken!) und einem Haferbrei mit Rosinen, Nüssen und Zucker brechen sie gestärkt und in guter Laune auf. Der Himmel ist azurblau, aber es bläst ein kalter Wind. Dafür sind die Schneebedingungen ideal: Die Schneedecke ist so hart gefroren, dass die Steig-eisen herrlich greifen. Allerdings ist die Oberfläche so eisig, dass sie mit dem Pickelstiel nicht durchkommen, was die gegenseitige dynamische Sicherung fast unmöglich macht. Nach mehreren Stunden

stehen sie nahe beisammen auf dem ersten Berggipfel, die Wolken sind tief unter ihnen. In allen Himmelsrichtungen stehen die großen Gipfel der südlichen Alpen. Gerne wären sie zum nächsten, noch höheren Gipfel, dem eigentlichen Ziel Mount Aotaki, weitergegangen. Aber es fällt unerwartet leichter Nebel ein, der sich zunehmend verdichtet. Unwillig müssen sie umdrehen und ihre Schritte zurückverfolgen. Es ist gut, dass es jetzt nicht schneit, denn sonst wären die Spuren bald verwischt und die Rückkehr nur mit Kompass wäre schwierig. Aber die Spuren bleiben bis zuletzt gut sichtbar.

Der letzte Hang ist ein Genuss: Sie nehmen die Steigeisen ab, legen das Gewicht auf die Fersen und fahren so, fast wie auf Kurzschiern, über den verharschten Schnee ab, lachend und sich zurufend, fast wie eine Gruppe kleiner Kinder.

Am nächsten Tag hat sich das Wetter stark verschlechtert, wie es in den Alpen immer wieder passiert. Sie bleiben fast den ganzen Vormittag in ihren Schlafsäcken und erzählen sich Geschichten, bis ihnen irgendwann (vorübergehend!) der Stoff ausgeht.

Am Nachmittag gehen Mike und Kevin auf Erkundungstour. Aroha hat ein unangenehmes Gefühl im Magen, wie sie die beiden als immer kleiner werdende Figuren in der unendlich groß erscheinenden Schneeeinöde in Nebel und Sturm verschwinden sieht.

Sie und Jeannie beschäftigen sich den Rest des Tages mit dem weiteren Ausbau der Schneehöhle. Sie bauen ein paar »Regale«, indem sie Nischen aus Schnee heraushauen, verbessern die Höhlendecke und Wände und graben zwei Seitenstollen mit tiefen »Falllöchern«, je eines für »Männer« und »Frauen«.

Kevin und Mike wollten um 16 Uhr zurück sein. Als Aroha irgendwann auf ihre Uhr schaut (Jeannie trägt nie eine), sieht sie, dass diese stehen geblieben ist, und sie stellt sie gefühlsmäßig auf 16:30 ... Und es ist gut, dass sie sich so verschätzt, sonst hätten sie sich noch mehr Sorgen gemacht. Die beiden Männer kommen nämlich erst zurück, als Arohas Uhr 17:30 zeigt, es in Wahrheit aber schon 20:00 ist.

Kevin und Mike kommen zurück, singen nach der Melodie eines bekannten Musicals:

*There is now place Like a snow place Like a snow place  
We know ...*

Sie berichten, dass es ihnen trotz schlechten Wetters Spaß gemacht hat die Gegend auszukundschaften und dass sie auch etwas Nützliches erledigen konnten. Sie haben mit Kaliumpermanganat-Kristallen<sup>30</sup> Wege um gefährliche Stellen und Gletscherspalten markiert.

Der nächste Tag, Mittwoch, beginnt mit Kaiserwetter. Sie brechen früh auf. Vielleicht werden sie heute ihr eigentliches Ziel, den Mount Aotaki, ersteigen können? Hänge und Felsen sind überglänzt mit Schnee und Licht, der weiße Schnee scheint einen Teil des dunkelblauen Himmels zu reflektieren. Die Farben erinnern Aroha irgendwie an die von Wasserlilien in einem Bild von Monet. Für Aroha wird die Schönheit des Tages nicht durch den einbrechenden Nebel zerstört, der sie gegen Mittag wieder zwingt umzukehren. Die Schneehöhle fühlt sich für sie wie ein Palast an!

Der Donnerstag wird ein erzwungener Ruhetag. Als nämlich Kevin um 3 Uhr früh hinaus kriecht, um zu schauen, ob sie sich für den »Gipfelsturm« vorbereiten sollen, ist der Wind so stark, dass er ihn fast umbläst. Grinsend kriecht Kevin in den Schlafsack zurück und ruft den anderen, die nicht ganz wach sind, zu: »Heute gibt es einen Langschlafwettbewerb. Wir können heute bestimmt nichts unternehmen.«

Sie verbringen den Tag mit Reden, Kartenspielen und dem Austausch von Beschreibungen ihrer Lieblingsgerichte: Die Astronautennahrung beginnt ihnen allmählich langweilig zu werden!

Der Freitag bringt wieder gutes Wetter. Sie brechen sehr früh auf und stehen schon um 9 Uhr auf dem ersten Berg, von dem aus der Anstieg zum Aotaki gut zu sehen ist. Der Wind ist kräftig, aber kein Sturm, also weiter! Um 10 Uhr beginnen sie die letzte Etappe, die nicht länger als etwa zwei Stunden in Anspruch nehmen sollte. Aber es kommt ganz anders: Plötzlich wird der Wind zum Orkan, überfällt sie mit Macht, jagt ihnen Schnee stechend ins Gesicht. Wieder müssen sie umdrehen. Sie kommen nur langsam voran, denn es ist fast nichts zu sehen.

30 Kaliumpermanganat,  $\text{KMnO}_4$ , besteht aus dunkelvioletten, fast schwarzen metallisch-stahlblau glänzenden rhombischen Prismen. Es ist in 16 Teilen Wasser lösbar und färbt Wasser und Schnee selbst in kleinsten Mengen sehr intensiv violett.

Als sie den Berg beginnen hinunterzusteigen und auf den Gletscher lossteuern, wird ihnen bewusst, dass sie vielleicht in ernsthaften Schwierigkeiten stecken. Die Männer stellen fest, dass ihre Kompassmessungen um fast 40 Grad verschieden sind!

Inzwischen schneit es heftig. Zwei Stunden lang arbeiten sie sich mühsam den Gletscher hinunter, der Wind heult ihnen entgegen, der Schnee blendet sie. Sie folgen dem führenden Mike blind, alle angeseilt, weil sie sich vor unsichtbaren Gletscherspalten fürchten. Niemand hält es für möglich, dass Mike noch weiß, wo er ist, und den Weg findet.

Doch Mike geht unbeirrt weiter. Aroha beginnt sich allmählich die Schneehöhle wie ein wunderbares Schloss vorzustellen, so müde und erschöpft ist sie, hungrig und kalt und eine Spur verzweifelt.

Da! Auf einmal liegt der Eingang zur Schneehöhle direkt vor ihnen! »Hut ab oder besser gesagt ‚Mützen ab‘ für Mike«, ruft Kevin, »keiner von uns hat geglaubt, dass man unter diesen Bedingungen zurückfinden kann!« Und die vier stimmen diesmal eine etwas andere Version des Liedes an:

*There is no palace, Like a snow palace, Like the snow palace  
We know ...*

... während sie die nasse Bekleidung gegen trockene tauschen.

Die ganze Nacht tobt der Schneesturm. Sie teilen Schichten ein, um wenigstens bei dem nach Norden gehenden Stollen eine kleine Öffnung von Schnee freizuhalten. Der Schneesturm hält auch den nächsten Tag an. Und den nächsten.

Zu diesem Zeitpunkt gehen ihnen immer mehr Grundnahrungsmittel aus. Es beginnt ihnen Leid zu tun, einiges im Basislager gelassen zu haben. Haferbrei mit Milchpulver, ohne Salz, Zucker oder andere Zutaten beginnt eintönig zu schmecken.

In den frühen Stunden des nächsten Morgens werden sie alle durch ein furchtbares Getöse geweckt. Sie setzen sich wie auf Befehl gemeinsam auf und hören ein langes, allmählich leiser werdendes Dröhnen und Rauschen.

»Eine Lawine«, stöhnt Kevin. Sie sitzen zitternd in den Schlafsäcken, bis ihnen allmählich die völlige Stille bewusst wird, eine viel zu tiefe Stille, eine Stille, die nichts Gutes bedeutet: Das Heulen des Sturmes ist verschwunden!

Mike zündet eine Lampe an und Kevin zeigt schweigend auf die beiden Stollen, die aus der Höhle führen. Beide sind bis in die Höhle herein mit Schnee gefüllt! Aroha sagt, was sich die anderen denken: »Es könnten Tonnen von Schnee sein, die unsere Ausgänge blockieren!« »Mobiltelefon?«, fragt mit hoher Stimme Jeannie. »Keine Chance. Wir hatten schon vorher keinen Empfang«, kommentiert Kevin. »In diesem Fall schlage ich vor, dass wir sofort mit dem Graben beginnen«, meint Mike.

»Wird uns die Luft ausgehen?«, ist Jeannie besorgt. »Das wird nicht unser größtes Problem sein, zumindest noch nicht für einige Zeit. Es ist auch im Schnee einige Luft gefangen«, versucht Kevin zu beruhigen. »Das größte Problem ist, was wir mit dem Schnee machen, den wir aus den Tunnels herausgraben.«

»Und mit welchem Stollen sollen wir anfangen ... Norden oder Süden?«, überlegt Mike. »Wir haben keine Ahnung, wie es jetzt draußen aussieht. Es könnte einen gewaltigen Unterschied machen, je nachdem, wo wir graben.«

Keiner bewegt sich, keiner fühlt sich in der Lage eine Entscheidung zu treffen, die vielleicht eine über Leben und Tod ist. Da plötzlich zeigt Aroha ( aber nicht auf einen der Tunnels, sondern hinauf, zur Decke der Höhle. Zur Decke der Höhle neben der Nische, in der sie geschlafen haben: »Da müssen wir graben, direkt hinauf!« Die Freunde schauen sie verwundert an.

»Ich weiß, es klingt vielleicht verrückt, aber ich spüre, dass hier der Weg ins Freie am kürzesten ist.« »Vielleicht werde ich auch schon verrückt«, sagt Mike, »aber aus einem Grund, den ich nicht angeben kann, erscheint es auch mir vernünftig hinaufzugraben.«

»Nun, so verrückt ist es vermutlich nicht«, kommentiert Kevin, »es ist doch immerhin wahrscheinlich, dass weiter unten, beim Ausgang der Stollen, die Lawine höher liegt als auf dem Dach der Höhle.«

Auf einmal sind alle wieder optimistisch. Sie wechseln sich beim Graben ab. Nach einiger Zeit hören sie den noch gedämpften Lärm des Sturms, aber das gibt ihnen neue Kraft. Schließlich, Aroha jubelt, brechen sie durch ... frische Luft, sie können hinaus. Nur: Es schneit noch immer!

## 10. Der Mindcaller

**Januar 2003**

Es wird ein langer Tag. Sie verbringen ihn irgendwie, versuchen nicht an Essen zu denken, graben ein neues Plumpsklo, spielen Karten und Gedächtnisspiele, geben sich gegenseitig Rätsel auf und reden über Gott und die Welt.

Am Abend versucht Mike ihnen die Geheimnisse neuer Verschlüsselungsverfahren zu erklären, vor allem die so genannten »öffentlichen Schlüsselsysteme«, die er als eine der größten Entdeckungen des späten 20. Jahrhunderts bezeichnet. Er benutzt einen Löffel und eine Gabel, um Alice und Bob, Sender und Empfänger von verschlüsselten Nachrichten, zu symbolisieren und er verbraucht bei seinem Versuch, alles verständlich zu machen, seinen ganzen Tagesvorrat an Toilettenpapier.

Dann gibt er ihnen sein Lieblingsrätsel auf: »Ein Mann A trifft seinen Freund B. B fragt A: ‚Wie alt sind jetzt eigentlich deine drei Töchter?‘ A antwortet: ‚Eigentlich solltest du es ja wissen, aber ich helfe dir. Multipliziert man ihre Alter (und wir rechnen nur in ganzen Zahlen, also ein Jahr alt, zwei Jahre alt usw.), dann ergibt sich 36. Zählt man die Alter zusammen, so erhält man deine Hausnummer.‘ B beginnt zu rechnen und schüttelt schließlich den Kopf: ‚Du musst mir noch mehr sagen, ich habe noch nicht genügend Information, um das Rätsel zu lösen.‘ Da antwortet A: ‚Okay, ich sage dir noch etwas Wichtiges: Die älteste ist blond.‘ B überlegt ein bisschen und sagt dann: ‚Ja, danke, jetzt weiß ich, wie alt sie sind.‘«

Mike blickt Kevin, Aroha und Jeannie an und sagt: »Jetzt seid ihr dran: Wie alt sind die drei Töchter und wie lautet die Hausnummer von B? Ja, ihr braucht nicht so ungläubig zu schauen, nach dem, was ich euch erzählt habe, gibt es genau eine Lösung.«

Die drei Freunde denken eine Weile ergebnislos nach. Kevin nimmt dann ein Stück Papier und beginnt einiges aufzuschreiben. Schließlich lacht er: »Nettes Rätsel, Mike, Ja, ich habe die Lösung.« Die anderen sind noch immer verblüfft und Jeannie sagt: »Was soll der Unsinn ‚Die älteste ist blond‘?« Kevin lächelt: »Das ist kein Unsinn. Die Information ist äußerst wichtig. Wenn ihr ein bisschen drüber nachdenkt, werdet ihr wie ich schon dahinter kommen!«<sup>31</sup>

Aroha beschreibt ihre Arbeit in der Biologie. »Sie macht mir Spaß, aber ich bin nicht sicher, ob ich diese Art von Arbeit ein ganzes Leben lang machen will.« »Was stellst du dir sonst vor?« »Ich weiß es nicht genau. Aber Malen und Medien haben mich immer interessiert. Vielleicht möchte ich Filmproduktion erlernen ... Wie schaut es bei dir aus, Jeannie?«

»Ich bin noch weit davon entfernt meine Forschungsarbeiten abzuschließen.« »Erkläre uns doch, was du forschts!«, bittet sie Mike. Jeannie hat Bedenken, ob sie das in einfachen Worten richtig kann. Sie arbeitet jetzt als Forschungsstudentin, die neue Formen der computerunterstützten Kommunikation untersucht, wobei sie mit einer bekannten Gruppe in Europa zusammenarbeitet.

»Vielleicht kann ich es so am einfachsten erläutern. Wir haben Ohren zum Hören, das sind passive Instrumente. Sie können nur Geräusche aufnehmen, aber nicht produzieren. Aus der Sicht eines Computerfachmanns sind sie also ‚Eingabegeräte‘. Aber wir haben auch einen Mund, mit dem wir sprechen, also Geräusche für die Ohren machen. Der Mund ist also das entsprechende ‚Ausgabegerät‘. Mit anderen Worten, im Audiobereich hat der Mensch sowohl ein Eingabe- als auch ein Ausgabegerät. Im visuellen Bereich ist es aber anders: Die Augen, als passive Instrumente, sind wieder sozusagen ein ‚Eingabegerät‘, aber wir haben kein entsprechendes visuelles ‚Ausgabegerät‘, wir haben sozusagen keinen ‚Mund für die Augen‘.«

»So explizit ist mir das noch nie vorher aufgefallen«, staunt Kevin. »Das heißt, du versuchst den Computer als eine Art ‚Augen-Mund‘, als visuelles Ausgabegerät einzusetzen?«, fragt Aroha.

»Ja, so könnte man es ungefähr sagen«, lächelt Jeannie. »Nur ist die Situation natürlich viel komplexer. Die Hauptherausforderung ist es überhaupt herauszufinden, wie weit wir visuell und nicht in Worten denken. Was wir in unserem Kopf ‚sehen‘, das sind ja nicht irgendwelche Bilder oder Filme, sondern das sind gewisse Abstraktionen, die wir verstehen lernen müssen. Versucht nur einen Augenblick, euch eine Rose vorzustellen: Was empfindet ihr?« (Sie macht eine Pause und alle denken an eine Rose.) »Es ist doch bemer-

31 Jeder Leser, der das Rätsel nicht kennt, soll versuchen es zu lösen! Es geht wirklich und ist kein Trick. Bevor irgendwer ganz verzweifelt: Der Herausgeber der Xperten-Reihe steht notfalls per E-Mail unter [hmaurer@iicm.edu](mailto:hmaurer@iicm.edu) oder Fax (0316) 873 5699 für Hilfe zur Verfügung! (Siehe Seite 89)



kenswert: Wir sehen dabei nicht ein richtiges Bild, aber irgendwas mit durchaus vielen Details wird uns dabei bewusst.«

»Willst du sagen, dass wir uns nur abstrakte Bilder - was immer das ist - merken?« »Ich habe ja gesagt, dass es mir nicht leicht fallen wird, kurz zu erklären, was wir machen«, lacht Jeannie, »aber, als Beispiel, versuch dir einmal die Tätowierung auf Popeys Arm vorzustellen. Welche Gestalt hat sie?«

»Es ist ein Anker«, sagt Aroha. »Wieso kannst du das sagen?« »Weil ich den Anker sozusagen in mir sehe.« »Gut, kannst du ihn jetzt um 90 Grad drehen?« »Ja«, antwortet Aroha. »Nein«, sagen Mike und Kevin fast gleichzeitig. »Verschiedene Antworten also. Ist doch interessant. Aber, Aroha, als du den Anker gedreht hast, war das, als würdest du einen Film sehen?« Aroha denkt nach und schüttelt dann den Kopf. Nein, es war anders. Alle denken ohne zu reden eine Weile nach.

Jeannie setzt fort: »Fast alle Tiere haben Ohren und Augen und haben damit ein Gedächtnis für Geräusche und visuelle Eindrücke. Fast alle Tiere können auch Geräusche machen, aber wie wir Menschen können sie keine visuellen Eindrücke (von ganz einfachen abgesehen) erzeugen. Was uns daher sozusagen fehlt, und an dem arbeiten wir, ist eine visuelle Sprache.«

Das führt zu einer langen Diskussion, was man sich darunter vorstellen und wie sich so etwas entwickeln könnte. »Wahrscheinlich wäre die beste visuelle Sprache irgendwie an die Mathematik angelehnt«, argumentiert Mike. »Wäre so eine Sprache eine Art Ersatz für ein fotografisches Gedächtnis?«, fragt Aroha.

»Nein, unser visuelles Gedächtnis scheint nicht wie ein Fotoapparat zu funktionieren«, kommentiert Jeannie. »Bisherige Forschungsergebnisse scheinen zu belegen, dass wir visuelle Eindrücke in kleinen Bruchstücken, durch Verallgemeinerungen und durch Abstraktionen speichern. Technisch nennt man das oft ‚Hinweise und vages Aufblitzen‘.«

Aroha ist erstaunt. Sie ist längere Zeit still, bevor sie es schließlich wagt, ihnen über ihre Erfahrungen mit den visuellen Eindrücken zu berichten, die der Kapakapa liefert: »Ich erinnere mich, wie ich den Kapakapa das erste Mal benutzte. Da ‚sah‘ ich ganz kurz das Lächeln meiner Großmutter, das ‚vage Aufblitzen‘ beschreibt das recht gut. Dann in der Höhle erlebte ich mehrmals ein solches Aufblitzen,

darunter war auch das Bild der Göttin des Todes, das mich sehr erschreckte.« »Ja, ich erinnere mich, dass du damals zusammenzucktest«, sagt Jeannie.

»Aber was mich beunruhigt«, sagt Aroha, »könnte es sein, dass der Kapakapa irgendwie mein Gehirn, mein Denken, mein Gedächtnis beeinflusst? Drum benutze ich ihn nicht immer, habe ihn in den letzten Monaten vor den Prüfungen nie getragen. Will einer von euch einmal ausprobieren, ob ihr etwas spürt?« Zunächst hat niemand so rechte Lust. Dann nimmt ihn Mike, auch um zu beweisen, dass er als Naturwissenschaftler immer bereit ist, ein Experiment durchzuführen.

»Halte ihn fest«, sagt Aroha, »und schließe die Augen.« »Nichts, ich sehe nichts.« Auch Jeannie und Kevin machen einen erfolglosen Versuch. »Bist du sicher, dass du uns nicht zum Narren hältst?«, meinen sie schließlich.

Aroha schüttelt den Kopf. »Nein, ich glaube, dass der Kapakapa für mich funktioniert, hat entweder damit zu tun, dass ich halb Maori bin oder ist es einfach so, dass gewisse Menschen leichter beeinflussbar sind als andere. Schließlich gibt es ja auch bei den Menschen solche, die leicht hypnotisierbar sind, und andere, bei denen es nicht gelingt.«

Das Gespräch wendet sich nun dem Thema Hypnose zu. Der Tag vergeht jedenfalls ohne Langweile und überraschend schnell, kommt es Aroha vor. Kevin ist am schweigsamsten. Seine sanften Augen in seinem kantigen und doch milden Gesicht folgen Aroha sehnsüchtig und gedankenvoll.

Am nächsten Morgen graben sie sich wieder aus. Der Himmel ist hellblau, es schneit nicht mehr. Und sie sehen das erste Mal das Ausmaß der Lawine. Beide Stollen zur Wohnhöhle sind meterhoch mit dicht gepacktem Schnee verschüttet. Sie schauen wortlos Aroha an: Sie hat ihnen zweifellos den einzig möglichen Weg ins Freie gezeigt, indem sie vorschlug, nach oben zu graben!

»Wie machen wir weiter, Aroha?«, fragt Mike. »Hinauf oder hinunter?« »Ja, Aroha soll entscheiden.« Aroha schaut der Reihe nach ihre drei Freunde an. Sie weiß, was sie denken. Der Gipfel ruft, sie fühlen es alle. Sie müssen noch einen Versuch machen, alles andere wäre eine Enttäuschung.

Natürlich ist von den violetten Spuren, die Kevin und Mike zur Vermeidung von gefährlichen Stellen legten, nichts mehr zu sehen. Aber diesmal geschieht das Wunder: Es bleibt sonnig und windstill und der Neuschnee ist tief, aber so pulvrig, dass das Vorankommen nur für den Ersten schwierig ist und da wechseln sich die vier regelmäßig ab. Dann stehen sie auf dem Gipfel.

Ohne ein Wort zu sagen beobachten sie, wie die Wolken Gipfel nach Gipfel freigeben, die Sonne die Farben von Silber zu Gold ändert, der Himmel tiefblau wird. Die Berge erscheinen wie kunstvolle Schneeskulpturen. Aroha und Kevin rücken eng zusammen und umarmen sich. Mike und Jeannie schauen sich liebevoll an, bevor sie sich lächelnd küssen und sich dann nicht mehr loslassen. Ob es Augenblicke oder Stunden sind, wie sie so stehen, ist später schwer zu sagen. Die Gruppe fühlt sich in dieser Zeit unsterblich, erfüllt von Bewunderung und Liebe, ihre Herzen fliegen weit über die Berge in einem Erlebnis und Zusammengehörigkeitsgefühl, das sie nie vergessen werden.

Frierende Füße bringen sie in die Realität zurück. Da erblicken sie auf einem Grat in der Nähe jemanden, der fast wie real aussieht. Ein großer Mann mit einem Mantel über den Schultern er ist der beeindruckenste Maori, den sie je gesehen haben. Sein Gesicht hat einen verschmitzten Ausdruck, während er einige Sekunden ruhig steht und Aroha nicht aus den Augen lässt. Er verschwindet so geheimnisvoll, wie er aufgetaucht ist. Aroha merkt, dass ihr Kapakapa sehr heiß geworden ist und stark vibriert. Sie nicken sich zu und beginnen den Abstieg zur Schneehöhle, ohne ein Wort zu sprechen.

*Kleine Splitter in der gewaltigen Berglandschaft*

*Kleine Splitter zusammen*

*Kleine Splitter an den Bruchstellen perfekt passend*

Bei der Schneehöhle sind sie eine glückliche und nachdenkliche Gruppe.

»Aroha, ich verstehe jetzt vielleicht, was du durch den Kapakapa manchmal erlebst«, redet Jeannie als Erste. »Mir war, als würde ich die Sterne am Himmel sehen, obwohl es helllichter Tag war.«

»Und ich habe ein Ungeheuer im Meer gespürt, tief im Wasser«, sagt Kevin, »und ich sehe noch immer seine großen grünen Schuppen vor mir.«

»Ich habe Aotaki in seiner ganzen Schönheit erlebt, wie man einen Berg gar nicht erleben kann«, fährt Jeannie fort, »aber ich habe auch Unruhe gespürt, nicht, was mich anbelangt, sondern es betrifft etwas in der Zukunft. Ich verstehe jetzt besser, was du mit der Anwesenheit von Mutter Erde in der Höhle gemeint hast ... Vielleicht hat uns die Stimmung auf dem Gipfel auch einfach offener gemacht, sodass wir ein bisschen von deinem Kapakapa zu fühlen bekamen.«

»Ja«, sagt Aroha, »es waren sehr schöne Momente mit euch auf dem Gipfel und für mich besonders wegen dir, Kevin«, sagt sie ohne Verlegenheit. »Aber ich habe auch große Spannungen gespürt zwischen der herrlichen Umgebung, die wir sahen, und der Dunkelheit im Inneren der Berge. Übrigens, nach der Legende liegt nicht weit im Westen von uns eines der größten Kanus vergraben, das die ersten Maoris nach Neuseeland brachte.«<sup>32</sup> Und plötzlich bricht es aus Aroha heraus: »Ist es euch aufgefallen, was er getragen hat? Der Mann mit dem Mantel?« Die anderen schauen sie überrascht an. »Er hat einen Kapakapa getragen, wie ich ihn habe!« Die anderen haben davon nichts gemerkt, wohl weil sie ihren Blick nicht von seinem Gesicht abwenden konnten. »Ich erinnere mich«, sagt Aroha aufgeregt, »dass ich in der Höhle mit den Glühwürmern eine Einflüsterung über eine zweite Hälfte des Kapakapa hatte.«

Kevin legt einen Arm um Aroha. »Ich glaube, wir alle verstehen erst jetzt, was du uns mehrmals versucht hast zu erklären. Jetzt, nachdem wir alle ein ‚vages Aufblitzen‘ von ‚nicht normalen‘ Dingen erlebt haben, verstehen wir, was du mit den Nachrichten des Kapakapa gemeint hast. Erst jetzt wird mir die unglaubliche Macht des Kapakapa so richtig bewusst.«

»Danke, Kevin, ich wünschte mir nur, dass wir mehr begreifen, was das alles bedeutet.« »Ich denke, wir sind ein Stück weiter. In der Begeisterung unserer Wanderungen und Touren haben wir manchmal vielleicht die richtige Perspektive verloren und oft nicht genügend auf die ‚Rufe‘ und ‚Nachrichten‘ gehört, die der Kapakapa dir brachte, und warum er das tat.« »Ja, das würde ich auch gerne wissen. Warum wurde ich in das verlorene Tal gerufen, in die Höhle, in den Tongariro Nationalpark oder nun hierher?«

32 So weit man es geschichtlich belegen kann, wurde Neuseeland von den polynesischen Inseln aus in zwei Wellen, die erste gegen 800 n. Ch., die zweite mit den heutigen Maoris, 600 Jahre später, besiedelt.

Kevin blickt Aroha liebevoll an. »Entschuldige, wenn ich mir eine wilde Theorie zusammengereimt habe, aber ich möchte sie euch erzählen. Wir nennen die schöne Schnitzerei aus Obsidian inzwischen alle Kapakapa, also Halsschmuck. Und doch ist es viel mehr. Es ist uns aufgefallen, dass er schwerer ist als gleich großer Obsidian, dass man ihn nicht ritzen kann, darum ist er noch immer so elegant glatt, dass er auch an den dünnsten Stellen kein Licht durchlässt, dass also in Wirklichkeit der Kapakapa viel mehr ist als nur ein Amulett, eine Schnitzerei aus Obsidian, nämlich ein Artefakt, das möglicherweise über noch weitere ungeahnte Fähigkeiten verfügt. Er verdient wohl einen anderen Namen, ich habe das schon einmal anklingen lassen, nämlich ‚Mindcaller‘. Er verbindet dich, Aroha, in noch nicht enträtselter Weise mit anderen Menschen, anderen Zeiten, Mythen und der Natur. Und es scheint in beide Richtungen zu gehen: Du warst im Begriff, dich auf deine Maorikultur zu besinnen, und hast über den Kapakapa, ohne es bewusst zu tun, Rufe ausgesandt. Die wurden beantwortet durch das Lächeln deiner Großmutter, indem dir viel über Mythen, Gestalten und Geschichte der Maoris in den verschiedensten Zusammenhängen mitgeteilt wurde. Aber die Rufe sind auch in die andere Richtung gegangen: von deinem Maorierbe zu dir, ja überraschend auch von viel älteren Zeiten zu dir. Und wenn du den Ruf gespürt hast, zu bestimmten Orten zu gehen, wie in die Höhle oder in den Tongariro Park, dann bin ich heute sicher, dass dahinter ein Zweck war, den ich freilich selbst nicht verstehe, aber der irgendwann in der Zukunft schon einmal klar werden wird.«

So lange hat Kevin noch nie geredet. Alle haben mit Erstaunen zugehört und sehen Aroha erwartungsvoll an.

»Ich glaube, Kevin, du bist der Wahrheit so nahe gekommen, wie wir es nie zuvor waren. Ich habe euch nie erzählt, weil damals das Misstrauen gegenüber dem Kapakapa noch zu groß war, dass in der Höhle Mutter Erde mir mitteilte, dass ich mir diesen Ort gut merken sollte, weil ich ihn in fernerer Zukunft vielleicht noch einmal dringend benötigen würde. Ich habe das damals nicht verstanden, aber wie Kevin es erklärt, könnte das der wahre Grund sein, warum ich den Ruf ins verlorene Tal und die Höhle spürte. Nur dann sollte es auch für den Ruf nach hier und zum Tongariro Park eine Erklärung geben, oder?«

»Ich denke, eine mögliche Erklärung für den Tongariro Park kennen wir«, sagt Mike. »Erst dort wurde uns durch die anderen Obsidianbruchstücke klar, dass der Kapakapa mehr ist als nur eine Obsidianschnitzerei. Und dann vergiss nicht: Wir haben dort einen Splitter gefunden, der wie ein Teil eines sehr komplexen Artefaktes aussah, den ich dann leider, wie ihr wisst, durch den Unfall mit dem Rucksack verloren habe. Aber auch dort wollte anscheinend ‚jemand‘ oder ‚etwas‘ Aroha auf eine bestimmte Spur lenken.«

Jeannie setzt mit ihren Beobachtungen fort: »Ich denke, dass der Kapakapa ein sehr mächtiges Gerät ist und du, Aroha, auch noch vielleicht mehr lernen musst, es ganz zu verstehen. Ich glaube auch, wie schon gesagt wurde, dass es aus einer Zeit lange vor den Maoris stammt, aber dass vielleicht Maoris solche Schnitzereien auch schon gekannt haben, ja ihr Kunststil sogar dadurch beeinflusst wurde. Für die Tatsache, dass es sich um etwas Uraltes handelt, spricht vor allem, dass in der Nähe des Kapakapa, und warum das nur manchmal geschieht, verstehen wir nicht, sich die Landschaft ändert, wie sie vor langer, langer Zeit ausgesehen hat. Dies mag zum Teil eine Illusion sein, denn Mike und Kevin haben mehrmals festgestellt, dass zum Beispiel Hänge steiler aussehen, als sie dann in Wahrheit sind. Aber nur mit Illusionen lässt sich dann doch weder die Höhle noch vermutlich die Lawine erklären. Und obwohl die ‚Bilder‘ und ‚Stimmen‘, die der Kapakapa sendet, fast immer nur von dir empfunden werden, die Illusionen, die Zeitverschiebungen, was immer es auch sein mag, das erleben wir alle. Aroha, sei nicht zu ungeduldig. Wir haben schon viel über den Kapakapa gelernt, wir werden noch mehr darüber herausfinden!«

Die vier sprechen noch lange weiter. Allmählich entwickelt sich ein angenehmes Gefühl vermischt mit einer Portion Selbsttäuschung, dass man die Kapakapa-Phänomene, die Phänomene des Mindcallers, nun doch immer mehr zu verstehen beginnt.

Eine schweigsame Gruppe begibt sich schließlich auf den Weg vom Hauptlager zum Basislager. Im Auto sprechen die Freunde noch einmal darüber, ob der Kapakapa ein Geheimnis bleiben soll oder nicht. Aroha ist noch bestimmter, als sie es vorher gewesen ist, dass niemand davon erzählen darf: »Ich fühle es ganz deutlich, dass dafür die Zeit noch nicht gekommen ist. Und wer weiß: Wenn wir irgendeinen ‚Experten‘ dann etwa hierher bringen, dann könnte es

sein, dass die Gegend wie immer ist und er würde uns nur für verrückt halten, so wie mir das fast passiert ist, als ich euch das erste Mal von den Stimmen im Wasserfall erzählte. Oder es könnte auch noch anders sein. Man könnte darauf bestehen den Kapakapa zu öffnen, um ins Innere zu sehen. Schließlich vermuten ja sogar wir, dass sich darin vielleicht Geheimnisse verbergen, und seien es nur gitterförmige Linien, wie wir sie auf dem Obsidiansplitter sahen.«

Mike stimmt zu: »Ich glaube nicht, dass andere uns helfen können eine Antwort auf etwa die Frage zu finden, warum der Kapakapa uns manchmal eine ‚andere Welt‘ zeigt, aber nicht immer und nur an bestimmten Orten.« Kevin und Jeannie akzeptieren Arohas Entscheidung ebenfalls.

Zurück in der Stadt entwickeln Aroha und Kevin einen richtigen Übereifer. Sie haben das Gefühl, es fehlt ihnen für alles Zeit, als wäre alles ganz dringend: die Arbeit, das Studium und ihre Liebe, die ohnehin zu kurz kommt, weil Kevin oft nicht in der Stadt ist, weil er irgendwo als Parkranger seinen Dienst bzw. seine Ausbildung hat. Trotzdem entwickelt sich zwischen beiden ein tiefes Verständnis, das schon an Telepathie grenzt.

Einmal sagt Kevin hintereinander immer nur halbe Sätze. Er kommt nicht weiter, weil Aroha nickt, da sie schon alles verstanden hat. Kevin lacht: »Manchmal sind wir wie ein lange verheiratetes Ehepaar.« »Ich habe auch manchmal das Gefühl«, sagt Aroha. »Glaubst du, dass es am Ende mit deinem Tiki zu tun hat, das du im Tongariro Park gefunden hast und seither immer trägst?«

Wieder lacht Kevin: »Na, ich habe mir das auch schon überlegt. Insbesondere nachdem ich mir angewöhnt habe, es immer unter meinen Polster zu legen, wenn du zu mir ins Bett kommst. Oft kommt mir unser Zusammensein so vollkommen vor, dass wir wirklich keine Worte brauchen.«

Im Laufe der Zeit ergeben sich aber in ihrer Beziehung doch die ersten Spannungen dadurch, dass Kevin so viel unterwegs sein muss. Natürlich ist Aroha auf ihn stolz, als er beginnt, sich auch international einen immer bedeutenderen Ruf zu verschaffen, aber sie hat auch Angst um ihn. Er besteigt immer schwierigere und höhere Berge, kommt ihr vor. Und obwohl es klar ist, dass Kevin sie auf seine Weise liebt wie immer, wirkt er manchmal nachdenklich und introvertiert.

Es gibt viele Nächte, in denen Aroha das leere Bett hasst, sich unruhig hin und her wälzt, ohne richtigen Schlaf zu finden, ihn untertags vermisst, wenn er weg ist, und unruhig ist, weil sie ahnt, dass ihre widersprüchlichen Bedürfnisse nicht befriedigt werden können.

Ihre Gedanken und Gefühle um Kevin beschäftigen sie andauernd, oft hat sie das Gefühl im Kreis zu gehen. Sie denkt dann auch an ihre anderen Freunde und wie schön die gemeinsamen Unternehmungen gewesen sind, wie viel sie doch zusammen erlebt haben.

Es ist ihr auch bewusst, dass sie in einem sehr tiefen Sinn die Wurzeln ihrer Maorikultur gefunden hat und eine Verbindung mit einer lang vergangenen Zeit, die sie fast körperlich spürt. Sie ist sich sicher, auch wenn sie nie mehr durch den Kapakapa mit Vater Himmel, Mutter Erde, den großen Bergen und den mythischen Ungeheuern in Kontakt treten würde, es gibt sie und sie würden vor ihrem geistigen Auge bestehen bleiben in all ihrer Schönheit und Macht. Immer.

Und auf diesem Weg versucht sie zu ignorieren, dass sie ganz deutlich spürt, wie die Göttin des Todes, die »Frau der Nacht«, in ihrer Nähe ist.



# 11. Die zweite Hälfte des Mindcallers

**Juni 2003**

An dem Tag, an dem Kevin stirbt, sieht ein junger Mann namens Herbert in Gedanken ein intensives Bild von innerer Verzweiflung vor sich. Er sitzt an seiner Lieblingsstelle in Whakarewarewa<sup>33</sup>. Hier, weit weg vom Versammlungshaus und von der Dorfstraße, herrscht Ruhe und Frieden. Er starrt in »seinen« Tümpel: ein kleines, mit heißem Wasser gefülltes Becken, das einen starken, an faule Eier erinnernden Schwefelgeruch ausströmt, der so typisch für Whakarewarewa und Rotorua ist. Vom Boden des Beckens, das nicht tiefer als 50 cm zu sein scheint, steigen Gasblasen hoch. An einer Seite grenzt der Tümpel direkt an einen Felsen, während die anderen Seiten zwar offen sind, aber von dichter Vegetation verdeckt werden. Es gibt es daher nur wenige Menschen, die diese besondere Stelle kennen. Er erinnert sich daran, wie er hier an seinem zehnten Geburtstag seinen Mindcaller gefunden hat. Der Mindcaller rief damals, als sie ihn zum ersten Mal sah, bei seiner Großmutter große Aufregung hervor und sie war es, die ihn als Mindcaller bezeichnete. Leider sind die Erwartungen, die sie an die Schnitzerei geknüpft hat, nicht in Erfüllung gegangen, solange sie lebte.

In einem blitzartigen Gedankenbild »sieht« Herbert eine junge Frau, die schluchzt und untröstlich ist. Es ist die junge Frau aus seinen Mindcaller-Träumen! Verzweifelt wird ihm bewusst: »Ich kann ihr einfach nicht helfen. Es ist unglaublich! Ich weiß immer noch nicht, wie sie heißt. Geschweige denn, wo in aller Welt sie lebt.« In seinem verzweifelten Wunsch, sie in den Arm nehmen zu können, um sie zu beruhigen, umklammert er seinen Mindcaller. Der ist jetzt so stumm wie ein Stein. Enttäuscht fragt er sich, ob er den Mindcaller nicht dorthin zurücklegen soll, wo er ihn gefunden hat - wie er es beinahe vor dreieinhalb Jahren getan hätte. Wieder wird er von einer Welle der Trauer erfasst.

Er hat den Tag, an dem seine geliebte Mutter starb, noch so deutlich vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Zwei Tage nach der Beerdigung beschloss er, als Zeichen seiner Trauer diese Schnitzerei wieder dorthin zurückzulegen, wo er sie einst gefunden hatte. Er

<sup>33</sup> Whakarewarewa ist ein Maoridorf in Rotorua, dem »Yellowstone Neuseelands«. Direkt neben der Siedlung, dem Marae, gibt es Geysire, heiße Quellen, Seen, Schlammtümpel und andere vulkanische Erscheinungen.

weiß nicht, dass genau an dem Tag Aroha im verborgenen Tal ihren Kapakapa gefunden hat.

Nun »sieht« Herbert, der seine Mutter immer noch sehr vermisst, die Ereignisse seines Lebens an ihm vorbeiziehen - ein Leben, das ihn nicht immer gut behandelt hat ...

Er sieht seine Mutter, ein lebhaftes, hübsches, junges Maorimädchen, und seinen Vater, einen stattlichen Deutschen. Er erinnert sich noch daran, wie man ihm erzählt hat, dass sich sein Vater und seine Mutter bei einer der »traditionellen« Tanzvorführungen kennen gelernt haben, die für Touristen aufgeführt werden. Sie verlieben sich und als seine Mutter schwanger wird, heiraten sie. Die Maorigroßfamilie seiner Mutter billigt diese Ehe nicht und auch die großzügige finanzielle Unterstützung, die Herberts Vater ihnen zukommen lässt, nimmt sie nicht für ihn ein. Schließlich findet man sich aber widerwillig damit ab, einen Weißen in der Familie zu haben. Seine Eltern haben weiterhin das Gefühl, nicht wirklich erwünscht zu sein, und beschließen nach Hamilton, etwa 100 Kilometer nördlich von Whakarewarewa, zu ziehen. Während Herberts Vater merklich erleichtert ist, vermisst seine Mutter den engen Kontakt zu ihrer Familie. Aber sie liebt ihren Mann sehr und für sie scheint nur eins zu zählen, nämlich bei ihm und dem Baby zu sein.

Mit einem Lächeln erinnert sich Herbert daran, wie er in der Nähe von Hamiltons mächtigem Waikatofluss aufgewachsen ist. Sein Vater hat eine angesehene Stelle in einem nahe gelegenen Elektrizitätswerk. Seine Mutter kümmert sich liebevoll um ihren Sohn und die wachsende »Menagerie« von Haustieren. Schon als Dreijähriger darf er die jungen Kälber mit der Flasche füttern. Obwohl die Menschen freundlich zu den neuen Nachbarn sind, nehmen sie sie nie ganz in die Hamiltoner Gesellschaft auf. Herbert und seinen Eltern macht das allerdings nicht viel aus. Es führt eher dazu, dass die Familie einen wunderbaren Zusammenhalt entwickelt, was dazu beiträgt, dass diese Jahre zu den schönsten in Herberts Leben zählen.

Sie gehen zusammen fischen nach Raglan, schwimmen im Waikatofluss. Herberts Vater, der Mitglied eines Jachtklubs an der nahen Ostküste ist, macht mit ihnen Ausflüge zu vielen küstennahen, unbewohnten Inseln, die alle auf ihre Art schön sind. An Land singen sie dann abends am Feuer sitzend eine Mischung aus

deutschen, englischen und Maoriliedern. Sie holen sich Felsaustern zum Frühstück oder fangen Fische zur Aufbesserung ihres Proviants. Herberts Mutter ergänzt ihre Verpflegung mit Blättern und Früchten von Pflanzen, die dort wachsen. Sein Vater kann oft kaum glauben, was die Mutter für sie pflückt: Senfgras von den Dünen, das wie scharfer Meerrettich schmeckt, pfeffrige Samen von einem Busch, der zur Wattlefamilie gehört, und vieles mehr. Einmal, als sie vergessen haben Salz mitzunehmen, geht seine Mutter einfach am Strand entlang und pflückt kleine fleischige Blätter von einer unscheinbaren Pflanze, die roh oder gekocht sehr gut als Salzersatz verwendet werden können.

Herbert erinnert sich auch liebevoll an die Wiesen und den Wald hinter dem Haus und die vielen Tiere, die sie aufziehen. Die Familie hat Tiere immer schon sehr gemocht - so sehr, dass sie oft Mitglieder der »Großfamilie« wurden und dann nicht mehr ihrem natürlichen Zweck (verspeist zu werden) zugeführt werden konnten. Nachdem er gerne in den Kindergarten gegangen ist, wird Herbert in der Schule so gut, dass er nebenbei intensiv Klavier lernt und in einer Maoritanzgruppe mitmacht. Herbert lernt von seinem Vater jenen Respekt vor der Natur, der eigentlich eher ein Teil der Maorikultur als der europäischen Tradition ist. Als die Straße, die an ihrem Haus vorbeiführt, verbreitert werden soll, kämpft sein Vater dafür, dass eine Gruppe von Bäumen, in denen zahlreiche Vögel nisten, nicht abgeholzt wird. Er weckt Herbert mitten in der Nacht, um ihm einen Meteoritenschauer zu zeigen. Auf ihren langen Spaziergängen erklärt er ihm Pflanzen und Tiere. Seine Mutter steuert die einheimischen Namen bei und erklärt ihnen, wie diese Pflanzen als Nahrung oder zu medizinischen Zwecken verwendet werden können.

An einem Tag, der ihm unvergesslich bleiben wird, nimmt ihn sein Vater zu einer nahen, aber kaum bekannten kleinen Tropfsteinhöhle mit, um ihm erstmals Heligramiten zu zeigen. Das sind jene Kalkformationen, die nicht wie normale Tropfsteine von oben nach unten oder umgekehrt wachsen, sondern die spiralförmig aus der Wand, parallel zum Boden sozusagen, herausragen<sup>34</sup>. Als Herbert

34 Heligramiten kommen nur in einigen wenigen Kalksteinhöhlen vor. Es gibt mehr als hundert widersprüchliche Theorien, wieso sie waagrecht wachsen. Jeder, der einen solchen Heligramiten in einem Mineraliengeschäft kauft, sollte sich bewusst sein, dass der Handel mit einer solchen Rarität früher oder später zur Vernichtung ihres natürlichen Vorkommens führen wird.

einen Stein abbrechen will, wird sein Vater ernsthaft böse: »Hast du mir eigentlich je zugehört, Herbert? Wie kannst du ein solches Naturwunder, das viele tausend Jahre alt ist, zerstören wollen? Niemand weiß, wie und warum sie derart wachsen: Also bewundere die Dinge, die du siehst, aber zerstöre sie niemals!«

Es dauert lange, bis Herberts Großmutter erkennt, dass ihre Tochter nicht wegen einer stürmischen Affäre leichtsinnig einen Deutschen geheiratet hat, sondern dass die beiden ungewöhnlich gut harmonieren. So ändert sich auch allmählich die Einstellung der Maoris in Whakarewarewa und schließlich wird die kulturell gemischte Familie rückhaltlos in den Familienverband aufgenommen. Man besucht sich oft gegenseitig und so wächst Herbert als ein geschicktes, begabtes und glückliches Kind zwischen zwei Welten auf, die er beide schätzt.

Mit einem unterdrückten Schluchzen erinnert sich Herbert nun an den verhängnisvollen Ausflug zu einem bekannten Hotwater-Beach in den Koromandels. Es ist eine der großen Attraktionen dieser Gegend: Am Meeresstrand treten heiße Quellen aus, die sich mit dem kalten Wasser des Meeres mischen. Bei Ebbe graben sich die Leute dort mit einer Schaufel große »Badewannen« in den Sand. Diese füllen sich dann rasch mit heißem Wasser. In der Tat ist das Wasser oft so heiß, dass man ein paar Eimer kaltes Meerwasser dazukippen muss, um sich bei angenehmer Temperatur im Wasser entspannen zu können. Wenn die Flut kommt, müssen die Hotpools dann durch den Bau von Sandwällen gegen die Wellen verteidigt werden. Schließlich schwappt die erste Welle über die Befestigung, die Sandwände fangen an zu bröckeln und letztendlich gewinnt die Flut. Dies ist ein unterhaltsames Spiel, das Jung und Alt Spaß macht. Zwischendurch geht man dann hin und wieder im kühlen Meer baden.

Herbert »sieht«, wie fröhlich und verspielt seine Eltern an diesem Tag sind, bis der schöne Ausflug dann mit einer Katastrophe endet. Bei der Rückfahrt stößt ein von einem betrunkenen Fahrer gelenkter Lastwagen frontal mit dem Auto der Familie zusammen. Herberts Vater ist auf der Stelle tot, Herbert und seine Mutter kommen schwer verletzt in das Hamiltoner Spital. Beide werden gerettet, doch der Preis ist hoch: Nach drei Monaten intensiver Behandlung werden sie von den Verwandten aus Whakarewarewa abgeholt und

zurück nach Rotorua gebracht. Die Mutter ist ab der Hüfte gelähmt, sie wird nie mehr gehen können. Niere und Leber sind dauerhaft beeinträchtigt. Herbert ergeht es nicht ganz so schlecht, aber die Mehrfachfrakturen in seinen Beinen bewirken, dass er, inzwischen 9-jährig, nur auf Krücken gehen kann und wohl nie mehr seine volle Gelenkigkeit zurückgewinnen wird.

Im Dorf bemühen sich alle sehr um die beiden. Aber der Verlust des Vaters und Ehemanns sowie die finanziellen Einschränkungen und die Tatsache, dass sie nun als Familie nie wieder etwas im Freien unternehmen können, lasten schwer auf Herbert und seiner Mutter. Herbert ist bemüht, sich den neuen Umständen anzupassen, und die Maorikinder sind wie Brüder und Schwestern, aber sie sind Kinder: Oft sind sie enttäuscht, wenn Herbert nicht mitspielen kann oder sogar manche ihrer Spiele verdirbt. Nach etlichen Wochen braucht er zwar keine Krücken mehr, kann aber immer noch nicht richtig laufen. So sitzt Herbert oft stundenlang nach den viel zu leichten Schularbeiten am Bett seiner Mutter, die ihm wunderbare Maorilegenden und Geschichten erzählt. Oder er streift in der Buschlandschaft in der Nähe von Rotorua herum und entdeckt dabei viele vulkanische Erscheinungen, die vermutlich nur wenige Menschen kennen.

Fast in eine Art Trance verfallend, durchlebt Herbert noch einmal seinen zehnten Geburtstag. Jede Familie kommt vorbei, um ihm eine Glaskugel zu bringen. Er hat schon immer gerne mit Glaskugeln gespielt, besonders mit denen, die fast so groß wie Tischtennisbälle sind und innen farbige Streifen aufweisen. Er ist zutiefst gerührt durch dieses Zeichen, das ihm zu verstehen gibt: »Du gehörst zu uns.« Er ist stolz, ein Maori zu sein und zu dieser recht großen, eng verbundenen Gemeinschaft von sanften und weisen Menschen zu gehören, auch wenn sie häufig etwas wild aussehen. Die Großmutter hat ein großes traditionelles Festessen bereitet und nachdem sie stundenlang gegessen und geplaudert haben, ziehen sich alle auf eine Ruhestunde zurück.

Am späten Nachmittag nimmt Herbert seinen nun recht großen und schweren Sack mit Glaskugeln und geht zu seinem »geheimen« Hotpool. Er erinnert sich daran, wie er sich hinsetzt und eine Kugel nach der anderen aus dem Sack nimmt, sie alle bewundert und sie

dann fein säuberlich nebeneinander auf einen flachen Felsen legt, während er sich müßig fragt, ob »murmeln« wohl von »Murmel« kommt. Plötzlich kullert eine der Kugeln weg. Er will sie aufhalten, streift dabei eine weitere Kugel und mit einem leisen Plumps fallen die Kugeln ins heiße Wasser. Herbert ist nicht sonderlich beunruhigt, denn er weiß, dass das Wasser den Fall bremsen wird. Er vertraut darauf, dass er, sobald sich die Wasseroberfläche wieder beruhigt hat, die Glaskugeln wieder sehen und herausholen kann. Er wartet geduldig, bis das Wasser wieder völlig ruhig wird. Als es wieder klar ist, wird Herbert hektisch: Keine der beiden Kugel ist zu sehen! Er zählt die Kugeln sorgfältig. Ja, zwei fehlen und sie müssten im kristallklaren Wasser leicht sichtbar sein - dennoch scheinen sie verschwunden zu sein!

Allmählich beginnt sich Herbert zu beruhigen und klarer zu überlegen: Die Kugeln müssen irgendwo hingerollt sein, wo sie nicht sichtbar sind. Das kann nur bedeuten, dass das Becken ein Stück unter den Felsen hineinreicht und dorthin abschüssig ist.

Herbert entkleidet sich, steigt stöhnend in das sehr heiße Wasser. Nur allmählich kann er sich an die große Hitze so weit gewöhnen, dass er ganz eintauchen kann. Er greift unter den Felsen und stellt dabei zu seiner Überraschung fest, dass das Becken immer tiefer wird und weiter in den Felsen hineinreicht, als er je angenommen hat. Herbert hat mit der hohen Temperatur des Wassers zu kämpfen und er steigt wieder heraus, um sich abzukühlen. Er weiß, dass er beim nächsten Mal ganz untertauchen muss, um bis an das Ende des Beckens unter dem Felsen zu tauchen. Er hofft, dass es nicht zu weit geht und nicht zu dunkel wird.

Bevor Herbert wieder ins Wasser steigt, atmet er eine Weile gleichmäßig und langsam ein und aus. Er zögert kurz, taucht dann unter und schwimmt unter dem Felsen her. Dann wird er nervös und fragt sich: »Wie weit geht das noch?« Doch bald merkt er, dass es nicht dunkler wird. Er streckt eine Hand in die Höhe: Über ihm ist Luft, mehr als genug, wie es scheint. Vorsichtig taucht er auf.

Er taucht in einer kleinen Höhle auf, in die durch Ritzen in der Decke etwas Licht hereindringt. Von außen wird das wohl aussehen wie einer der »rauchenden« Felsen, die man in Rotorua überall findet. Während er sich langsam an die Halbdämmerung gewöhnt, entdeckt er eine Stelle, wo der Höhlenboden nicht von Wasser be-

deckt ist. Außerordentlich erleichtert steigt er aus dem Wasser, denn die Hitze ist fast unerträglich geworden.

Herbert sieht die beiden Glaskugeln, holt sie heraus und schaut sich ein bisschen um. Die »Höhle« verdient den Namen kaum. Sie hat einen Durchmesser von nur einigen Metern, und der größte Teil des Bodens ist mit heißem Wasser bedeckt. Nur an der Stelle, wo er sich befindet, ist ein schmaler Streifen ohne Wasser. Etwa eineinhalb Meter darüber ist ein schmaler Felsvorsprung und zu seiner Verblüffung sieht Herbert dort in einer Nische weitere Glaskugeln liegen. Er berührt sie vorsichtig: Sie sind glänzend-schwarz und scheinen fest angewachsen zu sein. Es reizt ihn, eine mit Gewalt herauszubrechen, doch dann erinnert er sich plötzlich an die zornigen Worte seines Vaters, als er seinerzeit den Heligramiten aus der Höhle mitnehmen wollte. Was immer dieses Naturwunder ist, er weiß, dass er es unberührt lassen soll.

Gerade als er im Begriff ist sich zurückzuziehen, sieht er auf dem Felsvorsprung noch etwas liegen, das offensichtlich jemand dort vergessen. Er ist ein bisschen enttäuscht, dass anscheinend schon jemand vor ihm an dieser Stelle war. Dieses Objekt ist ebenfalls schwarz und schaut wie ein breiter Fischhaken aus. Es ist erstaunlich glatt, nur an einer Stelle kantiger, als wäre hier einmal ein anderes Stück gewesen, das entweder abgetrennt oder abgebrochen wurde. Ohne viel zu überlegen, nimmt er es mit.

Er taucht mit den Kugeln und der Schnitzerei ins Freie, zieht sich schnell an und beeilt sich nach Hause zu kommen. Am Bett seiner Mutter sitzt seine sehr alte und weise Großmutter in ihrem Lieblingsrohrstuhl. »Du warst ziemlich lange fort«, meint seine Mutter. »Ich war ein bisschen spazieren, du weißt schon. Aber schau, was ich gefunden habe!« Herbert zieht die Fischhakenschnitzerei heraus und zeigt sie der Mutter. Die betrachtet sie eingehend und ruft aus: »Das ist wirklich eine wunderschöne Schnitzerei!«

Im nächsten Moment sind beide völlig verblüfft, als die Großmutter ihr die Schnitzerei energisch aus der Hand nimmt. Die Großmutter schaut sich das Stück genau an. Dann wendet sie sich an Herbert, blickt ihn fast ehrfürchtig an und sagt langsam: »Herbert, heute ist nicht nur dein Geburtstag, es ist ein unglaublicher Glückstag für dich! Was du gefunden hast, ist die Hälfte eines ‚Mindcallers‘. Irgendwo hat jemand die zweite Hälfte dieser Schnitzerei oder

wird sie finden und ihr werdet, so erzählen es die Legenden, durch die zwei Hälften zusammenfinden und Dinge erleben, die man sich kaum vorstellen kann.«

Dann erzählt die Großmutter ihm ein bisschen über die Legenden, die vom Erscheinen von »Mindcallern« berichten. »Herbert, du wirst ab jetzt diese Schnitzerei immer an einem Band um den Hals tragen. Niemand darf erfahren, was es wirklich ist. Aber keine Angst, es gibt zu jedem Zeitpunkt nur zwölf von uns Altehrwürdigen, die die Bedeutung dieser Schnitzereien kennen, und das meiste wissen wir auch nur vom Hörensagen. Aber wenn einer dieser zwölf die Schnitzerei an dir sieht, wird er wissen, dass du ein Auserwählter bist, und er wird dich nach besten Kräften unterstützen. Eines Tages, heute, morgen oder in ein paar Jahren, wird der Mindcaller auf einmal aktiv werden. Ab dann liegt alles bei dir.«

Herbert liebt die Maorimärchen und -legenden und als mehr empfindet er das, was er gerade gehört hat, auch nicht. Aber er folgt der Anweisung und trägt den Mindcaller von nun an. Die Jahre vergehen, ohne dass etwas Ungewöhnliches geschieht, und die Schnitzerei wird immer mehr ein Andenken an die Großmutter, die seinen fünfzehnten Geburtstag nicht mehr erlebt.

Über die Jahre hat sich Herbert weitgehend von seinem entsetzlichen Unfall erholt. Er arbeitet nun in den Souvenirläden von Whakarewarewa mit und ist stundenweise in einem Foodcourt in Rotorua tätig, um ein bisschen Geld zu erwirtschaften. Außerdem belegt er eine Reihe von Fernkursen, von denen nur seine Mutter weiß. Er saugt Wissen auf wie ein Schwamm. Er will nicht für immer Souvenirs verkaufen - oder als hellhäutiger Maori für die Kameras der Touristen posieren! Da er aufgrund seiner körperlichen Behinderung in seiner Jugend oft allein war, hat er sich ein wenig zu einem Einzelgänger entwickelt, aber seine Eigenbrötlerei wird von seinen Freunden gutmütig geduldet. Wenn Herbert sich nicht so um seine Mutter sorgen würde, wäre sein Leben durchaus erträglich. Leider wird ihr Gesundheitszustand, trotz seiner hingebungsvollen Pflege und der ihrer Großfamilie, immer schlechter. Herberts 17. Geburtstag ist vom schlechten Zustand seiner Mutter dramatisch überschattet. Wenige Tage später stirbt sie.



Der Nachmittag zwei Tage nach der Beerdigung, an dem er beschließt, den Mindcaller zu der unterirdischen Höhle zurückzubringen, wo er ihn gefunden hat, hat sich für immer in Herberts Gedächtnis gebrannt. Herbert beginnt sich langsam zu entkleiden und nimmt den Mindcaller in die Hand, um das Band zu entfernen, an dem er ihn immer getragen hat. Plötzlich »sieht« er etwas und er spürt, dass es vom Mindcaller kommt:

*Krauses Haar*  
*Verträumtes Gesicht*  
*Junge Kauribäume*  
*Maoriworte für Liebe*  
*Ausgestreckte Arme*

Der Mindcaller ist also doch mehr als eine alte Schnitzerei - er ist zum Leben erwacht! Ein Zufall, ein Wink des Schicksals? Jetzt, wo er seinen Mindcaller nach sieben Jahren, in denen er sich nicht gerührt hat, ablegen will, überbringt er plötzlich Botschaften? Eine Welle von Gefühlen einer neuen Dimension überschwemmt ihn. Sie sind so stark und neu, dass er sie, selbst wenn er wollte, nicht beschreiben kann. Natürlich wird er jetzt den Mindcaller nicht zurücklegen. Er hängt ihn sich wieder um und in den folgenden Wochen, Monaten und Jahren unterstützt und inspiriert ihn der Mindcaller. Er füllt ihn mit vertrauten Gefühlen und Erinnerungen aus der Vergangenheit, verbindet ihn mit der Natur, mit Mythen und Legenden und oft, so scheint es, mit wahren Berichten, in denen Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen.

Ein Erlebnis sticht besonders heraus. Er erinnert sich daran, wie er vor etwa sechs Monaten aus einem äußerst seltsamen »Traum« aufgewacht ist. Obwohl er schwitzt, ist ihm gleichzeitig eiskalt und er springt splitternackt aus dem Bett, um sich den gesteppten Bettüberwurf, den seine Mutter angefertigt hat, umzulegen. Er ist sich schwach bewusst, dass er von Berggipfeln umgeben ist. Seine Aufmerksamkeit gilt allerdings einer Gruppe von Bergsteigern, die wegen des beißenden Windes alle so ver mummt sind, dass man nicht viel von ihnen erkennen kann. Dennoch zweifelt er nicht, dass er die junge Frau sieht, der seine Liebe gehören wird. Die junge Frau, die die andere Hälfte des Mindcallers besitzt!

Herbert wird ganz mulmig, als er wieder in die Gegenwart zurückkehrt. Genau wie beim ersten Mal kann er den Caller unmöglich in die Höhle zurücklegen. Stattdessen umfasst er die Schnitzerei mit beiden Händen, um sie dazu zu bringen, ihm noch mehr zu zeigen. Plötzlich wird der Mindcaller warm, fängt an zu vibrieren und Herbert »sieht« ein anderes Bild: Ein Bergsteiger fällt einen Steilhang hinunter - er ruft laut: »Aroha ...«

Als die Vision verblasst, gehen Herbert tausend Fragen im Kopf herum. Wer ist da heruntergefallen? Und wo? Wann? Aber am allerwichtigsten ist, dass seine Mindcaller-Frau jetzt einen Namen hat. Und dann »sieht« er Aroha: untröstlich, aber umgeben von Freunden, die sie unterstützen. Der Mindcaller fühlt sich warm an und wirkt irgendwie beruhigend.

Von jetzt an denkt Herbert oft und voller Zuneigung an eine junge Frau namens Aroha. Nicht immer ist der Mindcaller aktiv. Herbert ahnt nicht, dass er als Hälfte ohnehin nur unregelmäßig arbeitet und nur dann, wenn die andere Hälfte von Aroha getragen wird.

*Vater pfeifend am Vordersegel im rauen Wind  
Mutter, Beeren sammelnd  
Altehrwürdige ermutigend blickend  
Lachende Teenager in einem heißen Badensee  
Messer, das unendlich langsam herniedersinkt*

Wo kommen diese Visionen her? Aus welcher Zeit, von welchem Ort? Nur aus der Vergangenheit?

Eines Abends schwimmt er mit einigen Freunden in einem der nur für Maoris zugänglichen Tümpel<sup>35</sup>. Man hat einige Dosen Bier getrunken, als plötzlich grundlos ein Streit ausbricht - wahrscheinlich nur, weil einer der Jungs eines der Mädchen beeindrucken wollte. Die Situation wird gefährlich: Ein junger Maori zückt plötzlich ein großes Messer, hebt es und versucht auf den anderen tödlich einzustechen.

35 Whakarewarewa stellt eine Kombination von einem »echten« Maoridorf mit heißen, dampfenden Tümpeln und regelmäßig ausbrechenden Geysiren dar, von denen der Pohutugeysir wohl der bekannteste ist. Es ist ein Mekka für Touristen, die zu Tausenden zwischen 9 und 17 Uhr auf dem Gelände herumlaufen. Danach gehört das Areal aber ausschließlich den Dorfbewohnern, die dann, wie es bereits ihre Vorfahren seit Generationen getan haben, in einigen der heißen Tümpel schwimmen gehen.

Herbert sieht es mit Entsetzen. »Das darf nicht geschehen«, fleht er inständig. Zu seiner Verwunderung verlangsamt sich der Stoß mit dem Messer, sodass der, dem dieser Angriff galt, leicht ausweichen kann. Der Stimmungsumschwung ist vollständig: Die beiden Kämpfer geben sich die Hand und die Feier am heißen Tümpel geht weiter. Erst Jahre später wird Herbert die Bedeutung dieses Vorfalls verstehen.

Herbert hilft weiterhin im Maoridorf mit und arbeitet in Rotorua. Er studiert eingehend alle möglichen Fachgebiete, um sich für die Zukunft vorzubereiten von der niemand weiß, was sie bringen wird. Und er lauscht immer wieder dem Mindcaller. Als dieser, wie nach Kevins Tod, mehrere Jahre verstummt, vermisst ihn Herbert. Aber irgendwie fühlt er, dass der Mindcaller eines Tages wieder zum Leben erwachen und dann für immer aktiv bleiben wird.

## 12. Die Alten von Aotearoa - Neuseeland.

**Februar 2007**

Alle Träume und alles Glück erlöschen in Aroha an dem Tag, als Kevin stirbt. Er war im Begriff gewesen eine besonders schwierige Felswand zu durchqueren, als er abstürzte.

*Vorsichtig der steilen Wand entlang  
Winzige Vorsprünge nützend  
Steigeisen auf dem Felsen  
Das einzige Geräusch.  
Ein zerbrochener Körper  
Am Fuß der Felswand.  
Große friedliche Stille  
Ein toter Mensch  
Oder eine befreite Seele?*

Aroha fühlt sich in ihrer Trauer gefangen wie in der wilden Brandung eines Sturms an der Westküste. Welle um Welle überwältigt sie und der Tumult und das Getöse in ihr ist so groß, dass sie kaum ein Wort versteht, das man zu ihr spricht.

Sie streuen Kevins Asche unter den Kauribäumen im verborgenen Tal.

Allmählich kämpft sich Aroha zurück ins Leben. Sie wirft sich in die Arbeit, schafft es irgendwie zu unterrichten und zu forschen. Und sie gelobt ein Häuschen auf der Lichtung Aorama zu bauen, als Erinnerung an Kevin. Es wird ihr bewusst, wie liebevoll ihre Freunde versuchen, sie zu unterstützen. Sie bitten sie, mit ihnen das verborgene Tal zu besuchen, und Aroha stimmt zu, aber es gibt keine Zeichen einer anderen Welt. Sie versuchen Aroha dazu zu bringen, sich wieder mit dem Kapakapa zu beschäftigen, aber Aroha hat ihn abgelegt und will nichts davon wissen. Auch nicht von Mikes Idee, ihn einmal im Physiklabor zu durchleuchten und zu untersuchen, ohne ihn im Geringsten zu beschädigen.

Aroha bleibt unerbittlich: Sie will nicht über den Kapakapa reden, sie will nicht mit ihm experimentieren, sie will ihn niemandem zeigen. Sie wiederholt innerlich immer wieder, dass dies falsch wäre, ganz falsch.

Ein Jahr vergeht und dann noch eines. Das Häuschen auf Aoroma ist fertig, aber sie benutzt es wenig. Mike und Jeannie sind mit ihrem eigenen Leben vollauf beschäftigt. Kalina hat ein Stipendium für eine postgraduale Ausbildung an einer guten Universität in Nordamerika angenommen. Die Unterhaltungen zwischen Aroha und Kalina werden immer unpersönlicher: zunächst noch das eine oder andere Telefongespräch, dann immer kürzere E-Mails. Aroha ist erschreckt und traurig.

Mitten in einer Nacht wacht sie plötzlich auf und es durchzuckt sie mit völliger Klarheit: Sie hat die zwei Menschen verloren, die sie am meisten liebte: Kevin und Kalina.

Wieder fühlt sie sich wie in übermächtigen Wellen einer Brandung aus Trauer und Verzweiflung und sie findet nicht mehr die Kraft sich zu wehren. Sie gibt die Musik auf, sie zieht sich von allen Aufgaben zurück, so weit wie möglich. Alles ist jetzt sinnlos, ist nur Geräusch, Lärm, Nichtigkeit.

Mike und Jeannie, so beschäftigt sie sind, kümmern sich noch immer um Aroha, doch Aroha weist sie meist (oft auch brüsk) zurück. Als Aroha einmal in einem helleren Moment mit einem gewissen Schuldgefühl analysiert, warum sie Jeannie und Mike immer wieder vor den Kopf stößt, wird es ihr klar, dass es eigentlich Neid ist: Neid, dass sich die beiden lieben, zueinander stehen und glücklich sind, während die Scherben ihres Glücks unwiderruflich am Boden liegen.

Viel Zeit vergeht, bis Aroha wieder einmal in das verborgene Tal geht. Das Häuschen ist natürlich leer, leerer als leer, wie die äußere Hülle einer sich häutenden Schlange: nutzlos und hässlich. Die Amaretto-Flaschen stehen nicht mehr auf den Regalen, die Gläser mit dem blauen Stiel sind leer und verstaubt. Der Geruch von Ratten kommt aus jeder Ritze und jedem Regal. Es ist vollkommen ruhig, sogar die Vögel scheinen zu trauern. Immer wieder taucht dieselbe Frage in Arohas Kopf auf: »Waren die goldenen Jahre wirklich nur ein Hirnospinnweb meiner blühenden Fantasie?«

Aroha ist fast froh, dass sie im verborgenen Tal nichts Ungewöhnliches findet. Zumindest ist auch die »Frau der Nacht«<sup>36</sup> dann jetzt

36 Die »Frau der Nacht«, Hineitepo, die Todesgöttin der Maoris.

nicht in der Nähe, denkt sie. Sie beginnt sich in der »Kathedrale« an den Tag in der Höhle von Mutter Erde zu erinnern und es fällt ihr auf einmal auf, dass sie nach dem Tode Kevins die Todesgöttin nie mehr sah. Sie versteht auf einmal, dass das Erscheinen dieser »Frau der Nacht« nicht, wie sie irrtümlich vermutet hat, ihrer Großmutter, sondern Kevin gegolten hat. Und das Tiki, das Kevin fand, war demnach auch ein Unglückszeichen gewesen: Sie ist jetzt froh, dass es niemals mehr gefunden wurde.

Ein weiteres langes Jahr vergeht. Dann trifft sie eines Tages den Physiker Marcus, der ein guter Freund von Mike gewesen ist. Sie gehen zusammen zu einem Mittagessen in der Kunstgalerie unterhalb der Universität. Es spricht sich so leicht mit ihm, dass Aroha ihm auf einmal viel von Kevin und seinem Tod erzählt. Marcus hört aufmerksam zu.

Aroha hat das Gefühl, dass Marcus in einer sehr ungewöhnlichen Weise über manche Dinge und Ereignisse denkt, obwohl sie nicht genau sagen kann, woher sie dieses Gefühl bezieht. Außerdem scheint er sehr an ihrer Forschung über visuelle Kommunikation, die sie seit einiger Zeit zusammen mit Jeannie durchführt, interessiert zu sein.

Sie treffen sich einige Male und Aroha lädt Marcus schließlich zu einem Abendessen in ihre Wohnung ein. Es ist der erste Abend, an dem Aroha zwischendurch den Schatten der Trauer hinter sich lässt. Sie unterhalten sich gut und lachen miteinander.

Marcus, so stellt sich heraus, liebt die Inseln um Neuseeland herum und hat sich sogar auf Great Barrier Island ein Grundstück gekauft, ein Haus gebaut und wohnt dort mit seiner Frau Maria und seinem dreijährigen Sohn Stefan. Sie erwarten in Kürze weiteren Nachwuchs, erzählt er, und sie müsse unbedingt einmal zu ihnen kommen.

»Ist es dort nicht sehr einsam?«, wundert sich Aroha. Marcus schaut sie lange an, dann meint er: »Es gibt schon oft Gründe, warum man einsam sein will. Aber wir haben eine kleine Firma hier in Auckland, wir leben also nicht ganz als Einsiedler.«

Aroha merkt, dass Marcus an diesem Tag dazu nicht mehr erzählen will, und wendet sich wieder harmloseren Themen zu: »Marcus, kennst du die heißen Quellen, die in einem Fluss fast in der Mitte der Insel versteckt sind?« Marcus lacht: »Dort waren wir einmal zu

Weihnachten«, sagt er und beide erzählen sie dann Geschichten, wie sie selbst in der Wildnis manchmal beim Nacktbaden von Touristen überrascht wurden. »Die Europäer machen dann meistens gleich mit, aber die Amerikaner sind immer ganz entsetzt«, amüsieren sich beide.

Aroha spürt, dass sie so viel gemeinsam haben, dass sie ihn am Ende des Abends einlädt, einmal ins verborgene Tal zur »Kathedrale« zu kommen, zu den Kauribäumen, wo die Asche von Kevin verstreut wurde.

Mike und Jeannie kommen bei diesem Ausflug auch mit. Auf der Lichtung setzen sie sich in die glänzende Wiese (»Aorama«, flüstert Jeannie geheimnisvoll) und genießen ein einfaches Essen mit einem Glas Weißwein. Dann steigen sie in das Tal hinunter. »Da ist eine Gruppe von Kauris«, zeigt Aroha. »Diese sind älter als die unten im Tal, aber die weiter unten haben für uns eine sehr besondere Bedeutung. Gehen wir dorthin.«

Marcus ist von der »Kathedrale« beeindruckt. »Und das sind die beiden jungen Kauris, die ich vorher kurz erwähnte und die mir so viel bedeuten. Hier beginnt eine recht verrückte Geschichte und hier haben wir die Asche von Kevin verstreut.«

Mike und Jeannie werfen sich so deutlich Blicke zu, dass Marcus schließlich sagt: »Es gibt offensichtlich etwas, was ich nicht verstehe.« Aroha schaut das Amulett an, das Marcus trägt, das fast ein »Markenzeichen« von ihm ist, und sagt dann, zögernd und stotternd: »Ja, vor vielen Jahren habe ich bei den jungen Kauris einen alten Anhänger gefunden, der mir viel bedeutet und der sehr ungewöhnlich ist.«

Mike und Jeannie sind wie vom Donner gerührt: Aroha ist im Begriff, ihr größtes Geheimnis zu verraten an jemanden, den sie erst einige Monate kennt. Sie warnen Aroha, indem sie sie unterbrechen: »Der Anhänger hat mit alten Maorimythos zu tun und die Geschichte ist ein Geheimnis. Bitte betrachte uns nicht als unhöflich, wenn wir nicht mehr sagen dürfen.«

Marcus nickt: »Es gibt immer Dinge, über die man nicht reden soll, ich verstehe das.« Und wie er es sagt, wird klar, dass es keine leeren Worte sind, dass er mehr zu verbergen hat, als sie sich wohl vorstellen können.

Aber Aroha fällt allen ins Wort: »Es ist in Ordnung. Marcus darf das Geheimnis des Kapakapa erfahren. Ich weiß, ich fühle es, ich bin sicher, dass er es nicht weitergeben und uns glauben wird, und wer weiß ...«, sie spricht nicht weiter. Nun gibt es bei den dreien kein Halten mehr. Ungeordnet erzählen sie Marcus, wie der Kapakapa gefunden wurde und was er beim ersten Ausflug bewirkte.

Marcus ist sehr interessiert: »Verstehe ich dass richtig: Ihr seid zwischen den beiden jungen Kauris durchgegangen in, wie es sich herausstellte, eine andere Welt und eine andere Zeit?« Alle drei nicken. »Nun, zurzeit ist hier nichts Besonderes zu merken.« »Ja, es schaut so aus, dass nur, wenn Aroha den Anhänger trägt und ‚jemand‘ oder ‚etwas‘ sie ruft, das ‚Tor‘ in die andere Welt offen ist.«

»Kann ich den Anhänger sehen?«, fragt Marcus Aroha. »Ja, natürlich. Nur trage ich ihn nicht mehr und so liegt er jetzt in meiner Wohnung.« »Darf ich euch drei morgen auf einen Kaffee einladen?«, fragt Marcus, »Dann können wir ausführlicher reden und ich würde sehr gerne den - wie nennt ihr ihn? Kapakapa sehen.«

Am nächsten Morgen treffen sich Marcus und Aroha und sprechen über die letzten Entwicklungen im Bereich visuelle Kommunikation. Nach einigen Stunden hat Aroha das Gefühl wieder wirklich zu leben. Es ist wunderbar! Sie wird von neuen Gedanken und Ideen überfallen wie seit Jahren nicht mehr. Als sie sich später wie vereinbart alle auf einen Kaffee treffen, kommt es ihr so natürlich und schön vor wie vor vielen Jahren.

Sie gibt Marcus den Kapakapa. Er hält ihn gegen das Licht und nickt: »Ja! Das ist ein ganz ungewöhnliches Artefakt. Es ist viel mehr, als es scheint. Es ist viel zu schwer und lässt absolut kein Licht durch. Es gibt vor, eine Obsidianschnitzerei zu sein, aber es ist etwas weit Komplexeres. Wer das wohl hergestellt hat?«

Er überschüttet Aroha mit Fragen. Aroha merkt, dass Marcus seine Aufregung kaum unter Kontrolle halten kann. Aroha wundert sich, dass ihn die grauen Punkte an einem Ende besonders interessieren. Sie will wissen warum, aber er weicht aus: »Ich weiß auch nicht, warum ich sie so besonders interessant finde. Aber ich frage mich, ob es nicht eine Art chemische Kontaktpunkte sind, die die Verbindung mit dem Träger herstellen.«

»Aroha, wann hast du den letzten ‚Ruf‘ erhalten?« »Keinen seit



dem Tod von Kevin.« »Ich verstehe. Ich habe einmal einen sehr nahen Freund verloren und dann war ich lange Zeit ohne Fokus und irgendwie nur halb am Leben.«

Langsam, fast ehrfürchtig, hängt sich Aroha den Kapakapa um den Hals, das erste Mal seit Jahren. Sie hält ihn fest mit einer Hand und schließt die Augen, während alle am Tisch den Atem anhalten. Und fast sofort »sieht« Aroha ihre Großmutter:

Sie winkt! Sie winkt, Aroha soll zu ihr kommen.

Arohas Gesicht strahlt: »Ich habe gerade meine alte Großmutter gesehen und sie hat mir zugewunken, ich solle kommen!« »Das ist wunderbar«, freut sich Jeannie und diese Freude strahlt auch aus den Augen von Mike, Marcus und Aroha. »Nun, fahren wir zu ihr hinauf? Sie lebt doch irgendwo im Norden, oder?«, fragt Mike. »Ich rufe sie heute Abend an. Seid ihr alle am Wochenende frei?«

Alle sagen natürlich zu, innerlich andere Dinge zurückstellend. Auch bei Marcus ist es nicht anders: Er wird Maria erklären müssen, warum er einen Teil des Wochenendes nicht bei ihr sein kann. Und er muss Aroha bald überreden, sie auf Great Barrier Island zu besuchen, damit sich Maria auch mit Aroha anfreunden kann. Er ist sicher, dass sie gut miteinander auskommen werden.

Am Abend ruft Aroha ihre Großmutter an: »Wie geht es dir, Großmutter?« »Mir geht es wirklich gut. Es ist schön von dir zu hören. Ich habe mir schon Sorgen gemacht, weil du dich so lange nicht gerührt hast. Und dann habe ich von Kevins Tod gelesen und wusste, dass das für dich sehr schlimm gewesen sein muss. Geht es inzwischen wieder?« »Ja, es geht bergauf. Ich habe wundervolle Freunde, die mich unterstützen.«

Sie reden noch über viele Details, doch dann wird Aroha wieder ernst: »Du wirst dir denken, dass ich alt genug bin, um das hinter mir zu haben, aber ich bin auf einer langen Reise gewesen, um mich, meine beiden Kulturen und die alten Geschichten zu verstehen.« »Darüber würde ich gerne mehr hören«, ist die ruhige Antwort der Großmutter. »Glaubst du, du kannst mich in nächster Zeit einmal besuchen?« »Würde es dir was ausmachen, wenn ich drei Freunde mitbringe? Das Geheimnis, das ich dir erzählen muss, ist auch ihr Geheimnis.« »Natürlich! Bring sie mit. Je mehr kommen, umso lustiger wird es«, lacht die Großmutter leise.

Also sitzen sie am nächsten Samstag zu viert in Mikes altem Auto und fahren nach Norden. Aroha wird von der Großmutter mit einer langen Umarmung empfangen, die Freunde herzlichst begrüßt. Von allen Seiten laufen Kinder herbei, um die »Fremden« zu sehen. Aroha erkennt einige, doch es sind viel mehr als beim letzten Mal, kommt ihr vor.

Als Aroha dann Zeit hat, sich ein bisschen umzusehen, ist sie angenehm überrascht. Alles schaut neuer, frischer aus, als sie es in Erinnerung hat. Das Versammlungshaus ist neu in der traditionellen Ockerfarbe gestrichen, die ausgebrochenen Stücke von Pauimuscheln sind ersetzt, der Boden ist teilweise erneuert. Selbst die Hühnerställe scheinen neu zu sein, die staubigsten Stellen des Marae sind asphaltiert, neue Büsche und Bäume sind gepflanzt.

Sie muss nicht lange fragen, um die Erklärung zu erhalten: Die Siedlung erhielt eine substanzielle Summe, als sie bereit war, als Kolhanga Reo, als »Maori Sprachnest« zu fungieren. Darum also auch die zahlreichen Kinder! Die Eltern von vielen Nachbarorten schicken jetzt ihre Kinder hierher, damit sie alte Maorikultur und die Maorisprache lernen können.

Und Großmutter schaut, so kommt es Aroha vor, jünger und energiegeladener vor. Sie genießt es, noch einmal als weise Kepa ein Vorbild und eine Lehrerin in alten Traditionen sein zu können.

Für den Abend ist ein großes Hangi<sup>37</sup> geplant, um die Heimkehr Arohas zu feiern. Die Männer und Burschen zünden ein Feuer an, um die Steine, auf denen das Essen gegart werden wird, auf mehrere hundert Grad zu erhitzen. Das Fleisch wird inzwischen vorbereitet: Lamm, Wildschwein und normales Schweinefleisch. Aroha und ihre Freunde helfen den Frauen einen Sack voll Gemüse herzurichten: Kartoffeln, Kumaras<sup>38</sup>, Pastinak<sup>39</sup> und Kürbis. Dann wird ein Fleisch-Gemüse-Gemisch in Aluminiumgeschirr<sup>40</sup> gefüllt, zugedeckt und ist damit so weit, dass man es in die mit heißen Steinen ausgelegte Grube stellen kann.

37 Ein Fest, bei dem ein Essen aus Fleisch und Gemüse in einem Erdloch gekocht wird, wie es überall im Südpazifik in Varianten üblich ist.

38 Kumaras sind die Süßkartoffeln der Südsee. Sie gedeihen auch im Norden von Neuseeland.

39 Pastinak ist eine cremefarbige Wurzel, die unter »Parsnip« auch in Nordamerika bekannt ist.

40 Das »Aluminiumgeschirr« besteht aus Überbleibseln von Take-Away-Dinners und entspricht nicht »ganz« der echten Maoritradition.

Dazu werden die einzelnen »Schüsseln« noch in ein Drahtgestell geschoben, dann wird das Ganze vorsichtig in die Grube gelassen, alles wird mit nassen Säcken zugedeckt und schließlich mit Erde überschüttet. Nun gart das Gemisch längere Zeit, ohne dass wertvolle Geschmackstoffe verloren gehen.

Neben der Erdgrube wird in Töpfen über offenem Feuer eine Fischsuppe mit vielen Arten von einheimischen Muscheln und Meerestieren gekocht. Es beginnt verführerisch zu duften!

Langsam wird es dämmrig. Ein Gesang im Rhythmus von Holztrommeln schwillt immer stärker an, als mehr und mehr Trommeln die Stimmen auffordern, lauter zu singen. Aroha und ihre Freunde sitzen, umgeben von alter Musik, die nur da und dort durch das Schlürfen einer Suppe, das Auslöffeln des weich gegarten Fleisches und Gemüses unterbrochen wird. Wie der sanfte Abendwind so weht auch die Musik durch den Marae auf das Meer hinaus. Die ersten jungen Männer und Mädchen beginnen ihre traditionellen Tänze.

An diesem Abend ist hier die Welt, wie sie sein soll. Mehr ist nicht notwendig. Mit ein wenig Wehmut denkt Marcus an sein stattliches Haus auf Great Barrier Island. Wird es ihm je gelingen, dort eine Dorfstimmung wie diese verwirklichen zu können? Wird ihre »Kolonie« von Sonderbegabungen je so zusammenwachsen wie diese alten Maorigemeinschaften?

Die Musik, der Tanz und die Umgebung rühren Aroha wie seit Jahren nichts mehr. Sie lehnt sich an ihre Großmutter und spricht mit ihr flüsternd. Die Freunde hören schweigend zu. »Großmutter, es gibt etwas, was ich meine Freunde gebeten habe als Geheimnis zu bewahren. Ich möchte es aber auch dir erzählen, wenn es dir recht ist.« »Ich werde gerne alles hören, was du mir erzählen willst«, meint die Großmutter lächelnd.

Aroha setzt fort: »Als ich zuerst in die Stadt kam, da war ich sehr, sehr einsam. Ich bin oft, meist per Autostopp, in die Waitakeres gefahren. Oberhalb des Karekarestrandes habe ich ein ‚verborgenes Tal‘ entdeckt. Das Herz des Tales, ein aus Büschen und Bäumen natürlich entstandener Raum, den ich die ‚Kathedrale‘ nannte, habe ich zunächst nie jemandem gezeigt und offenbar war dort seit langer Zeit kein Mensch mehr gewesen. Es schien fast wie ein heiliger Platz und ...«

»Und?«, fragt die Großmutter, als Aroha zögert. »Und dort fand ich das«, sagt Aroha und zieht den Kapakapa heraus. Die Großmutter schaut ihn genau an. Nach einer langen Pause fragt sie vorsichtig: »Glaubst du, dass der Kapakapa besondere Eigenschaften hat?«

»Ja, es ist schwer zu erklären. Aber wenn ich ihn halte und die Augen schließe, dann ‚sehe‘ oder ‚höre‘ ich oft eigentümliche Dinge. Selbst wenn ich die Augen nicht schließe, sehe ich oft Gegenstände anders, als sie wirklich sind. Es ist so, als hätte ich ein zusätzliches Sinnesorgan, und manchmal verbindet es mich mit anderen Menschen, mit Mythen, mit der Natur. Ich habe dich, Großmutter, durch mein Kapakapa mehrmals gesehen und du hast mir zugewunken. Es ist so unglaublich, dass mir auch meine Freunde nicht geglaubt haben, bis sie einen Teil selbst erleben konnten. Glaubst du mir, Großmutter? Hast du je von etwas Ähnlichem gehört?«

Die Großmutter schweigt lange. »Ich werde als Zeichen des Respekts für mein Alter inzwischen die ‚Altehrwürdige‘ genannt ... Ihr Kinder habt also, wenn ihr mich nur ‚die Alte‘ nanntet, gar nicht so daneben gegriffen. Die Altehrwürdigen unter uns geben Informationen über Generationen weiter, aber nur an Auserwählte, eben an die nächste Generation von Altehrwürdigen. Daher weiß ich ein bisschen über den Kapakapa, obwohl ich nie geglaubt habe, einen einmal in den Händen halten zu können.«

Die Großmutter nimmt einen Löffel Suppe, bevor sie weiter spricht: »Weißt du, Aroha, warum das eine Ende so eigentümlich geformt ist?« »Nein, wir haben uns auch schon oft gefragt. Es ist, als würde ein Stück fehlen.«

»Ja, so ist es. Dein Kapakapa ist uralte, wir sagen: etwas vom Anfang der Zeit. Die Großen, Schlanken, die ohne Haare auf dem Kopf, die in diesem Land lebten, lange, lange, bevor unsere Leute aus der Südsee kamen, die haben das hergestellt. Dein Stück war einmal mit einem zweiten kleineren verbunden. Die zwei Teile zusammen sind mächtiger als jedes Einzelteil. Was du hier hast, ist die Hälfte eines ‚Vermittlers‘ oder ‚Mindcallers‘, wie es bei uns genannt wird. Er kann akustische und visuelle Signale (Aroha zuckt zusammen, als ihre Großmutter so technische Ausdrücke verwendet ... doch diese lächelt nur verstehend) in einer ungewöhnlichen Form vermitteln, er kann besser als ein Telefon die Verbindung zwischen Menschen herstellen, ja er erlaubt, so sagt man, sogar in gewisser Weise Blicke

in die Vergangenheit.« Aroha und die drei Freunde sind wie vom Donner gerührt. Sie haben jahrelang nach Erklärungen gesucht und Arohas Großmutter weiß darüber Bescheid, so als wäre es nur ein anderer Maorimythos. Die Großmutter erzählt weiter:

»Niemand weiß, wann und warum die Kahlköpfigen verschwanden. Niemand weiß genau, welche Artefakte sie hinterließen und was diese können. Aber es scheint so, dass das Wissen der Kahlköpfigen größer war als alles das, was heute an Universitäten gelehrt wird, nur verwendeten sie offenbar andere Methoden. Hin und wieder wird ein Mindcaller wie dieser gefunden. Du musst dazu noch etwas wissen: dein Teil des Mindcallers könnte nicht aktiv sein, wenn der zweite Teil nicht auch einen Menschen berührt hat.«

Aroha wird es schwindlig: »Heißt das, dass jemand anderer den zweiten Teil gefunden hat?« »Ja«, antwortet die Großmutter, »aber nachdem dein Mindcaller noch vor wenigen Tagen aktiv war, wird der andere Teil von irgendeiner Person auch zurzeit getragen. Du solltest diese Person finden. Die Legenden sagen, dass zwei, die sich so finden, zusammengehören wie die Teile des Kapakapa.«

»Aber wie soll ich diese Person finden?«, fragt Aroha. »Dein Kapakapa und die Zeit werden dir helfen. Halte jetzt deinen Kapakapa fest, schließe die Augen und stell dir ganz fest deinen Kapakapa vor, wie er ausschauen würde, wenn der fehlende Teil eingesetzt ist.«

Aroha kann den vollständigen Kapakapa deutlich »sehen« und dann auch Vater Himmel, Mutter Erde, einen Teil der Höhle ... und plötzlich, von weit weg »hört« sie eine neue Stimme, fragend:

*Aroha?*

Sie zuckt zusammen und öffnet die Augen: »Von weit weg, aber von dieser Insel hat mich jemand beim Namen gerufen«, flüstert sie. »Du erinnerst dich doch, was dein Name bedeutet, oder?« Die Großmutter schaut Aroha fragend an. Fast unhörbar flüstert Aroha: »Liebe.«

Nach einer längeren Pause spricht wieder die Großmutter: »Ich glaube, du musst jetzt zurück in die Stadt. Deine Studenten brauchen dich. Du musst deine Forschung abschließen. Du wirst mit Marcus zusammenarbeiten wollen, sein Team weiß von Dingen, von denen du und ich nichts wissen.«

Marcus sagt kein Wort, aber er schaut die Großmutter offen und lange an. Wie kommt es, dass diese Frau so viel weiß?

»Aroha, du wirst den Besitzer der anderen Hälfte des Kapakapa finden und ihr werdet mindestens Freunde werden. Du musst nicht drängen, Schicksal und Kapakapa arbeiten immer Hand in Hand, sagt man. So wie der Kapakapa einmal ganz sein wird, wirst auch du wieder ganz werden.«

Ein warmes Gefühl breitet sich in Aroha aus. Das letzte Eis in ihrer Seele schmilzt. Mike, Jeannie und Marcus sind nahe an sie herangerückt. Und irgendwie spürt sie auch Kevin. Wie froh wäre er, wenn er wüsste, dass einige ihrer Theorien über den Kapakapa richtig waren! Als Aroha aufstehend in die Augen ihrer Großmutter blickt, weiß sie: Es wird alles richtig werden.

### **März 2007 bis November 2011**

*Herbert und Aroha sind sehr enttäuscht, dass der Mindcaller sie zwar in eine lose Verbindung gebracht hat, aber ihnen nicht hilft einander zu finden. Kurz nachdem Aroha Marcus getroffen hat, unterschreibt sie einen Vertrag mit einer Forschungsgruppe über visuelle Kommunikation. Jeannie war ursprünglich für diese Aufgabe vorgesehen, doch zog sie es vor, mit Mike in Auckland zu bleiben. Für Aroha bedeutet das, dass sie zwar das Anwesen von Marcus auf Great Barrier Island mehrmals besucht<sup>41</sup>, sie aber nie »formell« Mitglied von Marcus' Team wird.*

*Das Team von Marcus wächst über die Jahre weiter und umfasst nun eine Reihe von Parabegabungen. Marcus ist ein starker Telekinet, Maria ist eine Paraseherin, ihr Sohn Stefan kann sich mit Tieren verständigen und ihre Tochter Lena ist eine Paraspäherin, d. h., sie kann erkennen, wenn andere Menschen eine Parabegabung besitzen. Cynthia kann Teile von Erinnerungen in Menschen auslöschen und sie ist (ähnlich wie die Parabegabungen Monika, Klaus und Barry) in den letzten Jahren zur Gruppe dazugestoßen.*

*Es ist eine zufällige Verkettung von Umständen, die schließlich Aroha und Herbert doch zusammenführt: Lena bemerkt in einem Restaurant in Rotorua einen Mann mit einer besonderen Ausstrahlung, erzählt aber ihren Eltern erst viel später, dass dieser Mann offenbar die zweite Hälfte des*

41 Siehe »Xperten: Der Paradoppelgänger«

*Mindcallers besitzt: »Er heißt Herbert und arbeitet in dem mexikanischen Restaurant in Rotorua.« So erfährt Aroha endlich, wo sie Herbert finden kann.*

Es ist ein Freitagabend im November 2011. Aroha geht das erste Mal in das mexikanische Restaurant in Rotorua. Herbert reagiert, indem ihm das Glas Tequila, das er gerade servieren will, aus der Hand fällt. Er lächelt Aroha nur an und sagt: »Es ist gut, dass dieses Glas gefallen und zerbrochen ist. So werden wir uns immer besonders leicht an unser erstes Treffen erinnern.«

## 13. Der Mindcaller: Zwei Hälften und ein Ganzes

### Ende November 2011

In einer abgeschiedenen kleinen Bucht auf Waiheke, einer Insel im Hafen von Auckland, liegt Aroha, eine junge Frau, alleine am weißen Strand und badet ihren goldglänzenden Körper in der Sonne. Sie trägt nichts weiter als eine seltene Obsidianschnitzerei an einem aus Flachsfasern geflochtenen Band um ihren Hals. Das ist ihre Hälfte des Mindcallers. Ein Beben geht durch ihren Körper und sie dreht sich auf den Rücken. Eine Mischung von Aufregung und Besorgnis durchströmt sie. Sie ist aufgeregt, weil Herbert, Mike und Jeannie in ein paar Stunden ankommen werden, um die beiden Hälften des Mindcallers zusammenzufügen. Aroha ist allerdings auch besorgt, denn sie erinnert sich an den Schrecken, den ihr der Mindcaller versetzt hat, als er sie zum ersten Mal seine Kraft spüren ließ und sie sich bewusst wurde, dass diese Kraft sich auf ihren Verstand auswirken könnte.

Aroha ist zu ihrer Lieblingsbucht gekommen, um zu versuchen, ihr Gleichgewicht einigermaßen wiederzugewinnen. Ihr geht alles zu schnell. Sie ist der Überzeugung, dass Herbert und Marcus<sup>42</sup> sie zu sehr drängen. So erreichte sie an diesem Morgen eine weitere dringende E-Mail von Marcus, in der er sie bittet, eine aktive Rolle in der SR-Inc.<sup>43</sup> zu übernehmen. Dieses Mal hat er angedeutet, dass sich für sie und Herbert ein Auslandsauftrag ergeben könnte.

Auch wenn sie Marcus vom Gefühl her mag und ihm vertraut, würde Aroha schon gerne wissen, was es mit Marcus' Firma auf sich hat. Aufgrund der Verantwortung, die er für die SR-Inc. trägt, erscheint Marcus oft sehr ernst, obwohl er eine heimliche Liebe für Weib, Wein und Gesang besitzt, die sich manchmal völlig unerwartet offenbart.

Arohas größtes Problem im Moment ist ihre Beziehung zu Herbert. Zweifellos geht Herbert davon aus, dass sie beide ein Paar sein sollten. Sie hat mitunter das Gefühl, dass tief in ihrem Herzen ihre

42 Siehe Xperten: »Der Telekinet« und Xperten: »Der Paradoppelpgänger«

43 SR-Inc. steht für »Salvage and Rescue Inc.«. Diese Gesellschaft wurde von Marcus als Tarnung für seine Gruppe gegründet, deren Mitglieder über parapsychologische Fähigkeiten wie Telekinese und Telepathie verfügen.



Zuneigung noch immer Kevin gilt - ihrem langjährigen Partner, der vor über acht Jahren bei einem Kletterunfall unter tragischen Umständen ums Leben kam.

Aroha streckt sich und schaut dabei über ihre Schultern zur Klippe hinauf. Die Silhouetten der Kiefern am Gipfel zeichnen sich im goldenen Schleier feiner Gischt ab. Angesichts dieses schönen Anblicks schweifen ihre Gedanken ab. Sie setzt sich auf und denkt, wie bereits so oft, dass dies der schönste Platz auf der Welt ist.

Auf der Wasseroberfläche beginnen sich ungewöhnliche Muster zu bilden. Seidene, glatte Stellen dunkelgrünen Wassers heben sich von aufgewühlter Gischt ab und sie fragt sich, ob ihr Mindcaller wieder Dummheiten macht. Sie überlegt besorgt, was passieren wird, wenn beide Hälften des Mindcallers zusammengesetzt werden. Sie befürchtet, dass er außer Kontrolle geraten könnte.

Ihre Gefühle sind nach wie vor gemischt und ihr wird mit einem Mal bewusst, dass es Zeit ist sich anzuziehen und die anderen am Kai zu treffen. Es ist ein fröhliches Wiedersehen mit sehr vielen Umarmungen! Während sie am Ufer entlang zum Auto gehen und dabei alle durcheinander reden, hält Herbert plötzlich inne. Er zeigt auf eine handgeschriebene Anschlagstafel, auf der es heißt: »NZs erste GE-freie<sup>44</sup> Zone!« und fragt: »Was bedeutet das?«

»Das ist etwas, auf das die Bewohner von Waiheke stolz sind«, erklärt Aroha. »Sie haben eine Website eingerichtet, auf der die Mehrzahl der Bewohner ihre Grundstücke für ‚Gentechnik-freie Zonen‘ erklären.«

»Ich nehme an, das hängt auch damit zusammen, dass die Neuseeländer stolz darauf sind, ein atomwaffenfreies Land zu sein«, meint Jeannie.

»Ja. Erinnert ihr euch noch, als wir uns mit den Franzosen angelegt haben wegen der Versenkung der Rainbow Warrior<sup>45</sup>?«, erwidert Mike, worauf die anderen nachdenklich nicken.

In Arohas Ferienhaus, das mit Blick aufs Meer auf einem Hügel liegt, essen sie schnell zu Mittag. Sie alle haben nur einen einzigen Gedanken. Was wird passieren, wenn die beiden Mindcaller vereint sind?

Auf Arohas Vorschlag hin gehen sie hinunter zu deren Lieblingsstrand und lassen sich dort in einem Kreis nieder. Herberts Unge-

44 NZ: Akronym für Neuseeland, GE: Akronym für Genetic Engineering (Gentechnologie)

45 Greenpeace-Schiff, das beim Protest gegen Atombombentests eingesetzt wurde.

duld wird deutlich, als er sich mit seiner Schnitzerei in seiner Kleidung verheddert, während er versucht sie herunterzureißen. Aroha nimmt ihre langsamer, fast andächtig ab. Wie zuvor vereinbart, übergeben beide ihre Teile an Mike, der eine eher neutrale Rolle spielt. Er betrachtet beide Hälften intensiv und ist sich offensichtlich nicht sicher, wie sie zusammenpassen.

Aroha, die den Mindcaller in einer geistigen Wahrnehmung als Ganzes gesehen hat, meint: »Pass auf, ich werde ihn dir in den Sand zeichnen - wie er aussehen soll.« Mit der Zeichnung im Sand als Vorlage richtet Mike die beiden Teile aus und presst sie leicht zusammen, worauf sie sich zu einem nahtlosen Ganzen zusammenfügen.

Einige Augenblicke lang passiert nichts, niemand sagt ein Wort. Dann hören sie einer nach dem anderen auf, den Atem anzuhalten, atmen aus und sehen einander an. Sie schauen alle äußerst drollig drein.

»Nichts! Verdammt noch mal, gar nichts passiert!«, ruft Herbert aus.

»Wir haben überall in Neuseeland nach Anhaltspunkten gesucht, ohne wirklich Erfolg zu haben«, sagt Mike. »Und jetzt, wo ich mir so absolut sicher war, dass wir endlich ein paar wissenschaftliche Erklärungen finden würden, passiert NICHTS!«

Mike überreicht den Mindcaller Aroha, die meint: »Ja, wir haben gesucht, von der Tiefe der Glühwürmchenhöhle bis hin zur Spitze ...«

Weiter kommt sie nicht. Mit einem Mal sehen alle vier Freunde gleichzeitig eine Reihe von Bildern aufblitzen, die sie vom Gipfel der neuseeländischen Alpen gesehen hatten. Dieses Mal sehen sie allerdings mehr als damals. Jetzt sieht jeder von ihnen auch das, was die anderen gesehen haben: die Himmelsgötter, die Sternengeister, die am Himmel singen, und noch mehr.

Wie gewöhnlich verschwinden die Wahrnehmungen schnell wieder und die Gruppe sitzt lange Zeit schweigend da. Schließlich meint Mike leise: »Habt ihr das Gleiche wie ich erlebt? Ich habe einen flüchtigen Eindruck von dem bekommen, was jeder von euch damals gesehen hat.« »Ja«, sagt Jeannie, »diesmal habe ich den Taniwha, der tief im Fluss lebt, gesehen, mit seinen glänzend grünen Schuppen, so wie ihn Kevin beschrieben hat.«

Lange Zeit sitzen sie da und denken an Kevin. Kevin, dessen raues Gesicht darüber hinwegtäuschte, welch tiefe Liebe er in seinem

Inneren für all das empfand, was es in diesem Universum gibt: den Himmel, die Berge, die Flüsse und, allem voran, Aroha. In diesem Moment fühlen sie sich ihm alle sehr nahe.

Schließlich gibt Aroha den Mindcaller an Mike zurück. »Seht doch, wie die beiden Hälften so richtig schön zusammenpassen«, bemerkt Mike. »Und, und ... er ist warm. Sehr warm, um genau zu sein.«

Er gibt ihn an Herbert und Jeannie weiter, die ihn dann an Aroha zurückgeben. Aroha fühlt seine Wärme, wird sich dann aber anderer Empfindungen bewusst, die sie geradezu bombardieren. »Was ist los?«, fragt Herb, als er ihren Gesichtsausdruck sieht. »Sag es uns.« »Ich kann stärker als je zuvor die Richtungen des Windes spüren, der da oben mit den Wolkenfetzen spielt, die Bewegungen innerhalb der Meeresströmungen, den Regen in der Ferne.«

»Was sonst noch?«, drängt Jeannie. »Sandkörner, die in Bewegung sind, weil irgendein Insekt versucht, unter meinem Handtuch herauszukommen!« Aroha lacht und hebt das Handtuch an. Und tatsächlich hüpft ein Sandfloh davon. Einige Minuten später meint sie nachdenklich: »Ich nehme auch äußerst genau wahr, aus welcher Richtung die Geräusche kommen, zum Beispiel, dass sich da ein Grey Warbler<sup>46</sup> im Pohutukawabaum verbirgt.«

Die vier Freunde sitzen da, alle mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, bis Mike sich Herbert und Aroha zuwendet und sagt: »Die nächste Frage ist: Wie bekommen wir ihn jetzt wieder auseinander? Sollte uns das nicht gelingen, müsst ihr euch entscheiden, wer von euch beiden ihn bekommt.«

Herbert schaut sich den Mindcaller genau an und bemerkt an einem Ende eine kaum wahrnehmbare Kerbe. Er drückt mit dem Fingernagel darauf und zu seiner Erleichterung lösen sich beide Teile. Wortlos gibt er Aroha ihre Hälfte zurück. Beide spüren deutlich ein Gefühl von Wärme und Lebendigkeit, als sie ihre eigene Hälfte wieder anlegen.

Als sie Hunger bekommen, holen sie sich Fisch und Chips zum Mitnehmen (nach typisch neuseeländischer Art in Zeitungspapier eingewickelt) und setzen sich zum Essen auf eine Landzunge, von wo aus sie zusehen, wie die Sonne im Meer versinkt.

46 Neuseeländische Grasmückenart

Herbert und Mike schlendern zum Ende der Klippe und diskutieren über verschiedene Kletterrouten hinunter zum Strand. Beide Mädels bewundern Herberts muskulösen braunen Körper, der aussieht, als hätte er viele Stunden im Fitness Center zugebracht - dabei hat Herbert niemals auch nur daran gedacht, einem beizutreten! Er hält sich einfach gerne im Freien auf und durch die Sonne hat sein braunes Haar einen leichten Goldschimmer bekommen.

Jeannie lächelt in sich hinein, als ihr auffällt, dass Mike im Gegensatz zu Herbert sehr bleich aussieht. Er ist vor allem ein Wissenschaftler, ein geradezu wandelndes Lexikon. Er ist jedoch kräftig und hat einen unheimlich guten Orientierungssinn. Vor allem aber weiß sie, wie sehr er sie liebt.

Bald sind Aroha und Jeannie in ein vertrauliches Gespräch vertieft. Jeannie hat Aroha schon immer besser als alle anderen verstanden. Sie hat ihr beigestanden, als der Mindcaller sie fast zum Wahnsinn trieb und als Kevin starb. Leider sehen sie sich zurzeit nicht sehr oft. Jeannie fühlt sich wohl in der Rolle der liebenden Ehefrau und es macht ihr nichts aus, durch ihre beiden prächtigen Kinder ans Haus gebunden zu sein.

Es dauert nicht lange und Aroha erzählt Jeannie all ihre Bedenken in Bezug auf Herbert und Kevin. »Hast du mit deiner Großmutter darüber gesprochen?«, fragt Jeannie. »Es gibt niemanden, der so weise ist wie sie.« Aroha zieht ihren e-Helper aus ihrem Rucksack und ruft ihre Großmutter sofort an. Nachdem sie einiges an Neuigkeiten aus dem Familienkreis erfahren hat, bringt sie die Rede auf ihre Ängste. Immer noch kann sie Kevins Namen nicht aussprechen, ohne zu stottern.

»Ist es dir je gelungen, Kevins Tiki wiederzufinden?«, fragt ihre Großmutter. »Nein. Das wird wohl noch auf Mount Aotaki liegen, an der Stelle, an der er abgestürzt ist. Der Such- und Rettungstrupp hat damals nur seine Leiche gefunden, mit dem noch angeschnallten Rucksack. Später habe ich dann den Rucksack, seine Kleider und unser Haus durchsucht, allerdings ohne Erfolg.« »Ich habe das Gefühl«, meint die Großmutter nach einer Weile, »dass du versuchen solltest, das Tiki zu finden, wenn das irgendwie möglich ist.«

Nach dem Anruf erzählt Aroha Jeannie, was ihre Großmutter gesagt hat - und dass die Großmutter sich vermutlich Sorgen darum macht, dass dem Tiki kein gesungenes Abschlussritual zuteil gewor-

den ist. Sie bleiben dort sitzen und denken über ihre gemeinsamen Zeiten in den Alpen nach, bis Herbert und Mike zurückkehren und vorschlagen zum Cottage zurückzugehen.

Um Mitternacht bricht einer jener tropischen Stürme los, wie es sie auf Waiheke häufig gibt. »Sieht aus, als ob wir morgen Regen bekämen«, meint Herbert. »Ja. Irgendeine Idee, was wir machen könnten?«, fragt Mike. »Wir könnten die Tunnel von Rocky Batter erkunden«, schlägt Aroha vor. »Tunnel? Was für Tunnel?«, will Jeannie wissen. »Das sind miteinander verbundene Höhlen am östlichsten Ende der Insel. Nur wenige Leute haben von ihnen gehört, denn sie sind erst vor kurzem wieder für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Man kann dorthin nur über ein Privatgrundstück gelangen, das einem reichen Bauern gehört.«

»Wofür wurden die denn benutzt?«, fragt Herbert. »Ich habe keine Ahnung«, sagt Aroha. »Aber soweit ich weiß, ist da ein kleines, in einem einzigen Raum untergebrachtes Museum direkt am Eingang.« »Klingt wie eine gute Idee für einen Regentag«, meint Mike.

Am nächsten Morgen sieht man im Dauerregen vier wasserdicht eingepackte Gestalten schnellen Schrittes den Pfad entlanggehen, der zu den Tunnels führt. Trotz des Wetters genießen alle den Spaziergang. Rechts von ihnen befinden sich Weinberge. »Weinberge?«, fragt Herbert interessiert. »Wird auf Waiheke Wein angebaut?« »Ja, aber sicher. Und er ist teuer. Die meisten Weine werden zu Sammlerstücken!«

Genau zu dem Zeitpunkt wird eine rasche Salve von Schüssen abgefeuert. Sie bleiben wie angewurzelt stehen. »Was ist denn das?«, ruft Jeannie aus. »Vermutlich einige Bauern, die Vögel vertreiben wollen«, erwidert Aroha. »Die Bewohner von Waiheke sind dafür bekannt, dass sie streunendes Wild, streunende Katzen und eingeführte Vogelarten erschießen. Sie engagieren sich leidenschaftlich, was die Erhaltung der einheimischen Flora und Fauna angeht. Und angesichts dieser üppigen Trauben nehme ich mal an, dass die Erntezeit bevorsteht und dann alle Vögel als Freiwild gelten!«

Die kleine Gruppe geht vorsichtig weiter, aber bis auf den ständigen Regen gibt es keine weiteren Geräusche. »Einmal«, sagt Aroha und bricht damit das Schweigen, »habe ich einen Autoaufkleber ge-

sehen, auf dem stand: ‚Es heißt, wir haben Touristensaison. Warum können wir sie dann nicht erschießen?‘« Die anderen lachen.

Eine halbe Stunde später erreichen sie das Ende des Weges und sehen eine kleine hässliche Betonbaracke am Eingang des Tunnels. Am Höhleneingang befindet sich ein laufender Generator, aber sonst ist niemand zu hören oder zu sehen. Sie lassen ihre Mäntel im Vorraum und stürzen in das Häuschen.

Und dies ist tatsächlich ein kleines Museum mit Ausstellungsstücken und Fotografien aus dem Zweiten Weltkrieg, die ringsherum an den Wänden in Schaukästen ausgestellt sind. Herbert und Mike interessieren sich dafür besonders und gehen den Raum systematisch ab, um sich die ganze Ausstellung, die Fotos, Karten und alte Waffen umfasst, anzuschauen. Jeannie und Aroha, die sich nicht für Erinnerungsstücke aus dem Krieg interessieren, ruhen sich bei einem Schwätzchen auf dem Sofa aus, das man netterweise in der Mitte des Raumes aufgestellt hat. Aroha zeigt auf die großen Taschenlampen, die sich zur allgemeinen Benutzung neben dem Gästebuch befinden. Auf Arohas Rat hin haben sie jedoch ihre eigenen Taschenlampen mitgebracht.

Nachdem sie sich in das Gästebuch eingetragen haben, ziehen sie ihre Regenmäntel wieder an und da es immer noch stark regnet, setzen sie zu einem Spurt vom Vorraum zum Eingang des Tunnels an. Hier gibt es einen leicht abfallenden Tunnel, der am Ende in eine Treppe übergeht. Das vom Generator erzeugte Licht reicht nicht mehr bis dorthin und sie müssen ihre Taschenlampen einschalten. Die Treppenstufen sind steil, glatt und dermaßen mit Moos überzogen, dass sie nur langsam auf ihrem Weg nach unten vorankommen. Nachdem sie etwas weitergegangen sind, kommen sie zu einem Nebenraum, den sie aufgeregt betreten. Erstaunlicherweise scheint eine der Wände mit Munition bestückt zu sein. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber heraus, dass es sich dabei nur um ein Bild handelt. Allerdings ist dieses Bild äußerst ungewöhnlich und anscheinend auf die Wand aufgedruckt. Sie sehen sich an.

»Der Mindcaller in Aktion?«, meint Herbert. »Sieht so aus,« sagt Aroha gedankenvoll. »Aber es scheint irgendwie anders zu sein als das, was wir zuvor gesehen haben.«

»Ja«, stimmt Mike zu. »Was wir zuvor gesehen haben, waren nicht

nur Abbildungen. Die kamen einem vor wie reale Dinge: Berge und Flüsse - nur größer und steiler - und in merkwürdigen Farben.«

Projizierte Abbildungen finden sich ebenfalls in den nächsten Räumen wie der Küche und den Gemeinschaftsschlafräumen. Nach etwa hundert Metern erweitert sich der Tunnel zu einem großen Raum, in dem sich am entgegengesetzten Ende zu beiden Seiten einer schlammigen Wasserrinne je ein Treppenaufgang befindet.

»Wisst ihr -«, sagt Herbert, »ich frage mich, ob die Projektionen, die wir hier sehen, von meiner Hälfte des Mindcallers hervorge-rufen werden oder von Arohas - oder von beiden.« »Na, es gibt ja eine Möglichkeit, das herauszufinden«, betont Mike. »Du gehst mit Jeannie die rechte Treppe hinauf und ich mit Aroha die linke. Später können wir dann versuchen, beide Teile zusammenzusetzen und sehen, ob, wenn überhaupt, etwas passiert.« »Okay, aber pass ja gut auf Aroha auf«, wirft Herbert noch schnell zum Abschied ein.

Alle vier sind dabei, die steilen Treppen hinaufzuklettern, als plötzlich aus der Stille heraus, Wasser und Gestein unter donnerndem Getöse den Kanal herunterkommen. Beide Grüppchen bleiben schweigend und betroffen stehen, während ihnen die Bedeutung des Ganzen bewusst wird. Sie hätten umkommen können. Mike schreit etwas zu Herbert und Jeannie hinüber, um herauszufinden, ob sie okay sind, aber es ist einfach hoffnungslos, den Lärm des Wasserschwalls übertönen zu wollen.

»Was ist denn passiert?«, will Aroha wissen. »Ich nehme an, dass durch den starken Regen einer der Dämme, den die Bauern angelegt haben, gebrochen ist«, erwidert Mike. »Es kann Ewigkeiten dauern, bis das Wasser wieder zurückgeht.«

Aroha und Mike setzen sich auf den kalten und feuchten Betonboden und diskutieren, was sie nun tun sollen. Sie haben das Gefühl, sich in einer äußerst verzwickten Lage zu befinden. Es gibt zwei Ausgänge aus der Höhle und natürlich haben sie keine Ahnung, welchen davon sie nehmen sollen.

»Ich wünschte, ich könnte mit Herbert kommunizieren«, sagt Aroha. »Was hat man von einem Mindcaller, wenn man jemanden nicht damit rufen kann, wenn man ihn wirklich braucht? Ich nehme an, dass wir uns außerhalb des Sendebereichs des e-Helpers befinden.« Mike versucht es, aber wie erwartet tut sich nichts.

Aroha, die sich verzweifelt wünscht, sie hätte sich die Karten an den Museumswänden angesehen, visualisiert den Mindcaller als Ganzes und sofort erscheint vor ihnen auf dem Boden eine Karte. Sie sind übergücklich und versuchen auf Händen und Knien herauszufinden, wo sie sich befinden. Es dauert nicht allzu lange und Mike hat nicht nur den Tunnel gefunden, den sie heruntergekommen sind, sondern hat auch herausbekommen, wo es weiter langgeht. Zum Glück ist es nicht sehr weit - durch die nächste Tür rechts, dann zweimal links und einmal rechts, so sollten sie zum Ausgang kommen. Auf ihrer Route ist ein merkwürdiger Kreis eingezeichnet. Sie haben keine Ahnung, was es damit auf sich hat.

»Wir müssen schon auf unser Glück vertrauen, dass die Türe nicht verschlossen ist«, sagt Aroha beinahe flüsternd. »Je eher wir aufbrechen, desto eher werden wir es wissen«, betont Mike. »Ich frage mich, wie Herbert und Jeannie vorankommen und ob sie ebenfalls eine Karte haben«, sagt Aroha, als sie sich hochrappelt. Mike nickt zustimmend.

Sie fassen sich an den Händen und während sie, für den Notfall gerüstet, nur eine Taschenlampe benutzen, gehen sie in den Tunnel zu ihrer Rechten und dann noch zweimal nach rechts. Bald darauf sehen sie ein Licht vor sich - aber das kommt nicht vom Ausgang. Es kommt von der Decke! Sie befinden sich in einem großen runden Tank.

»Weiß der Himmel, wozu der benutzt worden ist«, sagt Mike. »Vielleicht für Waffen. Aber das ist offensichtlich der Kreis, den wir auf der Karte gesehen haben. Das heißt, wir sind auf dem richtigen Weg.«

Es dauert nicht lange und sie sehen Licht am Ende des Tunnels. Durch Brombeerbüsche hindurch zwängen sie sich nach draußen. Als Erstes rufen sie die Feuerwehr ( eine Mannschaft von freiwilligen Helfern, die alles rettet, vom Menschen bis hin zum Meer-schweinchen.

Das Löschfahrzeug trifft unter Sirenengeheul ein. Schnell haben die Männer die Ausziehleiter vom Wagen geholt und eilen damit den Tunnel hinunter. Aroha und Mike folgen ihnen etwas langsamer nach, wobei sich beide wünschen, sie hätten Stiefel mit kräftigem Profil, so wie die Feuerwehrleute sie tragen. Als sie den überfluteten Teil des Tunnels erreichen, haben die Feuerwehrleute bereits mit



Hilfe der Leiter eine Brücke errichtet und sind dabei, Herbert und Jeannie zu erklären, wie sie diese handhaben sollen. Die Wiedersehensfreude ist groß, als die beiden es herübergeschafft haben. Sie beschließen, den freiwilligen Helfern statt des allgemein üblichen einen vielmehr zwei Kasten Bier zu spenden.

Wieder in ihrem Ferienhaus, informiert Aroha den »Nachrichtendienst« von Waiheke und lädt ihre vielen Freunde zu einer Fete bei ihr ein. Es dauert nicht lange, bis der Geruch von Macrocarpaholz, das im Holzofen verbrennt, sowie fröhliches Gelächter das große Wohnzimmer erfüllen. Von dem Essen, das die Gäste mitgebracht haben, könnten alle wohl eine Woche lang satt werden. Die Gäste unterhalten sich angeregt, und man erzählt einander, wie das in einer kleinen Gemeinde so ist, amüsiert den neuesten Tratsch einschließlich des Tunnelabenteuers. Aus einem Zimmer, in dem Tarockkarten gelegt werden, vernimmt man heiteres Gelächter. Auf der Veranda hinter dem Haus rauchen ein paar Leute - was sie allerdings rauchen, das bleibt besser ungesagt.

Aroha wird sich bewusst, dass sie die Energien und Spannungen wahrnimmt, die zwischen den verschiedenen Gästen entstehen, wenn sie sich unterhalten. In einem Versuch, dem geradezu erstickenden Gefühl zügelloser Energie zu entfliehen, geht sie auf den Balkon hinaus. Sie setzt sich auf die Stufen, schließt ihre Augen und durchlebt noch einmal die Geschehnisse dieses Tages. Ohne darüber nachzudenken, stellt sie sich den Mindcaller als Ganzes vor und wird sofort mit Technicolor-Wahrnehmungen und einer Kakophonie von Klängen bombardiert. Aus reinem Selbstschutz öffnet sie schnell ihre Augen und zu ihrer Erleichterung lassen die Empfindungen nach. Herbert gesellt sich zu ihr. »Was ist mit dir los?«, will er wissen, als er sieht, wie sie zittert.

»Ich habe eine Reihe von Bildern gesehen. Es war aber anders als bisher. Diesmal habe ich das Gefühl gehabt, dass das, was ich sehe, meine Freunde sind, die sich im Haus befinden - jedoch als Abstraktionen! Repräsentationen! Zweiergruppen von farbigen Kreisen, die Paare repräsentieren. Ich habe Mike und Jeannie erkannt, aber ich habe keine Ahnung, wer die anderen waren. Was wohl auch besser so ist, denn ich konnte ebenfalls fühlen, wie sich Emotionen und Hemmungen auflösten und neue bildeten!«

Einige Gitarrespieler fangen an Musik zu machen und allmählich gelingt es Aroha sich zu entspannen. Schließlich begibt sie sich zu den anderen ins Haus und tanzt zu so alten Hits wie »Dancing Queen«.

Als sie am nächsten Tag am Strand sitzen, versucht Aroha den anderen zu beschreiben, was sie auf der Fete erlebt hat. Sie erklärt Mike und Jeannie, wie schön ihre Beziehung aussah. »Ich habe sozusagen zwei Auren gesehen, die umeinander kreisten. Sie erschienen in herrlichen Pastelltönen und die Muster, die sie erzeugten, waren, wenngleich kompliziert, offensichtlich doch stabil. Sie sahen besonders gut aus im Vergleich zu einigen anderen Partnerschaften im selben Raum. Jene waren zwar strahlend und glänzend an der Oberfläche, aber im Inneren erschienen sie in dunklem und zornigem Grauschwarz - und sichtlich unbeständig.«

»Weißt du, zu wem sie gehörten?«, fragt Jeannie interessiert. »Nein, zum Glück habe ich nur eure erkannt. Wahrscheinlich, weil ich euch so gut kenne, dass ich euch oft spüren kann, selbst wenn ich euch nicht sehe.« »Kannst du sie immer noch sehen?«, will Mike wissen. »Nein. Genau wie meine anderen Wahrnehmungen sind sie schnell verblasst«, erwidert Aroha. Herberts Enttäuschung ist groß angesichts der Tatsache, dass Aroha ihn nicht »spüren« kann.

Nachdem sie sich von Mike and Jeannie am Schiff, das die beiden zurück nach Auckland bringt, verabschiedet haben, gehen Aroha and Herbert zum Abendessen in ein kleines indisches Restaurant. Sie besprechen das Wochenende in allen Einzelheiten und schließlich kann Herbert Aroha davon überzeugen, dass sie Marcus' Hilfe benötigen, um zu verstehen, wie sie den Mindcaller benutzen können - als Ganzes und auch in beide Hälften zerlegt.

## 14. Gedankenspiele

### Januar 2012

Herbert wartet am Kai von Great Barrier Island und kann es kaum erwarten, Aroha, die für ein verlängertes Wochenende auf Besuch kommt, zu begrüßen.

Während des Mittagessens (frische Meeresfrüchtesalat und selbst gebackenes Brot) erzählen dann Aroha und Herbert Marcus und seiner Frau Maria von ihren Abenteuern im Tunnel. Marcus zeigt sich äußerst interessiert an Arohas Bemerkungen über die Unterschiede zwischen ihren bisherigen Erfahrungen und dem, was sie im Tunnel gesehen hat. Enttäuscht muss Aroha feststellen, dass sich die Unterschiede nur sehr schwer erklären lassen. »Zuvor haben die Dinge immer irgendwie echt ausgesehen. Die im Tunnel allerdings sahen aus wie Fotos«, erklärt sie, so gut es geht. Marcus schlägt vor, das nach dem Mittagessen weiter zu diskutieren.

In seinem Büro sagt Marcus zum Auftakt: »Ausgehend von dem, was ich gesehen und gehört habe, glaube ich, dass euer Mindcaller ein außerordentlich leistungsstarker Computer ist - vor allem, wenn man seine Größe bedenkt. Er kann Bilder projizieren, die er zuvor aufgenommen hat. Das vermutlich Bemerkenswerteste an dem Bericht von eurem Tunnelabenteuer ist, dass nur du, Herbert, dir die Fotos und die Karten angeschaut hast, Aroha jedoch diejenige war, die sie dann projiziert hat, als ihr sie brauchtet. Mit anderen Worten sieht es so aus, als ob Herberts Mindcallershälfte die Bilder aufgenommen und dann an Arohas Hälfte weitergegeben hat.«

»Ich wette, dass du Recht hast«, sagt Herbert, während Aroha zustimmend nickt. »Ich nehme an, dass der Mindcaller deshalb so schwer zu begreifen ist, weil wir noch nicht gelernt haben, ihn zu benutzen«, vermutet Aroha. »Ja, genau«, stimmt Marcus zu. »Und als Ganzes ist der Mindcaller womöglich sogar noch leistungsfähiger als jede der beiden Hälften für sich und benutzerfreundlicher. Also, ich schlage euch jetzt vor, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um den Gebrauch des Mindcallers auf alle möglichen Arten zu üben. Versucht, mit ihm zu spielen. Habt euren Spaß mit ihm wo und wann auch immer ihr könnt an diesem Wochenende.« »Können wir machen«, stimmt Herbert bereitwillig zu.

»Natürlich -«, nach wie vor ist Marcus' Gesichtsausdruck noch ernster als gewöhnlich, - »wenn andere Leute in der Nähe sind, solltest ihr auch weiterhin vorsichtig sein, damit niemand den Mindcaller sieht - oder das, was er vollbringen kann. Nun entschuldigt mich bitte, denn ich muss noch zu einer anderen Besprechung. Fühlt euch auf der Insel wie zu Hause! Wir treffen uns dann zum Abendessen wieder. Über das SR-Inc.-Projekt, das ich erwähnt habe, sprechen wir am Montagmorgen, bevor ihr wieder abfahrt.«

Am Strand fügen sie den Mindcaller wieder zusammen. »Also, wo sollen wir anfangen?«, fragt Aroha. »Angenommen, es ist ein Computer«, erwidert Herbert, »dann sollte es etwas geben, mit dem man ihn bedienen kann. Richtig?« »Ja, daran habe ich auch schon gedacht«, sagt Aroha. »Aber ich habe mir den Mindcaller sorgfältig angesehen und außer der Einkerbung, die sich bildet, wenn man ihn zusammensetzt, gibt es nicht mal einen Schalter.«

»Der Meinung bin ich auch. Ich habe über das nachgedacht, was du Marcus erzählt hast. Du hast dir gewünscht, du hättest eine Karte von den Tunnels - und schon ist eine erschienen. Deshalb frage ich mich, ob der Caller vielleicht mit Hilfe unserer Gedanken gesteuert werden kann. Also ich schlage vor, dass wir versuchen, an etwas zu denken, an dem wir beide vor kurzem beteiligt waren - die Tunnels.« »Na gut«, stimmt Aroha zu. »Lass uns beide den Mindcaller berühren, die Augen schließen und uns dann den ersten Lagerraum, den wir gesehen haben, vorstellen.«

Sie setzen sich so hin, dass sie sich mit gekreuzten Beinen im Sand gegenüber sitzen und mit ihren Händen den Mindcaller umschließen. Sie sehen aus, als ob sie zu irgendeiner spirituellen Meditationsgruppe gehörten.

Fast unmittelbar darauf »sehen« beide die Höhle, deren eine Wand mit Munition bestückt ist. Beide öffnen die Augen und sie entgleitet ihnen. Sie versuchen es immer wieder, bis es ihnen gelingt, das Bild fast eine Minute lang mit offenen Augen festzuhalten.

An diesem Abend üben sie in einem dunklen Zimmer die Flamme einer Kerze anzusehen und sind ganz aufgeregt, als sie den ganzen Raum im Licht erstrahlen lassen. Sie blasen die Kerze aus und erhellen den Raum noch einmal, diesmal nur mit Hilfe ihrer Gedanken. Als Nächstes wechseln sie sich ab und es wird deutlich,

dass Aroha der stärkere Projektor ist - entweder aufgrund der funktionellen Beschaffenheit ihrer Mindcallerhälfte oder aber, weil sie mehr Übung hat.

Die Sonne strahlt am nächsten Tag in ihre Schlafzimmer und Aroha springt auf und zieht voller Freude die Vorhänge zurück. Es ist ein unvergleichlicher Sommermorgen und sie überlegen, in der nächsten Bucht schnorcheln zu gehen. Maria, Marcus' Frau, soll sich dann am Mittag zu ihnen gesellen.

Herbert freut sich sehr, mit Aroha alleine zu sein. Er hat sie von dem Tag an geliebt, als sie zum ersten Mal mit ihrer Hälfte des Mindcallers auf seinen Ruf antwortete, und hat deshalb angenommen, dass es ihr genauso gehen würde. Nacht für Nacht sieht er sie in seinen Träumen, mit ihrem schwarzen Lockenkopf und ihren leuchtenden, braunen Augen. Er sieht sie an und möchte sie mit seinen Händen liebkosen. Aber er begreift, dass sie sich von ihm zurückgezogen hat, und befürchtet, sie zu sehr gedrängt zu haben.

Den ganzen Morgen lang gehen sie schnorcheln und üben zwischendurch mit dem Mindcaller. Sie genießen die Unterwasserwelt mit ihren leuchtend blauen Mau-Mau-Fischen, die in Schwärmen um sie herumschwimmen, in vollen Zügen. Sie erkunden die mit Seetang bewachsenen Felsen und scheuchen Krabben aus ihren Spalten. Wenn ihre Hände vom Wasser ganz aufgeweicht sind, kommen sie heraus und lassen sich auf dem warmen Sand trocknen. Dort haben sie ihren Spaß daran, in ihren Gedanken Bilder zu projizieren - zusammen und auch jeder für sich. Ihren ersten richtigen Erfolg haben sie, als Herbert sich Arohas Beine vorstellt (natürlich sagt er ihr nicht, dass es sich dabei um ihre Beine handelt), wie sie auf dem Sand laufen. Aroha dreht das Bild um 180 Grad und schickt es zurück an Herbert, worauf der zu lachen anfängt. Spontan beugt er sich zu Aroha hinüber und gibt ihr einen Kuss. Ohne darüber nachzudenken, zieht Aroha sich zurück und erst, als sie den verletzten Ausdruck auf Herberts Gesicht sieht, wird ihr bewusst, was sie getan hat. Sie versucht es zu überspielen, indem sie ein Bild von den Beinen zurückschickt, wie sie Cancan tanzen - Musik inbegriffen. Mit etwas Übung gelingt es ihnen, kurze Wahrnehmungen von Tänzern zu erzeugen, die über das Wasser gleiten.

Beide lachen, als Maria mit einem großen Picknickkorb eintrifft. »Darf ich mitlachen?«, verlangt sie. Sie versuchen ihr zu beschreiben, was geschieht, als sie plötzlich anfängt zu kichern. »Ja, ich kann es auch sehen! Es ist unglaublich!«

Es wird ein ausgelassenes Mittagessen - sie beachten dabei kaum die köstlichen Sandwiches, die sie zu sich nehmen. Als sie mit dem Essen fertig sind, schlägt Herbert vor, einen Spaziergang um die Klippen zu machen, doch Aroha und Maria entscheiden sich für ein Sonnenbad. Eine Zeit lang sitzen sie schweigend da und nehmen die atemberaubende Aussicht in sich auf.

»Sieh dir die Unmengen von Diamanten an, die dort draußen funkeln«, sagt Aroha und breitet ihre Arme aus. Erfreut stellt sie fest, dass Maria ebenfalls ein Empfinden dafür hat. Es dauert nicht lange und Aroha merkt, wie sie Maria vertrauliche Einzelheiten aus ihrem Leben erzählt. Maria ist eine gute Zuhörerin und schon bald redet sich Aroha ihre größten Sorgen von der Seele.

»In der letzten Zeit bin ich ausgesprochen verwirrt«, sagt Aroha. »Wie kommt das?«, ermuntert sie Maria. »Erstens einmal haben sich zu viele sonderbare Dinge ereignet, seit ich den Mindcaller gefunden habe. Deshalb habe ich manchmal Angst um meinen Verstand!«

»Mach dir keine Sorgen. Du befindest dich hier zweifellos in guter Gesellschaft. Wir alle haben merkwürdige Erfahrungen gemacht. Marcus wird dir davon erzählen, wenn er den Zeitpunkt für gekommen hält.« »Er hat gesagt, dass er am Montag mit uns reden will. Aber mein größtes Problem ist im Moment, dass ich eben nicht genau weiß, was ich für Herbert empfinde. Als ich ihn zuerst getroffen habe, habe ich einfach angenommen, dass wir zusammen sein würden - wegen des Mindcallers. Nun bin ich mir nicht mehr so sicher.«

»Du meinst also, das alles passiert zu schnell.« »Ja! Viel zu schnell. Und Marcus möchte, dass ich zusammen mit Herbert einen Auftrag übernehme, was es besonders schwierig macht.« »Das kann ich verstehen. Aber ich glaube, Marcus plant, dass ihr zumindest eine dritte Person bei euch haben werdet.« »Das würde helfen.« »Versuche es. Ich weiß, dass du es interessant finden wirst, mit uns auf Vollzeitbasis zu arbeiten - nie langweilig - und du wirst womöglich viel mehr über dich selbst und den Mindcaller erfahren.«

In diesem Moment kommt Herbert zurück und sie beschließen, am Rande des Kliffs entlang zum Surfstrand zu laufen. Dort haben sie einen Riesenspaß beim Bodysurfen. Aroha genießt das Gefühl, von den Wassermassen in alle Richtungen gestoßen zu werden, in vollen Zügen.

Wie vereinbart finden sich Herbert und Aroha am Montagmorgen wieder in Marcus' Büro ein. Der wendet sich an Aroha und kommt direkt zur Sache. »Hast du dich inzwischen entschieden, ob du der SR-Inc. beitreten willst?«, fragt er ohne Umschweife. »Ich habe mich gestern mit Maria unterhalten«, fängt Aroha an. »Sie hat angedeutet, dass ihr alle schon unerklärliche Dinge erlebt habt«, meint sie, seiner Frage ausweichend. »Ja, allerdings«, erwidert Marcus.

»Das Problem ist, dass ich immer noch nicht weiß, womit sich die SR-Inc. wirklich beschäftigt. Mir ist klar, dass es sich dabei nicht nur um eine Rettungs- und Bergungsfirma handelt. Das ist eine Tarnung, da bin ich mir sicher.« »Du hast Recht. Es ist schwierig, aber ich kann dir von dem, was wir machen, nicht sehr viel erzählen. Das würde die ganze Gruppe in Gefahr bringen. Ich habe dich gebeten, dich uns anzuschließen, da du, wie wir, einzigartige Fähigkeiten besitzt. Du kannst sie dir im Moment noch nicht so richtig erklären - obwohl ich weiß, dass du schon eine gewisse Vorstellung hast. Was dich, Herbert, allerdings angeht, so nehme ich an, dass du keine Ahnung hast, worum es sich bei deiner speziellen Fähigkeit handelt. Stimmt's?« Herbert zuckt mit den Schultern.

»Eins kann ich euch sagen«, fährt Marcus fort, »auch wenn eure Fähigkeiten euren Verstand auf ungewöhnliche Weise miteinbeziehen, so braucht ihr euch keine Sorgen darüber zu machen, dass ihr ,seltsam - oder verrückt' seid. Jeder Mensch hat die eine oder andere spezielle Fähigkeit. Ob er das nun weiß oder nicht.« »Kann sein«, sagt Aroha unsicher.

»Außerdem kann ich dir versichern, dass unsere Gruppe jederzeit bereit ist, dir beizustehen, solltest du jemals Hilfe brauchen. Wir sind sehr loyal. Zudem gilt in unserem Gewerbe: Je mehr Köpfe, desto besser! Ich kann dir allerdings auch versprechen, dass dich diese Arbeit faszinieren wird und eine Menge Auslandsreisen mit sich bringt. Und ihr beide werdet noch viel mehr über den Mind-caller lernen.«

Für eine Weile herrscht Schweigen. »Okay, ich mache bei euch mit«, sagt Aroha. »Aber ich muss noch die Kündigung meines Teilzeitjobs an der Universität arrangieren.« »Großartig!« Marcus schüttelt ihr begeistert die Hand. »Ich gratuliere!«, sagt Herbert. »Eines ist sicher, dies ist eine ganz besondere Gruppe.«

»Einen Rat möchte ich euch jetzt noch geben«, sagt Marcus. »Ich schlage vor, dass ihr den Mindcaller mit zu der Stelle nehmt, wo Aroha ihre Hälfte gefunden hat, und dass ihr herausfindet, was es dort nun zu entdecken gibt, wenn der Mindcaller vereint ist.«

Es macht Spaß, wieder in Mikes altem Lieferwagen hinaus nach Aorama zu fahren. Herbert ist insgeheim enttäuscht, denn Aroha hat darauf bestanden, dass Mike und Jeannie ebenfalls mitkommen, weil, wie sie es ausdrückt, »sie ein Recht darauf haben, den Mindcaller als Ganzes zu erleben, da sie dabei waren, als alles anfang«.

Sie machen am Cottage eine kurze Mittagspause, während Aroha mehrere Taschenlampen zusammensucht. »Wofür sind die denn?«, fragt Herbert. »Mit ein bisschen Glück finden wir vielleicht die Höhlen, auf die wir letztes Mal gestoßen sind«, erwidert Aroha. »In diesem Fall wärst du für die Bedingungen dort viel zu gut angezogen. Sieh dir Mike und Jeannie an - Shorts, Buschhemden und Wanderstiefel. Und was auch immer heute passiert, es wird wohl kaum ein Sonntagsspaziergang werden. Ich glaube, wir sehen besser mal zu, ob wir etwas finden, was dir passt.«

Herbert fühlt sich wie ein richtiger Tramp in den Kleidungsstücken, die ihm Aroha ausgesucht hat. Er ist sich darüber im Klaren, dass sie wesentlich praktischer sind als diejenigen, die er anhatte - und ihm wird klar, dass er sich unterbewusst fein gemacht hat, um Aroha zu beeindrucken.

Aroha führt sie hinunter zur »Kathedrale« - einem Hain aus uralten Bäumen, in dem sie ihre Hälfte des Mindcallers vor fast zwölf Jahren gefunden hat. Die Gruppe bleibt stehen und Herbert fügt die beiden Hälften des Callers zusammen. Zunächst passiert nichts Ungewöhnliches. »Ich nehme an, das war zu erwarten«, sagt er enttäuscht. »Aber ich habe wirklich gehofft, dass ich einige der Veränderungen sehen würde, die ihr damals 2003 gesehen habt.«

Aroha wird sich jedoch allmählich bewusst, dass sie die Naturkräfte jetzt stärker empfindet als zuvor. Sie spürt die Regenwolken draußen über dem Meer, die Luftströmungen und die Richtungen



des Windes, die Steine im Fluss, wie sie unaufhörlich kleiner gemahlen werden.

Sie stapfen umher, aber alles sieht enttäuschend normal aus. »Also, wenn das kein Reinform ist«, sagt Herbert. »Aber wo wir schon mal hier sind, können wir genauso gut einen Spaziergang machen.« Offensichtlich frustriert gibt Herbert Aroha ihre Hälfte des Mindcallers zurück.

Aroha sieht die beiden Kauribäume an, zwischen denen sie der Caller zu ihrem ersten Abenteuer hindurchgeführt hatte. Im Unterbewusstsein stellt sie sich den Wald dahinter vor, wie er an jenem Tag aussah. Sofort können alle durch die Bäume hindurch sehen, wie sich das Licht verändert. Besonders Herbert ist begeistert. »Du lieber Himmel! Ich nehme an, das ist der Weg zum großen Wasserfall! Also, nichts wie los!« Aroha hat sich nun den beiden Nikaupalmen zugewandt und auch hier sind Veränderungen sichtbar.

»Wir haben nicht die Zeit, all das zu machen, was wir möchten«, sagt sie. »Ich würde gerne nachsehen, ob die Höhle noch da ist. Was meint ihr? Mike? Jeannie?« »Einverstanden«, sagt Mike. »Das würde aber dann heißen, dass wir wieder diesen schrecklichen großen Fluss am Eingang der Höhle überqueren müssten«, hebt Jeannie hervor. »Daran habe ich auch gedacht«, erwidert Aroha. »Mike, meinst du, du könntest anstelle des Eingangs den Ausgang finden, durch den wir herausgekommen sind?« »Ja, ich glaube schon, vorausgesetzt, dass sich nichts verändert hat.«

Sie folgen Mike durch die Bäume und Herbert, der von seinem Vater zu einem richtigen Naturkundler erzogen wurde, bleibt immer wieder stehen, um seine Überraschung über die ungewöhnlichen Farben der Pflanzen zu äußern. An einer Stelle halten sie an, um sich über das Tal hinweg einige sehr steile zerklüftete Felsen anzusehen, die, wie Mike betont, recht untypisch für diese Gegend sind.

Nachdem sie eine Stunde gelaufen sind und sich hier und da durchs Gebüsch gekämpft haben, finden sie sich mit untrüglicher Sicherheit am Ausgang des Höhlensystems wieder. »Hervorragende Navigation, Mike«, meint Herbert. »Ja, er scheint eine Gabe dafür zu haben, den Weg zu finden, mit und ohne Karte, bei Tag und bei Nacht«, sagt Jeannie mit Bewunderung in ihrer Stimme.

Als er durch die Höhlenöffnung kriecht, versteht Herbert, war-

um ein weißes Hemd keine gute Idee gewesen wäre. Der Tunnel ist voller Schlamm.

Schon bald kommen sie zu den Glühwürmchenhöhlen. Wie zuvor sind sie alle von der Schönheit verzaubert.

»Also, wo genau hast du die Sternschnuppen gesehen?«, fragt Jeannie halb im Scherz. »Da!«, sagt Aroha und zeigt auf eine Felswand, die vom Boden bis zur Decke mit Glühwürmchen übersät ist. Um zu beweisen, dass sie Recht gehabt hat, stellt sich Aroha bewusst Sternschnuppen vor. Fast unmittelbar darauf ist die Wand mit Sternschnuppen bedeckt. Das Ganze sieht aus wie ein kunstvolles Feuerwerk, Musikbegleitung inbegriffen. Es ist unglaublich! »Lieber Gott! Daran werde ich mich wohl nie gewöhnen«, sagt Jeannie leise. »Ich auch nicht«, flüstert Mike ehrfürchtig. »Also, derjenige, der das auf dem Mindcaller archiviert hat, muss Sinn für Humor gehabt haben«, sagt Herbert genauso leise.

Selbstverständlich möchte Herbert die Erforschung des Höhlensystems ausweiten, aber er wird von den anderen überstimmt, die darauf hinweisen, dass er und Aroha ihr Boot erreichen müssen.

Sie schaffen es schnell zurück nach Aorama, wo sie an Arohas Lieblingsstelle mit Blick aufs Meer hinaus eine Rast einlegen. Es wird Abend, Himmel und Meer erscheinen wie in Gold getaucht. Dort sitzen sie in vertrauter Stille, bis Jeannie fragt: »Kannst du die Farbe des Sonnenuntergangs verändern, Aroha?« »Das habe ich noch nie probiert«, erwidert diese. »Wie wäre es, wenn du es mit dem vollständigen Mindcaller versuchen würdest«, schlägt Herbert vor.

Schnell lässt er die beiden Teile zuschnappen. Fast sofort verfärbt sich das Meer blutrot. Einen Moment später ist es orange - grün - blau - indigo - und violett. Es ist fantastisch und alle lachen vor Vergnügen. Aroha experimentiert weiter. Diesmal stellt sie sich vor, dass sich alle Grundfarben vermischen und erstaunliche Muster erzeugen. Dessen müde versucht sie erfolgreich, die Szene, die sich ihnen bietet, so zu verändern, dass sie wie zu verschiedenen Tageszeiten aussieht, vom Morgen bis hin zum Abend, und dann wie zu verschiedenen Jahreszeiten. Die Pohutukawabäume sind mit leuchtend roten, die Kowhais mit gelben Blüten bedeckt. Vögel kommen in Scharen angefliegen und erfüllen die Luft mit ihrem Gesang. Der Winter, auf einen prächtigen Herbst folgend, erfüllt den Himmel

mit bedrohlich dunklen Wolken und das Meer verfärbt sich tintenschwarz. Während der Sturm wütet, spalten Blitze den Himmel. Das Getöse ist ohrenbetäubend.

»He! Das ist ein bisschen zu realistisch!«, ruft Jeannie schauernd. In dem Moment gerät Aroha in Panik. Blitze zucken über die Wellenrücken. Ein schuppiges Monster taucht auf und bewegt sich auf eine Höhle zu, die blutrot leuchtet. Arohas Großmutter erscheint am Eingang der Höhle, zunächst jung, dann alt und schließlich uralte, und ruft sie. Berggötter schießen zuckende Blitze. Die Bilder sind nun unsinnig, sprunghaft und werden unkontrollierbar schnell. Der Lärm wird immer wilder. Arohas steigende Panik wird fühlbar und macht ihren drei Freunden Angst. Herbert streckt die Hand aus, um sie zu beruhigen, aber Aroha schlägt sie nur weg. Er fühlt sich machtlos und verletzt. Arohas Augen öffnen und schließen sich mehrmals in rascher Folge.

»Mit so etwas hätten wir rechnen müssen«, murmelt Herb vor sich hin. Verzweifelt rückt Jeannie zu Aroha hinüber und legt ihre Arme ganz fest um sie. Aroha versucht sich zu wehren, aber Jeannie hält sie nur umso fester.

»Aroha«, flüstert sie eindringlich in ihr Ohr. »Aroha, kannst du mich hören? Kannst du mich hören? Mach deinen Kopf frei! Ganz ruhig. Du schaffst das. Meditiere.« Jeannies Stimme stimmt einen eintönigen Gesang an. Allmählich verlangsamen sich die verrückten Bilder. Der Lärm verebbt. Das Meer und der Himmel kehren zu ihrer ursprünglichen goldenen Farbe zurück. Während ihre Freunde sich langsam etwas erholen, bricht Aroha in heftiges Weinen aus. »Ich wusste nicht, wie ich das anhalten sollte! Ich hatte das Gefühl, wahnsinnig zu werden!«

Herbert ist verzweifelt und hilflos. »Du bist nicht wahnsinnig, Aroha«, sagt Jeannie. »Wie du weißt, kann jeder Computerwissenschaftler genau das vollbringen, was du gerade getan hast. Wir können, indem wir IP80 benutzen, auf unzählige digitale Videoclip-Bibliotheken zugreifen und Dateien wahllos von überall in der Welt herunterladen. Die können dann bei verschiedener Geschwindigkeit mit zufällig ausgewählten Soundtracks abgespielt werden. Das machen wir ständig. Genau, wie du das jetzt gerade gemacht hast!« Aroha kichert leise und wischt sich die Augen.

»Ja!« Herbert stottert fast vor Aufregung. »Marcus hat ja bestätigt, dass der Mindcaller ein äußerst leistungsstarker Supercomputer ist. Er kann vermutlich Mega-Mengen von Dokumenten zur Ansicht speichern.« »In dem Fall war zweifellos ein verrückter DJ am Werk!«, meint Aroha scherzhaft. »Es gab sogar Street-Rap in diesem Durcheinander!«

Die anderen fangen an, so zu tun, als ob sie DJs wären, und machen dabei so seltsame Geräusche, dass sie schließlich alle lachen müssen. »Wir gehen jetzt besser, sonst verpasst ihr noch garantiert euer Boot«, sagt Mike.

Während sie im Lieferwagen zurück zum Fährgebäude fahren, sprechen sie über das, was an diesem Tag passiert ist. »Woher hast du gewusst, wie du Aroha dabei helfen kannst, wieder einen klaren Kopf zu bekommen, Jeannie?«, fragt Herbert.

»Gewusst habe ich das nicht. Ich habe nur verzweifelt gehofft, dass es vielleicht helfen würde«, erwidert Jeannie. »Na ja, aber wie kam es dann, dass Aroha wusste, was du gemeint hast?«

»An der Uni waren Aroha und ich einmal auf einem Retreat, bei dem wir uns unter anderem mit Yoga, Meditation und Tänzen für den Weltfrieden beschäftigt haben. Dort haben wir eingeübt, mit dieser Art von Gesängen einen klaren Kopf zu bekommen.« »Ja, Gott sei Dank haben wir das damals gemacht, denn wer wüsste, wo ich sonst jetzt wäre«, sagt Aroha, während sie sich im Geiste vornimmt, sich so bald wie möglich noch einmal mit Maria zu unterhalten.

»Eine Sache gibt mir immer noch Rätsel auf«, sagt Mike. »Wie bewirkt der Mindcaller, dass sich Dinge wie Hügel und Berge verändern?« »Eben sah der Wald in der Kathedrale noch normal aus«, sagt Herbert. »Und im nächsten Moment schon nicht mehr. Das ist unglaublich!« »Die Schneehänge waren mir ebenfalls immer ein Rätsel«, meint Mike. »Als wir sie tatsächlich bestiegen, waren sie nicht mehr so steil, wie sie aussahen.« »Und die Steilheit und Höhe der Wasserfälle«, fügt Jeannie hinzu.

An dieser Stelle merkt Aroha auf. »Darüber habe ich heute Nachmittag nachgedacht, als wir über die Klippen zurückgeklattert sind. Wie Marcus schon gesagt hat, handelt es sich bei dem Mindcaller um einen sehr starken Supercomputer. Angesichts der Kompressionsalgorithmen, die es heutzutage gibt, heißt das, dass er mit der derzeitig verfügbaren Technik sogar Material zahlreicher Generati-

onen archivieren kann. Allerdings hat nicht mal einer aus Marcus' Gruppe jemals eine derartige Technologie zu Gesicht bekommen.«

»Der Mindcaller könnte von Außerirdischen geschaffen worden sein«, bemerkt Herbert, der Science-Fiction liebt. »Könnte sein«, sagt Aroha. »Weißt du, das, was wir sehen, ist möglicherweise vor Ewigkeiten aufgenommen worden.« »Als die Welt noch wesentlich jünger und die Hänge noch steiler waren«, meint Jeannie.

»Warum sehen wir dann die Aufnahmen nicht einfach wie Videos - so wie wir die Tunnelbilder gesehen haben?«, fragt Mike. »Gerade das finde ich so interessant«, sagt Jeannie. »Vermutlich benutzt er starke Transformationsregeln! Er transformiert Bildaspekte, wie zum Beispiel Höhe, Steilheit und Farbe und so weiter. Möglicherweise verwendet er diese Transformation und überträgt die veränderten Lichtwellen auf unsere Retina - oder aber er überträgt die Algorithmen direkt auf unseren Verstand!«

»Gütiger Himmel!«, ruft Aroha aus.

»Das klingt vernünftig«, bringt Mike langsam hervor. »Du könntest Recht haben.«

»Mir gehen diese merkwürdigen Schwarzsteine, die ich zusammen mit meiner Hälfte des Callers gefunden habe, nicht aus dem Kopf«, sagt Herbert. »Du lieber Himmel! Wenn die von Außerirdischen hergestellt worden sind, dann frage ich mich, wann sie ihretwegen zurückkommen werden!«

# 15. Der Auftrag

## Mitte Januar 2012

»Namibia?!« Die Ungläubigkeit in Aroha und Herberts Stimme ist nicht zu überhören. Cynthia, die an diesem Morgen als vierte Person in Marcus Office anwesend ist, nimmt die Neuigkeit resigniert hin. Vor einigen Wochen ist sie Aroha kurz vorgestellt worden. Jetzt ist sie gerade von einem Auftrag in Übersee zurückgekehrt und leidet im Moment noch unter Jetlag.

»Ja«, sagt Marcus. »Wir haben einen politischen Auftrag für euch vorgesehen. Dieser ist besonders heikel!« »Was ich gerne wüsste«, sagt Herbert, »ist, welche Verbindungen Neuseeland zu Namibia hat! Die haben doch noch nicht mal eine Botschaft in Wellington!«

»In der Vergangenheit gab es da auch keine große Verbindung«, stimmt Marcus zu, »aber im Moment passiert so einiges. Genauer kann ich euch nicht sagen, weil ich selber nicht viel weiß. Aber ihr habt einen Termin mit der Premierministerin persönlich, am kommenden Dienstag um 2.00 Uhr in Wellington, und sie wird euch dann Näheres sagen.« Aroha und Herbert sehen sich an; das interessiert sie offensichtlich sehr. Cynthia blickt Marcus fragend an.

»Sowohl der Präsident von Namibia als auch die neuseeländische Premierministerin sind alarmiert worden, dass sich ein Schwindel abspielt, der in die Millionen Dollar geht und beide Länder betrifft. Die Premierministerin hat sich an uns um Hilfe gewandt, da sie glaubt, dass die SR-Inc. eine der bestausgerüsteten Gruppen der Welt ist, was Hightech betrifft. Natürlich weiß sie nicht, dass wir uns auf unsere Parabegabungen verlassen und nicht auf Technologie, und man könnte sagen, dass wir sie in dieser Sichtweise ermutigt haben. Sie glaubt, und ich zitiere, dass wir mit dem hervorragenden Wissensmanagementsystem - das wir ihrer Meinung nach besitzen in der Lage sein sollten, die Verdächtigen, ihre Komplizen und deren Aufenthaltsorte zu identifizieren und aufzuspüren!«

»Es gibt nur ein kleines Problem«, wirft Cynthia ein. »Ich bezweifle, dass wir in Namibia Zugang zu irgendeiner Art von Computermanagementsystem haben.«

»Ihr habt den Mindcaller«, erwidert Marcus. »Es würde mich nicht überraschen, wenn er ein hervorragendes Managementsystem

besäße. Eure Aufgabe ist natürlich herauszufinden, wie man sich Zugang dazu verschafft! In der Zwischenzeit möchte ich, dass ihr den Mindcaller als Aufzeichnungsgerät und Projektor benutzt. Eure Anweisungen sind einfach - zumindest für den Anfang. Ihr sollt einige der größeren Städte in Namibia besuchen, angefangen mit Windhoek - das ist die Hauptstadt«, fügt er verschmitzt lächelnd hinzu. »Ihr sollt an verschiedenen Orten Leute, die von politischer Bedeutung sind, filmen. Die Premierministerin wird euch eine Aufstellung zukommen lassen, verbunden mit Filmmaterial und Akten. Haltet eure Augen offen, seid aufmerksam und haltet die Mindcaller bereit - filmt, so viel ihr könnt. Wir werden dann nach Zusammenhängen zwischen eurem Film und denen in der Sammlung im Ministerium suchen. Berichtet alles, was von besonderem Interesse ist, direkt an mich. Ihr sollt auf keinen Fall selbst direkt eingreifen. Wir brauchen mehr Fakten, bevor tatsächlich etwas unternommen wird. Verstanden?« Alle nicken.

»Als Einführung zu Namibia könntet ihr einen Touristenausflug zum Etosha Nationalpark unternehmen. Wir können einen Führer für euch buchen - sein Name ist Dan. Er hält ständig seine Ohren offen und wenn er über die Politik des Landes redet, und das macht er immer, dann solltet ihr sorgfältig zuhören.«

Aroha ist besonders daran interessiert, den Park, der oft in ihrem Biologieunterricht erwähnt wurde, zu sehen.

»Auch auf die Gefahr hin, dass ihr mich für einen Panikmacher haltet«, fährt Marcus fort, »ich muss betonen, dass ihr lernen müsst, als fest zusammengewachsenes Team zusammenzuarbeiten. Es ist möglich, dass der Auftrag gefährlicher ist, als ich zunächst dachte. Deshalb habe ich Cynthia gebeten mitzugehen. Sie wird allerdings nicht mit nach Wellington kommen, da sie ein paar Tage Ruhe braucht.«

»Nun ist es ja heute bewölkt und ich schlage euch vor, dass ihr heute Morgen alle ein bisschen Zeit damit verbringt, euch gegenseitig in den Hotpools kennen zu lernen«, sagt Marcus zum Abschluss. »Wir werden uns wahrscheinlich zum Mittagessen wieder treffen.«

Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und automatisch wechseln sie sich unter dem heißen Wasserfall ab. »Ich schätze, wir sollten ein bisschen über uns selbst erzählen«, sagt Cynthia schließlich. »Zur Einführung. Über euch beide weiß ich gewiss nicht

viel.« Weder Herbert noch Aroha wissen, wo sie anfangen sollen. »Womit sollen wir beginnen? Wenn man unsere Lebensgeschichten zusammennimmt, könnte man darüber ungefähr sechzig Jahre reden!«, meint Herb scherzhaft und die anderen lachen. »Nur die Höhepunkte bitte!«, fleht Aroha.

»Wenn ihr wollt, fange ich an«, schlägt Cynthia vor. »Nicht, dass das einfach wäre. Bitte behaltet das, was ich sage, für euch und was noch schwieriger ist - vertraut mir. Ihr werdet bald sehen, weshalb. Ich wurde in Gastein, Österreich, geboren und hatte eine ziemlich normale Kindheit, da ich mir meiner Parabegabung, wie Marcus es nennt, nicht bewusst wurde, bis ich erwachsen war. Übrigens, ich habe Marcus gefragt, ob ich euch von meinem Talent erzählen könnte, und er meinte, das wäre eine gute Idee.«

Sie unterschlägt die Tatsache, dass Marcus noch dazu gesagt hat, es wäre wahrscheinlich besser für Aroha und Herb, sich jetzt damit abzufinden als inmitten einer Krisensituation.

»Ich kann mich noch an den Tag erinnern, an dem mir diese Fähigkeit zweifelsfrei bewusst wurde. Es war einige Zeit, nachdem Marcus mich hierhin eingeladen hatte. Heute weiß ich, dass er mich überhaupt nur deshalb eingeladen hat, weil Maria durch Lena auf meine Parabegabung aufmerksam gemacht worden war. Nicht lange nachdem ich angekommen war, wurde die SR-Inc. hinzugezogen, um bei einer Katastrophe zu helfen. Das hieß, ich war ziemlich auf mich selbst gestellt. Ich hatte Heimweh, auch wenn ich sehr gerne im Meer schwimmen ging - etwas, das ich bis dahin nicht kannte. Eines Tages also lag ich in einer verlassenen Bucht, als ich auf der Klippe hinter mir Stimmen hörte. Zwei Worte ließen mich aufhorchen: ‚... benutzte Telekinese.‘. Aufgrund dieser beiden Worte wurde mir mit einem Mal vieles klar. Natürlich hatte ich die überregionalen Nachrichten, was das Unglück betraf, mit großem Interesse verfolgt. Ich hatte mich schon immer für Paraphänomene interessiert und nachdem ich noch ein bisschen nachgeforscht hatte, war ich ziemlich sicher, dass ich wusste, was los war. Marcus habe ich davon nichts gesagt.

Einige Zeit danach gab es einen weiteren Auftrag für die SR-Inc. und ich habe es so eingerichtet, dass ich das Team begleiten konnte.



Im Keller eines mehrstöckigen Gebäudes war ein Feuer ausgebrochen. Es war Nacht und ich sah mir das Ganze vom gegenüberliegenden Gehsteig an, als ein Typ, der sich als Reporter ausgab, mich fragte, was da vor sich ginge. Die Situation war an einem kritischen Punkt angelangt und ohne nachzudenken plauderte ich aus, dass sie vielleicht Telekinese benutzen könnten. Sofort fing er an, mich zu seinem Auto zu zerren. Ich war wie versteinert. Mir war schlagartig klar, dass ich etwas gesagt hatte, was ich nicht hätte sagen dürfen! In meiner Verzweiflung habe ich dann seine Erinnerung daran gelöscht. Seine Reaktion war unglaublich. Er blieb auf der Stelle stehen und fragte, worüber wir gesprochen hätten.«

An dieser Stelle unterbricht sie Aroha: »Willst du damit sagen, dass du Leute dazu bringen kannst, Dinge zu vergessen?« »Ja.« »Verdammt! Also ich möchte nicht, dass du in meinem Kopf herumpfuschst!«, ruft Herbert aus. »Nun verstehst du, warum ich gesagt habe, dass ihr mir vertrauen müsst.« »Sieht so aus, als hätten wir keine andere Wahl«, murmelt Herbert.

»Natürlich habe ich so bald wie möglich ein Treffen mit Marcus vereinbart und er hat mir klar gemacht, dass ich nicht die Einzige bin, die eine Parabegabung besitzt. Dennoch habe ich sie so wenig wie möglich benutzt. Auf eins könnt ihr euch beide verlassen: Ich verspreche euch, diese Fähigkeit nie euch gegenüber anzuwenden. Das habe ich auch den anderen in unserer Gruppe geschworen. Eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, dass es irgendeinen Grund gibt, sie auf dem Namibia-Auftrag anzuwenden. Es klingt so, als ob wir eine Touristenreise unternehmen würden. Nun, nach all dem, bist du aber an der Reihe, Herbert.« »Ich bin in Hamilton geboren«, beginnt Herbert. »Meine Mutter war eine Maori und mein Vater war Deutscher.« »Deutscher!«, fällt ihm Cynthia ins Wort. »Sprichst du Deutsch?« »Ja, allerdings. Wieso?« »Namibia wurde von Deutschen kolonisiert, deshalb könnte das sehr nützlich sein. Aber entschuldige bitte, ich hätte dich nicht unterbrechen sollen.«

»Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit und das einzig Ungewöhnliche war, dass ich die eine Hälfte des Mindcallers gefunden habe.« Er nimmt ihn unter seinem Hemd hervor und zeigt ihn Cynthia. »Aroha hat die andere Hälfte und wir haben erst vor kurzem versucht, die beiden Hälften zusammenzusetzen. Mit sehr gemischten Resultaten. Marcus zufolge ist der Mindcaller ein leistungsstar-

ker Computer und ich kann mit meiner Hälfte Bilder erfassen, die Aroha dann projizieren kann. Aroha, warum erzählst du Cynthia nicht von den Erfahrungen mit deiner Hälfte?»

Aroha, wie immer zurückhaltend, wenn es darum geht, über sich selbst zu sprechen, beschreibt in kurzen Zügen den Wochenendausflug nach Aorama und betont dabei, was für eine Angst sie hatte, als sie die Projektion nicht anhalten konnte.

»Das klingt ja wirklich Furcht erregend«, meint Cynthia. »Ich nehme an, dass du noch viel üben musst, um Kontrolle über ihn zu haben. Also, ich bin jetzt aber völlig durchgeweicht und da es fast Mittagszeit ist, schlage ich vor, dass wir hineingehen und uns anziehen. Später sollten wir ein wenig im Internet surfen, um etwas über Namibia herauszufinden.«

Nach dem Mittagessen sagt ihnen Marcus, dass sie den Supercomputer des Zentrums benutzen können. »Du lieber Himmel! Seht euch mal an, was hier steht«, ruft Herbert und sieht von seinem Monitor auf. Die anderen lassen das, was sie gerade tun, liegen und gucken ihm über die Schulter. »Namibia ist der fünftgrößte Uranproduzent weltweit!« »Großartig! Das interessiert mich nun auch wirklich«, meint Aroha. »Aber seht her, sie fördern auch jede Menge Diamanten«, sagt Cynthia. »Ebenso Gold und Silber. Was will man mehr?«, ruft Herbert.

»Zweifellos gut von Tigern bewacht«, meint Aroha.

»Nein, du bringst die Kontinente durcheinander. Vielleicht bewacht von Leoparden oder Löwen.« »Jedenfalls verstehe ich jetzt, wieso Marcus meinte, dass es gefährlich werden könnte«, merkt Aroha an. »Da wäre ich nicht so sicher«, sagt Cynthia und schließt das Suchprogramm.

Erst am späten Nachmittag hat Maria Zeit für die anderen. Aroha ist stets erstaunt über all das Kommen und Gehen, das sich in dem großen, von Maria geleiteten Unternehmen abspielt. Irgendwie schafft es Maria aber immer, sich um all die Kleinigkeiten zu kümmern, damit sich jeder wohl fühlt. An diesem Nachmittag hat sie eine Thermosflasche mit Kaffee und ein paar Plätzchen in ihren Rucksack gepackt. Aroha und Maria sitzen schweigend in einem geschützten Winkel am Strand und genießen es einfach, den Wellen

zuzuhören, wie sie an die Felsen schlagen, und dazu heißen Kaffee und Kekse zu schmausen.

»Da betrachtet man das Leben doch wieder aus einer ganz anderen Perspektive, nicht?«, meint Maria. »Nun erzähl mal, wie es dir letztes Wochenende ergangen ist.« »Ich weiß nicht genau, wo ich anfangen soll«, sagt Aroha. »Vielleicht am Anfang.«

»Nein. Ich bin eine von den Leuten, die am liebsten das Schlimmste zuerst hinter sich bringen. Es endete damit, dass ich in Panik geriet! Es war ein Schock, teilweise auch deshalb, weil zunächst nichts Außergewöhnliches passiert ist - abgesehen davon, dass ich die Kräfte in Wind und Meer deutlicher spürte als jemals zuvor. Und mit Hilfe eines geistigen Kraftakts ist es mir gelungen, dass sich die Glühwürmchen wie Sternschnuppen aufführten. Die anderen waren beeindruckt.«

»Ihr habt es also geschafft, die Höhle wiederzufinden?« »Ja - als wir die beiden Hälften zusammengesetzt haben.« »Deutet das darauf hin, dass er als Ganzes besser zu kontrollieren ist als jede der beiden Hälften für sich?« »Ja. Nein! Warte nur, bis du hörst, was passiert ist.«

Maria hört schweigend zu, während Aroha zu erklären versucht, was sich ereignete, als sie über das Meer schauten. »Ich hatte schreckliche Angst«, sagt sie zum Schluss, dem Weinen nahe. »Das ginge wohl jedem so! Komm, lass uns wieder ins Haus gehen und sehen, was Marcus dazu zu sagen hat. Ich glaube, er ist gerade von einem Treffen zurück und muss gleich zum nächsten«, sagt Maria mit einem Blick auf ihren e-Helfer.

Im Haus empfängt sie Herbert in der Eingangshalle und Maria schlägt ihm vor mitzugehen. In einem der Wohnzimmer mit Meeresblick setzen sie den Mindcaller zusammen. Aroha ist äußerst nervös. Als Erstes erwähnt sie, dass sie wieder die physikalischen Kräfte um sich herum spürt.

»Ich vermute, dass es sich hierbei um eine angeborene Parabegabung handelt, die der Mindcaller verstärkt«, sagt Marcus. »Nun möchte ich dich bitten zu versuchen, den Vorfall zu demonstrieren, der dich so erschreckt hat. Ich bin mir sicher, dass es diesmal in Ordnung sein wird. Jeder besitzt eine angeborene Angst davor, das irgendjemand oder, wie in diesem Fall, irgendetwas an seinem Verstand herumfummelt.«

Aroha konzentriert sich auf das Jetzt und merkt, wie sie sich entspannt. Es erstaunt sie wirklich, dass an einem so bewölkten Tag ein derart dramatisches Meerespanorama entstehen soll, wo sich doch nur an einer Stelle ein bisschen blauer Himmel zeigt und die Sonnenstrahlen durchlässt. Sie konzentriert sich auf die Wellen, die sich aufbäumen und eine grüne Wand bilden, um sich dann in glitzern-des Silber zu verwandeln, bevor sie in einen Mantel von weißem Schaum gehüllt werden. Ganz behutsam färbt sie die weißen Bläschen aprikosenrosa und betrachtet sie dabei, wie sie sich langsam am Strand ausbreiten, als die Welle sich bricht. Dann verwandelt sie das Silber in Gold und das Grün in Taubengrau. Dieses künstlerische Schaffen hat etwas Wundervolles und die anderen stehen neben ihr und halten ehrfürchtig den Atem an.

Aroha gewinnt an Selbstvertrauen und ändert geschwind die Jahreszeiten. Für einen kurzen Augenblick werden die Bilder chaotisch, was allerdings nur von Marcus bemerkt wird. Während einer Winterszene fügt Aroha Cellomusik hinzu und dann den Klang mehrerer Blasinstrumente, die auf dramatische Weise mit dem Tosen der Wellen harmonieren.

Herbert kann nicht widerstehen auch etwas beizusteuern und mit seinem unvergleichlichen Sinn für Humor fügt er zu der Szene Fische hinzu - fliegende Fische, die zu der Musik auf ihren Schwanz-flossen tanzen! Alle außer Aroha lachen und ihre Anspannung lässt nach. Aroha entdeckt jedoch schnell, dass sie in der Lage ist, ihren Kopf frei zu machen und die Bilder einzustellen.

»Ihr habt gut lachen«, meint sie. »Aber ich bin immer noch nicht davon überzeugt, dass ich jedes Mal in der Lage bin, die Dinge im Griff zu behalten.«

»Ich bin mir sicher, dass dir das gelingt«, sagt Marcus mit Nachdruck. »Die Lektion, die du letztes Wochenende gelernt hast, war hart. Ich weiß aber genug über Parabegabungen, um zuversichtlich sagen zu können, dass du mit etwas mehr Übung immer alles unter Kontrolle haben wirst. Außerdem, hast du bemerkt, dass es dieses Mal einen Punkt gab, an dem die Bilder ein bisschen chaotisch wurden?« Aroha schüttelt den Kopf.

»Dann hast du sie wohl unterbewusst wieder unter Kontrolle gebracht, nehme ich an.« »Ich hoffe nur, dass du Recht hast!«

»Ich habe mich eine ganze Weile damit beschäftigt herauszufin-

den, wie ihr von euren Fähigkeiten mit dem Mindcaller profitieren könnt«, sagt Marcus am nächsten Morgen beim Frühstück. »Anscheinend handelt es sich hierbei nicht um Telepathie im üblichen, paranormalen Sinne. Es sieht eher so aus, als würde er dir eine Art visuelle Telepathie ermöglichen. Besonders dein Bericht von der Party hat mich interessiert, Aroha, auf der du Leute mit ihren Auren, die sich als konzentrische Kreise präsentierten, gesehen hast. Deshalb frage ich mich, ob der Mindcaller über ein eigenes Symbollexikon verfügt, zu dem du nur vorübergehend Zugang hast. Ich schlage vor, dass ihr heute Morgen eine Zeit lang übt, euch gegenseitig visuelle Gedanken zuzusenden, um zu sehen, was ihr entwickeln könnt.«

Sie gehen schwimmen und zwischendurch üben sie für einige Stunden. Herbert macht, wie das so seine Art ist, aus der Session ein vergnügliches Schauspiel, bei dem es viel zu lachen gibt. Er nimmt das Symbol, das sich Aroha selbst zugeeignet hat, und belebt es, vergrößert es, vervielfältigt es und lässt es explodieren ...

Als sie dessen überdrüssig werden, üben sie Symbole zu erzeugen, indem sie die Umrisse der Objekte verwenden, die sie visualisieren. Das ist schwieriger als erwartet, denn es fällt ihnen äußerst schwer, interessante Objekte einzugrenzen. Sobald ihnen das in einer Art Rohfassung gelingt, schicken sie die Symbole hin und her, wobei sie diese ständig verändern. Nur einmal fällt ein Schatten auf diesen Nachmittag, als Herbert es nicht lassen kann, Aroha Symbole von ihnen beiden zuzusenden, wie sie verschlungen im Bett liegen. Als sie auf sein Wunschdenken sehr negativ reagiert, ist Herbert verletzt.

Nach dem Schwimmen liegen sie beide auf dem Rücken und ruhen sich eine Weile aus. »Ob wir uns wohl auch gegenseitig Gedanken zusenden können - ohne dass sie sichtbar sind?«, bemerkt Aroha. »Lass es uns versuchen«, meint Herbert voller Enthusiasmus. »Manche Situationen, in denen man keine Worte findet, können schrecklich einschränken.«

Es überrascht nicht weiter, dass ihnen das nicht gelingt. Sogar als Herbert mit seinem Herzen, seiner Seele und seinem Verstand »Ich liebe dich« denkt, »hört« Aroha nichts - sie sieht nur unbestimmte rote Blitze.

»Ich nehme an, es ist zwecklos Wörter zu buchstabieren«, meint Herbert. Sie versuchen es, aber die Buchstaben fliegen, gehen fließend ineinander über und sind schließlich nicht wiederzuerkennen. »Hoffnungslos, was?«, sagt Herbert, und Aroha stimmt zu. Nachdem endlich gehen sie zum Abendessen zurück zum Haus.

Jack, einer von Marcus' Angestellten, fliegt Aroha und Herbert am nächsten Tag in einem Moller nach Wellington. Jack verdankt Marcus und Maria sein Leben und ist ihnen gegenüber weit über das normale Maß hinaus loyal ergeben.

Als Aroha und Herbert in das Büro der Premierministerin treten, erwarten sie alles andere, nur nicht, dass diese in schallendes Gelächter ausbricht. »Ihr seid mir ja zwei Vagabunden!«, ruft sie kopfschüttelnd aus. »Glaubt ihr etwa, dass ihr in dem Aufzug Botschafter für Neuseeland sein könnt?!« Einen Moment lang denkt Aroha, dass Maria einen schrecklichen Fauxpas begangen hat, als sie sie wie Rucksacktouristen ausstaffiert hat. »Aber, entschuldigen Sie, aber ...«, stammelt Aroha.

»Nein. Für die Rolle, die ihr spielen sollt, seht ihr vermutlich genau richtig aus. Es geht nur darum, dass ich euch unserem Außenminister vorstellen werde, und ich weiß genau, was der denken wird. Er hat bereits deutlich zu verstehen gegeben, dass wir diese Arbeit lieber den Profis überlassen sollten. Natürlich weiß er nichts von dem, was mir über Marcus und seine so genannte Bergungstruppe bekannt ist!«

Aroha und Herbert wissen nicht, was sie darauf erwidern sollen, werden aber zum Glück durch ein Klopfen an der Tür davor bewahrt, in Verlegenheit zu geraten. Ein vielsagender Blick auf dem Gesicht des Neuhinzugekommenen verrät ihnen, um wen es sich handelt.

»Frank, das ist Aroha und das ist Herbert, Geheimagenten für den Namibia-Auftrag. Ich möchte, dass Sie ihnen alle Daten zur Verfügung stellen, und ich meine alle, die für diesen Auftrag von Bedeutung sind. Achten Sie dabei insbesondere auf die höchst verdächtigen Verbindungen zwischen Mr. Gibsen, der rechten Hand des Präsidenten, und seinen Kontaktpersonen in Rotorua.«

Sie wendet sich an Herbert und Aroha. »Namibisches Geld strömt in hiesige Banken, sowohl in Rotorua als auch in Queenstown. Viel

Geld.« Sich wieder an Frank wendend, meint sie: »Ich möchte, dass Sie dafür sorgen, dass alle Daten, die sich in Ihrer Kartei befinden, an die beiden übermittelt werden. Und Sie sollten ihnen, während sie hier sind, denke ich, die geheimen Videos und Fotos zeigen.«

»Alle?«, bringt Frank stotternd hervor. »Ja, alle. Mir ist bewusst, dass das eine Weile dauern wird, aber es ist wichtig.« »Die werden sich doch noch nicht mal die Hälfte davon merken können.« »Werden wir wohl«, äußert sich Aroha zuversichtlich. »Herbert besitzt ein fast perfektes fotografisches Gedächtnis.« Herbert fällt es schwer, seine Haltung zu bewahren. »Gut«, beschließt die Premierministerin das Gespräch. »Ich übergebe Sie an Frank. Viel Erfolg.« Sie schüttelt allen die Hände und geleitet sie aus ihrem Büro.

Zweifellos gibt es eine Menge von Informationen. Es dauert nicht lange, bis den beiden klar wird, dass der Assistent des namibischen Präsidenten, ein Typ namens Gibsen, und sein Gefolge mit Geld nur so um sich werfen, sowohl in Rotorua als auch, was noch mehr überrascht, in Arrowtown, einer kleinen Stadt in der Nähe von Queenstown. Aroha denkt, dass es tatsächlich so aussieht, als würden sie wie die Fürsten leben.

Im Flugzeug nach Hause sind sie zu müde, um viel zu reden. Irgendwann setzt sich Herbert allerdings auf und empört sich: »Das war hinterhältig! Wie konntest du das über mein so genanntes fotografisches Gedächtnis sagen! Ich hatte Mühe nicht loszulachen!« »Ich glaube wirklich, dass der Minister zum Schluss ziemlich beeindruckt davon war, wie schnell du anscheinend die Dinge aufgenommen hast.«

»Natürlich wissen wir nicht, ob der Mindcaller alles festgehalten hat. Ich habe bisher noch nie versucht, auch nur halb so viel festzuhalten.« »Ich denke, wir sollten uns das morgen alles genau ansehen. Im Moment bin ich sogar zum Nachdenken zu müde«, sagt Aroha und schließt ihre Augen.

Am nächsten Morgen geben Herbert und Aroha ihre Erfahrungen mit der Premierministerin und dem Außenminister bei ihrer Einsatzbesprechung an Marcus und Cynthia weiter. Herbert sagt zum Schluss: »Ich will nur hoffen, dass wir alles erfasst haben.« »Es liegt auf der Hand, dass ihr den Rest des Morgens damit zubringen

müsst, die Dateien zu überprüfen. Ich habe volles Vertrauen, dass ihr alles aufgenommen habt - und auch erfolgreich abspielen könnt! Viel Glück!«

Zunächst gibt es mehrere enttäuschende Fehlstarts, aber dann gelingt es Aroha und Herbert, ihre Visualisierung vom Ausgangspunkt an zu synchronisieren und so die Projektion zu starten. Zu Herberts Erleichterung ist alles erfasst worden - die ganzen fünf Stunden. Aroha, Herbert und Cynthia sehen alles äußerst konzentriert durch und bemühen sich insbesondere, sich die Gesichter der Hauptverdächtigen einzuprägen.

Den Rest des Tages verbringt die Gruppe über Karten und Reiseleiter gebeugt, die aus Marcus' gut ausgestatteter Bibliothek stammen. Da sie noch nie unter wüstenähnlichen Bedingungen gelebt haben, entscheiden sie sich schließlich, sich durch einen Besuch im Etosha National Park zu akklimatisieren.

»Du lieber Himmel«, ruft Herbert und sieht von seinem Bildschirm auf. »Auf dieser Seite steht, dass einige afrikanische Länder das Abschießen von Elefanten erlauben - weil es nicht mehr genügend Wald gibt. Andere Länder hingegen erlauben das nicht. Deshalb gibt es nun einen aktiven Schwarzhandel mit Elfenbein! Vielleicht bezieht unser Gibsen daraus sein Bargeld? Das könnte aufregend werden.«

Aroha hat jedoch das letzte Wort: »Aufregend, sicher. Lasst uns aber hoffen, dass es nicht zu aufregend wird.«



## 16. Die Große Weiße Fläche (Etosha)

**Februar 2012**

Als sie im Kleintransporter im Nordwesten Namibias zum Etosha National Park (Die Große Weiße Fläche) unterwegs sind, verspürt Aroha, wie bislang immer zu Beginn ihrer Mindcaller-Ausflüge, kribbelige Erregung, zugleich aber auch Besorgnis. Namibia unterscheidet sich allerdings sehr von allem, was sie bislang gesehen hat: blassblauer Himmel, völlig kahle Bäume und milchig goldene Gräser, die sich im heißen, trockenen Wind biegen.

Mit jeder Bewegung spürt sie den Ernst dieses Auftrags. Sie alle tragen das neueste Modell des Desert Survival Bodysuits, mit dem sie noch vor ihrer Abreise von Great Barrier ausgestattet worden sind. Man hat ihnen gezeigt, wie er funktioniert, und ihnen gesagt, sie sollen sich einprägen, wie man ihn benutzt und pflegt. Marcus' letzte Worte waren: »Tut einfach so, als wäre er eure zweite Haut. Und tragt zumindest immer das Mittelteil!«

Heute Morgen, als sie noch in ihrem Hostel in Windhoek waren, in dem sie ihre erste Nacht in Namibia verbrachten, hat Cynthia vorgeschlagen, diese Woche im Naturpark als Übungsaufgabe zu betrachten, die dazu dient, sich auf das Überleben in der Wüste vorzubereiten. In diesem Zusammenhang hat sie ihnen dann empfohlen, den kompletten Anzug zu tragen, und Aroha fällt es schwer sich daran zu gewöhnen. Nicht, dass er wirklich unbequem ist - sie ist äußerst dankbar für seine erstklassigen, solarbetriebenen Kühltaschen - aber er fühlt sich so unheimlich an, fast lebendig!

Sie haben sich einer kleinen Tourgruppe angeschlossen, die aus Dan, ihrem Führer, und zwei weiteren Mitreisenden besteht: Aron, einem dänischen Geologen, und Barbara, einer englischen Zoologin.

Wie Marcus ihnen bereits gesagt hat, weiß Dan über alles sehr gut Bescheid, angefangen von der Flora und Fauna bis hin zur Politik. Er macht sie auf Tiere und Vögel aufmerksam: große Raubadler, Zwerggänsegeier (von denen viele außerhalb ihrer Sichtweite hoch am Himmel kreisen, in einer Höhe von einer Meile, um auf jede Gestalt herabzuschießen, die lange genug bewegungslos daliegt) und zahllose wunderschöne, kleine Vögel, wie zum Beispiel den

Rotbauchwürger. Aroha fragt sich, wo die Webervögel ihre Nester gebaut haben, bevor es Strommasten gab.

Die erste Nacht verbringen sie in der Mitte des Parks, in der Okaukuejo Lodge. Aroha erlebt eine echte Überraschung, als sie am nächsten Morgen als Erstes die Tür öffnet - vier lange Beine stehen auf der Fußmatte! Nachdem sie zweimal hingeguckt hat, schnappt sie sich eine Kamera und macht zwei ausgezeichnete Fotos von der Giraffe - eins von der oberen und eins von der unteren Hälfte.

Als sie früh am nächsten Morgen an der Etosha Salzpflanze ankommen, verstehen sie, wie der Park zu seinem Namen gekommen ist. Die Salzpflanze ist flach, weiß und baumlos, so weit das Auge reicht. Hier ist eine der wenigen Stellen, wo Touristen aus ihren Autos aussteigen können - es ist äußerst unwahrscheinlich, dass sich ein Löwe hier unbemerkt nähern könnte!

Auf dem Rückweg zur Lodge bewundert Aroha die Landschaft, die glänzenden, weißen Steine, die weißen Äste der Bäume und die goldenen Akazienblüten, die gerne von den Tieren gefressen werden.

»Dan«, meint sie, »auf der Karte ist ein Geisterwald eingezeichnet. Sind das die gleichen gespenstischen Bäume wie die, die wir hier gerade sehen?« »Aber nein!«, lacht Dan. »Was du hier siehst, ist nur Kalksteinstaub, der alles einhüllt. Der Wald ist eine völlig andere Geschichte. Den Ureinwohnern Afrikas zufolge hatte Gott Ärger mit den Moringabäumen, als er dabei war, Etosha zu erschaffen.« Dan spielt ihnen dann vor (mit nur einer Hand am Steuer), wie Gott wie ein Kutscher flucht, bevor er die Bäume herunterwirft - verkehrt herum! »Nun werden sie Geisterbäume genannt, weil sie so aussehen, als ob sie mit ihren Wurzeln in der Luft winken.«

An diesem Abend beim Essen betont Dan niedergeschlagen (was er bereits zuvor mehrere Male erwähnt hat), dass es nun seit drei Jahren keine Regenzeit gegeben hat. Das bedeutet, dass die Tiere und Vögel gezwungen sind, zu den wenigen noch verbliebenen Wasserlöchern zu kommen. Der einzige Pluspunkt daran ist, dass Touristen nun mehr Tiere zu sehen bekommen.

Jedes neue Wasserloch ist für Aroha noch faszinierender als

das letzte. »Schau mal! Hunderte von Elefanten!«, ruft sie aus, wie üblich zu Übertreibungen neigend. Zwei große Herden kommen schwerfällig aus entgegengesetzten Richtungen. Sicherlich sind es insgesamt mehr als fünfzig und die Possen, die sie beim Herumalbern im Wasser aufführen, sind unglaublich. Zwei Elefantenbabys bleiben dicht bei ihren Müttern, während zwei junge Elefantenbulen, wie könnte es auch anders sein, das Schlusslicht bilden.

Der Höhepunkt ihres Etosha-Aufenthalts ereignet sich an ihrem letzten Tag, am letzten Wasserloch. Auf der einen Seite der Straße befindet sich ein Wasserloch, bei dem es sich um kaum mehr als ein Schlammloch handelt. Dort grasen Oryxantilopen, während auf der anderen Straßenseite eine große Zebraherde weidet. Ihr scharfsichtiger Führer sieht als Erster, dass sich zwischen den beiden Herden drei Löwen aufhalten. Er ist überrascht, denn während es für Pflanzenfresser normal ist, die Wasserlöcher am Tag aufzusuchen, kommen die Fleischfresser doch normalerweise nur bei Nacht. Die drei Löwen verteilen sich in einem Dreieck, dessen kürzeste Seite etwa fünfzehn Meter lang ist. Es kommt einem recht unnatürlich vor, dass derartige Feinde so friedlich beieinander bleiben. Diese Ruhe dauert ungefähr zwanzig Minuten, bis eines der Zebras beschließt, die Straße zu überqueren - es hinkt!

»Das hat die längst Zeit gelebt«, murmelt Dan vor sich hin. »Es ist wahrscheinlich sehr durstig«, sagt Barbara. »Gibt es hier zufälligerweise einen Arzt?«, scherzt Aron. »Schaut euch mal die Löwin dort rechts an«, sagt Dan. »Seht, wie sie sich nun flach hingelegt hat - in Angriffsposition!« »Und die linke jetzt auch!«, ruft Aroha besorgt.

Eine Ewigkeit lang scheint nichts zu passieren, außer dass sich das Zebra langsam und mühsam zum Wasserloch herüberbewegt. Dann, wie auf Kommando, greifen alle drei Löwen an. Das Zebra hat noch genug Kraft, um humpelnd loszulaufen. Es ist ein knappes Rennen, aber bald wird klar, dass das Tier es nicht zurück zur Herde schafft, wo es in Sicherheit wäre. Aroha und Herbert, die beide dazu erzogen worden sind, die Natur zu schützen, wird es übel. Es ist so schlimm, dass Herbert unbewusst mittels seiner Gedanken nach vorne greift und zu seinem Erstaunen und seiner Erleichterung feststellen muss, dass der vorderste Löwe langsamer wird. Es ist kaum zu glauben, aber die anderen beiden Löwen werden ebenfalls

langsamer und geben damit dem Zebra genügend Zeit. »Das gibt es nicht«, sagt Dan. »In meinen ganzen zwanzig Jahren als Führer habe ich so etwas noch nicht erlebt. Es gab absolut keinen Grund für die Löwen, ihr Tempo derart zu verlangsamen.« »Irgendwie bin ich ein bisschen enttäuscht«, meint Aron. »Denkt nur an die Fotos, die uns entgangen sind.« Aroha und Herbert jedoch ist vor Erleichterung fast schwindelig. Cynthia sieht sie an, sagt aber nichts.

Auf dem Weg zurück zur Lodge sprechen sie über fast nichts anderes. Beim Abendessen erwähnen Aron und Barbara, dass sie ein paar Tage in einem versteckten Flussbett weiter nördlich, jenseits der Grenzen des Parks, verbringen werden. Sie wollen versuchen, eine seltene Webervogelart ausfindig zu machen. Als Aroha sagt, wie gern sie mitgehen würde, meint Barbara, sie könnten gerne mitkommen. »Je mehr Augenpaare, desto besser die Aussicht auf Erfolg«, fügt Barbara hinzu. Nur Cynthia hat Bedenken und weist darauf hin, dass sie mit der Arbeit anfangen sollten. Sie wird jedoch überstimmt.

Als sie in Arons Kleintransporter durch die Eingangstore des Parks fahren, bemerkt Aroha anerkennend den starken Stacheldrahtzaun, der den Park umgibt. »Brechen hier jemals Tiere aus?«, fragt sie. »Äußerst selten«, erwidert Aron. »Ich habe irgendwo gelesen, dass vor ungefähr zehn Jahren ein Löwe entkommen ist. Er ist über einen großen Haufen Straßenschotter geklettert, den man, zumindest aus seiner Sicht, freundlicherweise nahe am Zaun platziert hatte.«

»Also, was das Tal betrifft, in das wir jetzt fahren, so habe ich bestimmt noch nie gehört, dass es dort Fleisch fressende Tiere gibt«, sagt Barbara. »Das ist mit ein Grund, weshalb Vögel dort so gut gedeihen.«

Der erste Tag, den sie im Flussbett verbringen, verläuft ohne Zwischenfälle. Am zweiten Morgen treffen sie dann auf Schwierigkeiten. Nachdem sie weiter nach Osten gefahren sind, klettern Aroha, Herbert und Cynthia mühsam eine neue Hügelkette hoch, während Aron und Barbara noch ein weiteres trockenes Flussbett erforschen. Cynthias kleine Gruppe erreicht eine Lichtung auf dem Gipfel des Hügels und setzt sich hin, um eine Pause einzulegen. Barbara hat

ihnen ein Foto mitgegeben von dem Vogel, nach dem sie suchen, und ein starkes Fernglas. Nun ist Aroha an der Reihe, nach ihm Ausschau zu halten.

»Ich sehe, wie sich da etwas bewegt! Allerdings ist es groß - und nicht klein. Da drüben!«, sagt sie, auf einige Büsche deutend, und reicht Herbert das Fernglas. »Wo? Nein! Es ist gefleckt!«

Alle erstarren. Es scheint eine Ewigkeit zu dauern, bis sich etwas bewegt. Dann passieren mehrere Dinge auf einmal. Ein Leopard springt auf, aber nur, um dann mitten im Sprung wieder herunterzufallen. Man hört Schüsse, als drei Parkranger von der anderen Seite des Kamms gerannt kommen und ihn töten.

»Ihr in Ordnung?«, fragt ein Ranger in gebrochenem Englisch. Aroha, Cynthia und Herbert nicken. »Dieser ausgebrochen«, erklärt der zweite Ranger, »benutzt kaputten Baum. Elefant hat ihn umgestoßen.« Die drei Freunde nicken stumm. »Ihr habt großes Glück gehabt«, bemerkt ein weiterer Ranger. »Ich habe noch nie Tier buchstäblich von Himmel fallen gesehen - wie Stein.«

Die Rufe von Aron und Barbara, die die Schüsse gehört haben, werden immer lauter. Herbert antwortet ihnen und als die beiden sie schweißgebadet erreichen, sind sie völlig verblüfft angesichts dessen, was sie da sehen. »Sind noch mehr ausgebrochen?«, fragt Barbara entsetzt. »Nein. Nein. Nur Spuren für den da«, beruhigt sie ein Ranger.

In gedrückter Stimmung macht sich die Gruppe auf den Rückweg zum Flussbett. Aroha und Herbert sind beide noch schwer mitgenommen.

Beim Mittagessen erholen sie sich langsam und sprechen darüber, was für ein Glück sie hatten. Aroha erklärt Barbara und Aron, wie der Leopard mitten im Sprung herunterzufallen schien. Cynthia sieht Herbert derart fragend an, dass ihm mit einem Mal etwas klar wird, was er bislang nur unterbewusst wahrgenommen hat. Er hat eine Parabegabung benutzt! Er öffnet den Mund und macht ihn dann wieder fest zu, als er bemerkt, wie ihn Aron und Barbara fragend ansehen. Er kann es kaum erwarten, bis er mit Cynthia und Aroha alleine ist.

Sie einigen sich darauf, den Nachmittag alle zusammen im Tal zu verbringen. Herbert probiert heimlich seine neu entdeckte Be-

gabung aus - indem er Vögel sich langsamer bewegen lässt, damit Aroha sie fotografieren kann. Als ihr Aroha die Fotos auf ihrem e-Helper zeigt, ist Barbara erstaunt angesichts der guten Qualität. Sie bewundert sie dermaßen, dass Aroha ihr Kopien davon gibt.

Am Abend diskutieren Herbert, Aroha und Cynthia den Tagesverlauf und Herberts neu entdeckte Fähigkeit. »Das war ich!«, sagt er. »Ich habe den Leopard aufgehalten!« Er kann es kaum glauben. »Genauso, wie du die Löwen aufgehalten hast«, betont Cynthia. »Ja! Du hast Recht!« meint Herb aufgeregt. »Und wenn ich jetzt darüber nachdenke, vor vielen Jahren habe ich einen Typ, der mit einem Messer kämpfte, ebenfalls aufgehalten. Vermutlich ist es die Gefahr, die mich dazu veranlasst, diese Fähigkeit zu benutzen. Ich wünschte mir nur, dass dazu nicht ganz so viel Aufregung nötig gewesen wäre.« »Das wünschte ich mir auch«, stimmt ihm Aroha von Herzen zu.

Cynthia weist darauf hin, dass eine Parabegabung sich oft erst durch einen wirklichen Schrecken offenbart. »Du hast uns auf jeden Fall das Leben gerettet«, sagt sie und klingt sehr ernst. »Bodysuits hätten es mit diesen Zähnen nicht aufnehmen können.«

Sie rückt etwas näher an Herbert heran und schaut ihn bewundernd an. Herbert wirft Aroha einen kurzen Blick zu, doch die scheint in ihre eigenen Gedanken vertieft zu sein. Er kann sie nicht verstehen. Schließlich hat er auch ihr das Leben gerettet! Er ist empört und würde sie am liebsten schütteln, wendet sich aber wieder Cynthia zu.

Während die beiden Jungs am dritten Morgen ein bisschen Geologie betreiben, machen die Mädels mit der »Weber-Wache« weiter - wie sie es nennen. Sie haben schon viele verschiedene Arten von Webern gesehen: gesellige Weber, deren große Nestkolonien ganze Bäume ausfüllen, gemeine Büffelweber und Scharlachweber. Aber der Maronenweber ist nirgends zu sehen. Diese kleinen Vögel haben sehr leise Rufe und sind deshalb umso schwerer aufzufahren.

»Vor zehn Jahren war der Maronenweber recht verbreitet in Namibia«, erzählt Barbara. »Zwar schwankten seine Bestände und man ging auch davon aus, dass es sich bei ihm um einen Zugvogel handelt. Aber jetzt ist er extrem selten. Keiner weiß, warum. Und so

gehören wir zu einem Team, das Untersuchungen durchführt, um herauszufinden, was da vor sich geht.«

Weiter oben im Tal finden sie viele verschiedene Arten von Halbedelsteinen, einschließlich des wunderschönen roten Jaspis. Herbert sammelt so viele, dass Aron scherzhalber meint, dass ihr Flugzeug, mit seinem schweren Rucksack im Laderaum, wohl nicht mehr in der Lage sein wird abzuheben. Das hält Herbert aber keineswegs davon ab. Er hat eine Steinschleiftrommel zu Hause, die er dazu benutzt hat, Jade zu polieren. Nun will er Jaspisschmuck machen, wie er sagt.

Als sie eine Pause machen, erzählt Herbert Aron, dass sie hoffen, während ihres Aufenthaltes in Lüderitz eine Diamantenmine besichtigen zu können. Herbert befragt ihn ausführlich über die Diamantenproduktion, während er die ganze Zeit den Mindcaller nach zusätzlichen Informationen durchsucht. Als Aroha zufällig mitbekommt, dass Herbert sich einen Spaß daraus macht, mit Hilfe des Mindcallers immer eine Nasenlänge voraus zu sein, weiß sie nicht so recht, ob das wirklich lustig ist. Sie schickt ihm jedoch mit Hilfe ihrer Gedanken eine Warnung vorsichtig zu sein!

Unter einem dornigen Akazienbusch erspäht Aroha eine Gabelracke. Sie sinnt gerade über die erlesene violette Farbe ihrer Flügel nach, als sie bemerkt, dass sich deren Füße in einem Netz verheddert haben. Leise weist sie Herbert darauf hin. Ziemlich ungeschickt versucht er, den Vogel dazu zu bringen still zu halten, um ihn befreien zu können, aber der wehrt sich wie verrückt, bis dann Barbara dazukommt, ihn fachmännisch hält und ihn dann freilässt.

Am Spätnachmittag stößt Barbara schließlich auf ein nistendes Maronenweberpärchen. Sie ist außer sich vor Begeisterung! Herbert macht sie darauf aufmerksam, wie meisterhaft dieses Nest gestaltet und ausgeführt ist. Es besteht aus wunderschön miteinander verflochtenen Gräsern und ist innen mit feinen, weißen Daunen ausgelegt.

Während Barbara eifrig damit beschäftigt ist das Nest zu fotografieren, hilft Herbert Aroha dabei, ein Foto von dem Männchen zu machen, indem er dessen Bewegungen verlangsamt, als es mit ausgebreiteten Flügeln zwischen den Ästen hindurchsaust. Sie bedankt sich geistesabwesend bei ihm, was dazu führt, dass er wütend zu sich selber sagt: »Verdammt noch mal! Der Teufel soll sie holen.

Nach allem, was ich für sie getan habe. Ich habe sie sogar vor einem Löwen gerettet. Sie kann sich noch nicht mal ordentlich bedanken! Und was die Liebe betrifft ...!«

Als Reaktion darauf zeigt er ein auffälliges Interesse an Cynthia und fordert sie auf, sich auf der Rückfahrt nach Windhoek neben ihn zu setzen.

Auf der Rückfahrt unterhält sie Dan mit amüsanten politischen Anekdoten. Er spricht über die Ungerechtigkeit in den Lohnabsprachen: hohe Gehälter für Regierungsangestellte und niedrige für alle anderen. Aroha spürt, dass sich hinter seinem trockenen, zweideutigen Humor die Sorge über die derzeitigen Verhältnisse verbirgt.

Cynthia interessiert sich ganz offensichtlich für einen Kommentar von ihm über die »Stinkreichen«, und so macht er einen kleinen Umweg, um ihnen ein Neubaugebiet mit Luxushäusern zu zeigen, die mit Steuererleichterungen finanziert worden sind. Alleine die Springbrunnen, die vor jedem Haus protzig zur Schau gestellt werden, sind eine Beleidigung für die Armen. Dan zeigt ihnen die Villa, die Mr. Gibsen, der rechten Hand des Präsidenten, gehört. Er steigt aus und tut so, als ob er sich auszüge und dann versuchte, seine Sachen in Gibsens Springbrunnen zu waschen - bis aus dem obersten Fenster eine wütende Stimme zu hören ist, die ihn anschreit, dass er verschwinden solle.

Mit gesenkten Köpfen checken sie im Safari Hotel ein. Erst als die Aufzugtüren sich schließen, fangen sie alle an zu lachen. »Habt ihr beobachtet, wie die Concierge uns angesehen hat!«, ruft Aroha aus. »Ja, und die Hotelpagen haben nicht mal angeboten, unsere verstaubten Rucksäcke zu tragen!«, bemerkt Cynthia. »Ich glaube nicht, dass Tramps sich hier normalerweise aufhalten dürfen«, meint Herbert. »Also, ich gehe mal davon aus, dass jetzt Duschen und ordentliche Kleidung angesagt sind. Ich sehe euch dann unten, zum Abendessen.«

Da Namibia einmal eine deutsche Kolonie war, speist die Gruppe in feudaler Umgebung in einem Raum, der so aussieht, als würde er direkt aus einer Ritterburg stammen. Die goldene und rote Einrichtung wird durch gelb getäfelte Wände ergänzt. Stühle und Tische sind aus kunstvoll geschnitztem Holz. Kristallgläser befinden sich



auf makellosen Tischtüchern. Das Paar am Nachbartisch unterhält sich mit dem Maître de Maison in fließendem Deutsch, während sie ihr Bier aus großen Gläsern trinken.

Das Trio bleibt noch eine Zeit lang bei Kaffee und Crème Brûlée sitzen und denkt erneut über seinen Auftrag nach. »Morgen müssen wir eine Bank, ein Sportwarengeschäft und eine Edelsteingalerie filmen«, sagt Cynthia. »Auf die Galerie freue ich mich schon richtig«, bemerkt Aroha. »Übrigens, als ich heute Morgen mit Marcus gesprochen habe, meinte er, dass es mal wieder an der Zeit sei, den Mindcaller als Ganzes auszuprobieren.«

Herbert stimmt von Herzen zu, aber Aroha hält sich, verständlicherweise, immer noch zurück. »Die Gelegenheit ist günstig«, meint Herbert. »Aroha, deine Hälfte bitte.« Aroha reicht Herbert ihre Hälfte und er fügt die beiden Teile ineinander. »Ja, so ist es schon besser. Ich kann jetzt klar und deutlich hören, wie sich das Paar am Nebentisch unterhält - in Deutsch.« Er hält inne und hört zu. »Aber nichts Interessantes.«

Er gibt Aroha den Mindcaller. Sobald sie ihn berührt, wird sie mit Wahrnehmungen bombardiert und sie wirft ihn geradezu zu Herbert zurück. »Es ist einfach zu viel!«, ruft sie aus. »Solche Energien wie die hier drinnen habe ich noch nie erlebt. Es gibt wirklich beunruhigende Unterströmungen, sowohl unter den Angestellten - als auch den Gästen. Ich verstehe das nicht. Bitte trenne den Caller wieder, Herbert. Vermutlich bin ich einfach zu müde.«

Gemäß ihrem Plan als Touristen aufzutreten verbringt die Gruppe den nächsten Morgen damit, sich Windhoeks Sehenswürdigkeiten anzusehen. Herbert trägt den vollständigen Mindcaller in der Tasche. In der Bank passiert nichts Überraschendes. Im so genannten Sportgeschäft scheint es so viele Waffen zu geben, dass man damit eine Armee ausrüsten könnte. Herbert geht an den Reihen mit der Munition entlang und filmt dabei die winzigen Erkennungszeichen.

Da geht es in der Kristallgalerie schon anders zu! Am Eingang werden sie durchsucht, aber der Wachtposten wirft nur einen oberflächlichen Blick auf den Mindcaller, den Herbert um den Hals trägt. Große Schilder verkünden: »Fotografieren verboten.« Vermutlich deshalb, denkt Aroha, um die Touristen dazu zu zwingen, stattdessen die Hochglanzfotos zu kaufen. In einem dorthin umge-

setzten Tunnel betrachten sie ehrfürchtig die prächtigen Kristalle, die vom Boden bis an die Decke reichen. Der Tunnel ist dunkel und an jeder Ecke stehen, Statuen ähnelnd, Wachtposten. Die Kristalle sind geschickt beleuchtet und sowohl Cynthia als auch Aroha sind beeindruckt. Sie greifen mit ihren Hände tief in die Becken hinein, die mit geschliffenem blauem Bandachat und Rosenquarz angefüllt sind, lassen die Steine durch ihre Finger gleiten und bestaunen ihre Geschmeidigkeit und Ausstrahlung. Einige der weltweit schönsten und größten Edelsteine sind hinter Panzerglas ausgestellt. Erst sehr viel später werden sie erfahren, dass einer der Diamanten, die sie an diesem Tag gefilmt haben, in einem Laden in Queenstown aufgetaucht ist.

Wieder einmal beunruhigt es Aroha, dass sie fast ständig gefühlsmäßigen Konflikten ausgesetzt ist. Überall zeigt sich deutlich die scharfe Kluft zwischen Arm und Reich. Erschöpft bittet sie Herbert, den Mindcaller wieder zu trennen und ihr ihre Hälfte zurückzugeben.

Beim Abendessen nimmt Aroha eine neue Quelle unruhiger, dunkler Energie wahr.

»Da drüben! In der Ecke - in der Nähe der Tür - sind drei Kerle, die sich unsagbar fürchten!« »Ich würde ja gerne wissen, worüber die sprechen«, meint Herbert. Er bittet Aroha um ihre Hälfte des Callers und hält ihn dann mit beiden Händen, wobei er sich aufs Äußerste konzentriert. Allmählich gelingt es ihm, einzelne Worte auszumachen. Er flucht leise vor sich hin, als die drei Typen kurz darauf aufstehen und weggehen.

»Blackstone. Sie haben wiederholt von Blackstone gesprochen. Und, zwischen all ihren Flüchen, haben sie die Namen Jan und Danie erwähnt - mehrere Male. Es klang so, als hätten sie - na ja - Angst vor ihnen!« »Schade, aber das sind zwei der häufigsten Namen in Südafrika«, bemerkt Cynthia. »Welche Sprache haben sie gesprochen?« »Eine Mischung aus Deutsch und Afrikaans.« »Nun, ich denke, wir wissen jetzt, wo wir als Nächstes hinfahren«, bemerkt Cynthia. »Wo genau in Namibia befindet sich denn Blackstone?«, fragt Aroha.

Cynthia zieht ihren e-Helper aus der Tasche und schon bald sind alle darin vertieft, für den nächsten Tag Pläne zu machen und dementsprechend Reservierungen vorzunehmen.

Auf der Fahrt in Richtung Westen, nach Blackstone, unterhält sie Herbert, zumindest für einen Teil der Strecke, indem er mit Hilfe seines Callers Hollywood-Filme in abstrakte Filme »übersetzt« und sie auf die Bildschirme ihre e-Helper projiziert. Er lässt sie den Titel jedes Films raten. Um es schwieriger zu machen, beschränkt er sich auf dynamische und abstrakte Symbole (keine konkreten Bilder) von der Datenbank des Mindcallers. Auch wenn ein paar Filme, wie zum Beispiel »Tiger & Dragon« einfach zu erraten sind, so ist es in den meisten Fällen unmöglich - hauptsächlich, weil Herbert eine Vorliebe für nicht jugendfreie und erotische Filme besitzt. Die Mädchen haben Glück, dass sich derartige Szenen nicht einfach mittels eindeutiger Symbole darstellen lassen!

## 17. Die Blackstone Uranmine

**Mitte Februar 2012**

»Dünen-Motorradfahren für Draufgänger! Mit der Donnerkugel die Dünen hinunter - festgeschnallt auf einem Stuhl im Innern einer Stahlkugel! Gleitschirmspringen! Womit fangen wir an?« Herbert winkt mit den Broschüren, die er aus dem Foyer des Blackstone Hostels mitgenommen hat. »Ach komm!«, sagt Cynthia, »es geht nicht darum, hier großartig Urlaub zu machen! Schließlich haben wir einen Auftrag, mit dem wir vorankommen müssen.«

Auf allgemeinen Wunsch hat Cynthia die Führung des kleinen Teams übernommen und Aroha und Herbert amüsieren sich beide darüber, wie sie sie mit ihrer ruhigen, aber bestimmten Art dazu bringt, bei der Sache zu bleiben.

»Ja, vermutlich«, meint Herbert mit gespielterm Widerwillen. »Aber es wäre doch schade Zeit zu vergeuden, wo es doch noch eine Stunde richtig hell ist. Was hast du denn vor?« »Morgen sollen wir mit einem Touristenbus hinaus zur Blackstone Uranmine fahren. Sobald wir dort sind, sollst du mit dem Mindcaller möglichst viele Angestellten archivieren.«

»Das ist ja alles schön und gut«, meint Herbert. »Aber was nützt es schon, dass wir herumfahren und jede Menge Videoaufnahmen archivieren, wenn wir gar nicht wissen, wonach wir eigentlich suchen?« »Das sollen wir nun einmal machen«, sagt Cynthia. »Wie du sicher weißt, liegt die Leistung der WM, der Wissensmanagement-Systeme, eben darin, dass sie in der Lage sind, jede Menge scheinbar sinnloser, trivialer Daten aufzunehmen und derart zu korrelieren, dass sie von Nutzen sind.«

»Gott, ich wünschte mir wirklich, wir könnten den Caller besser nutzen«, sagt Aroha. »Denkt nur an all die Vorteile, die Realzeitanalyse mit sich bringt. Wir wüssten immer sofort, ob wir etwas entdeckt haben.« »Allerdings«, stimmt Herbert von Herzen zu. »Aber wie? Leider funktioniert der Sprachbefehl ‚Zuordnen‘ einfach nicht!« »Es ist schon faszinierend, wie sehr wir doch von der Sprache abhängig sind«, bemerkt Aroha. »Es muss doch möglich sein, dies mit geistigen oder visuellen Mitteln zu tun.«

»Okay, ich schlage vor, wir fangen mal an zu arbeiten. Mit der Versuch-und-Irrtum-Methode. Leider gibt es, was unsere Arbeit

betrifft, gewöhnlich mehr Irrtümer als Versuche«, sagt Herbert und macht dabei eine solche Leidensmiene, dass die anderen beiden lachen müssen.

Die nächsten paar Stunden beschäftigen sie sich mit einem Problem, bei dem es darum geht, Objekte zu vergleichen, die in den verschiedenen Mindcaller-Dateien unterschiedlich repräsentiert werden. Beide finden es überraschenderweise anstrengend. Etwas Positives ergibt sich allerdings aus der Durchsicht von so vielen Dateien: Sie entdecken, dass der Mindcaller ausgezeichnetes Bildmaterial von den Wachposten in der dunklen Kristallgalerie in Windhoek aufgezeichnet hat. »Ich schicke die Dateien mit den Wachen sofort an Marcus«, sagt Cynthia.

Aroha projiziert ausgewählte Ausschnitte von ihren Besuchen bei der Bank, im Sportgeschäft und in der Kristallgalerie auf Cynthias e-Helper und Cynthia übermittelt sie dann von dort aus. Das alles nimmt erhebliche Zeit in Anspruch. »Geht es nicht noch umständlicher?«, nörgelt Herbert. »Ich frage mich, wieso wir nicht von Anfang an einfach einen e-Helper benutzt haben, um das Zeug zu filmen!« »Mal abgesehen davon, dass in der Galerie keine Kameras erlaubt waren, war es stockdunkel«, betont Cynthia.

Am nächsten Morgen machen sie sich zur Uranmine auf, um sich den »Laden mal anzusehen«, wie Herbert es ausdrückt. Auf dem Weg dorthin zeigt er vergnügt auf ein Straßenschild, auf dem steht: »Straße nach nirgendwo«. Und auf einem anderen steht: »Haltet unsere Wüste sauber«.

Die Straße macht den Eindruck, als hätte man einfach ein Stück Wüste planiert - mit gleichmäßig angeordneten Steinbrocken als Bordsteinbegrenzung. Ihr Führer weist sie allerdings darauf hin, dass der Wüstensand meistens Salpeter enthält und sich daher nicht gut für den Straßen- und, leider ebenso wenig, für den Hausbau verwenden lässt.

An manchen Stellen sieht man das Silizium im Sand glitzern und Aroha fällt es nicht schwer sich vorzustellen, dass es sich dabei um zahllose Diamantensplitter handelt. Das Landschaftsbild ändert sich jedoch drastisch, als sie sich der Mine nähern.

»Mein Gott!«, ruft Aroha aus. »Hier sieht es ja aus wie in Mordor!« »Es sieht so aus, als ob Tausende von riesigen Erdhobeln den Mut-

terboden entfernt und das minderwertige Material dort drüben aufgehäuft hätten«, meint Herbert und zeigt auf einen Berg Schlacke.

Aroha sieht auf das kahle und ausgetrocknete graue Flachland, das sich vor ihnen ausbreitet, und kann nicht umhin, es mit der schönen, grünen Insel zu vergleichen, die sie in Neuseeland ihr Zuhause nennt. Als sie sich dieser Unterschiede bewusst wird, hat sie einen Moment lang Heimweh.

Es dauert nicht lange und alle in der kleinen Gruppe fühlen sich derart eingeschüchtert angesichts des gewaltigen Umfangs des Tagebaus, dass sie jeglichen Gedanken an eine nähere Erkundung schnell aufgeben. Die Wüste erstreckt sich nach Norden, Süden, Osten und Westen und nur hin und wieder hebt sich ein niedriges Gebäude oder ein Strauch von der endlosen Ebene ab. In weiter Ferne treten große, schwarze Felsen zu Tage, die einem wie Inseln vorkommen, die sich aus dem Meer erheben.

Ihr Bus fährt an schmalen, spielzeughaften Bahngleisen entlang, bis hin zu einer winzigen Station. Dort sehen sie ein eingezäuntes Gelände, das ein Krankenhaus, ein Ausbildungszentrum, Hallen für Feuerwehr und Ambulanz sowie zahlreiche nicht weiter gekennzeichnete Gebäude umfasst. Sie sehen zwei bewaffnete Wachposten, aber sonst niemanden. »Ich möchte gerne wissen, wie viele Leute hier tatsächlich arbeiten«, meint Aroha. »Auf der Internetseite der Mine habe ich gelesen, dass es ungefähr 800 sind«, erwidert Herbert.

Als der Busfahrer seine Ausweiskarte durch das Lesegerät zieht, öffnen sich schwerfällig die Eisentore, die sich in der Umzäunung befinden. Sie halten am Besucherzentrum an, wo sie von einem Führer namens Dave Sicherheitsinstruktionen erhalten - Fotos von einem katastrophalen Feuer, das sich 1978 ereignete, unterstreichen das Ganze. Mit unterschiedlichem Interesse hören sie Dave zu, als er ihnen die Gewinnungsverfahren erklärt. Er nimmt ein großes Stück Granit in die Hand, streichelt es und erklärt ihnen, wie schwierig es ist, das darin enthaltene Uranerz herauszulösen. Der hohe Schieferanteil mache die Arbeit ebenfalls sehr schwer.

Während der Präsentation gibt es einen Punkt, der die Gruppe besonders interessiert. Vor einigen Jahren sollte die Mine zugemacht werden - wegen der unrentablen Produktionskosten. Natürlich

wäre das einer wirtschaftlichen Katastrophe gleichgekommen, sowohl für die Angestellten als auch für die Region insgesamt.

Aufgrund von vier Faktoren war es dann möglich, die Mine weiter zu betreiben. Erstens stieg der Marktpreis für Uran deutlich an. Zweitens wurde in der Nähe ein großes Schwefelvorkommen entdeckt - das bedeutete, dass die stillgelegte Schwefelsäurefabrik wieder geöffnet werden konnte. Drittens erhielten sie von der Regierung die Erlaubnis, ihr eigenes Kernkraftwerk zu betreiben. Das wiederum machte einen großen Unterschied, denn nun mussten sie den Strom nicht mehr aus Südafrika importieren.

Und schließlich, und das war äußerst wichtig, arbeitete eine kleine, aber engagierte Gruppe ortsansässiger Wissenschaftler, deren Lebensunterhalt davon abhing, dass die Anlage weiter betrieben wurde, Tag und Nacht daran, einen RMA (Radiometrischen Analysator) zu vervollkommen. Das veränderte die Produktivität grundlegend, denn mit Hilfe dieses Analysators kann genau vorhergesagt werden, wo die Uranteilchen eingebettet sind. Der RMA benutzt ein Computerprogramm, das sich auf hochkomplizierte statistische Algorithmen stützt.

Am Ende des Vortrags werden ziemlich viele Fragen gestellt. Eine jedoch, die fast jedem im Kopf herumgeht, wird überraschenderweise vermieden. Nach einer Pause meint Dave: »Ich weiß, dass es eine Frage gibt, die Sie nicht stellen, nämlich: ‚Wie sieht es mit der Gefahr radioaktiver Verseuchung aus?‘ Stimmt's?« Einige der Anwesenden nicken. Dave verbringt dann recht viel Zeit damit, allen zu versichern, dass die Strahlenwerte weit unter den internationalen Richtwerten liegen, da das Uranerz nur in geringen Mengen vorkommt.

Aroha, die nicht nur Naturwissenschaftlerin ist, sondern ebenfalls über beachtliche Computerkenntnisse verfügt, interessiert sich am meisten für den RMA-Prozess. »Ich wünsche mir wirklich, wir könnten uns mit Dr. Zacharias Petrus treffen«, sagt sie, als sie wieder im Bus sind. »Er leitet die Gruppe, die den RMA-Prozess entwickelt hat, und ist weltbekannt.« »Zumindest unter Geologen«, spöttelt Herbert.

»Vielleicht können wir ihn ja treffen«, meint Cynthia. »Auf diese Weise könnten wir eventuell in den restlichen Teil des Minenkomplexes gelangen. Marcus versteht es erstaunlich gut, Kontakte her-

zustellen. Wir werden es heute Abend erwähnen, wenn wir uns mit ihm in Verbindung setzen.«

Abends im Hostel versammeln sie sich in Herberts Zimmer. »Das wird nicht einfach sein«, fängt Herbert an. »Hast du wirklich geglaubt, dass es das sein würde?«, weist ihn Cynthia zurecht. »Nein - aber nicht so schwer! In der ganzen Zeit, in der wir nun hier sind, haben wir nicht mehr als ein halbes Dutzend Leute gesehen. Wie kann ich denn mit derartigen Stichproben eine Datenbank aufbauen? Ich wünschte, Marcus hätte uns etwas genauer informiert.«

»Also, ich frage mich oft«, meint Aroha, »warum man uns für diesen Auftrag ausgewählt hat. So, wie ich das sehe, hat der Außenminister Recht, wir sind einfach hoffnungslose Amateure, und ...«

»Auf der Rückfahrt ging mir so durch den Kopf«, unterbricht sie Cynthia, »dass die Arbeiter immer mit einem Werksbus hin und her gefahren werden. Lasst uns mal sehen, ob wir es so einrichten können, dass wir dort sind, wenn sie morgens eintreffen. Dann kannst du die Arbeiter beim Aussteigen aufnehmen.« »Gute Idee«, stimmt Herbert zu. »Lasst uns sofort Verbindung mit Marcus aufnehmen, um zu sehen, ob er uns einen speziellen Termin mit Dr. Petrus beschaffen kann - gleich für morgen Früh.«

Innerhalb von zehn Minuten gelingt es Marcus oder einem seiner Assistenten, einen Termin für sie zu vereinbaren - und einen Mietwagen zu organisieren.

Wie geplant, treffen sie am nächsten Morgen zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit an der Mine ein. Sie sitzen eine ganze Weile ruhig im Auto, ohne dass ihnen jemand Fragen stellt. Als schließlich ein Wachposten zu ihnenherüber kommt, um sie zu fragen, was sie dort machen, sind bereits die Arbeiter aus mehreren Bussen ausgestiegen. Aroha und Cynthia geben ihm eine weitschweifige Erklärung, während Herbert sich weiterhin heimlich auf die Aussteigenden konzentriert.

Es dauert einige Zeit, bis die Formalitäten erledigt sind, aber schließlich werden sie zu Dr. Petrus' Büro geführt. Aroha und Dr. Petrus verstehen sich sofort und es dauert nicht lange, bis sie sich beim Vornamen nennen. Zach (wie er es vorzieht, genannt zu werden) hat einige von Arohas wissenschaftlichen Arbeiten gelesen



und schon bald sind sie in eine fachliche Diskussion vertieft. Arohas umfassendes Wissen, was Geologie betrifft, und ihre Fachkenntnisse im Bereich Computersimulationen führen bald zu einer Diskussion darüber, wie man das vielschichtige Verfahren, das bei der Uranextraktion angewandt wird, vielleicht simulieren könnte. Zach ist überzeugt, dass so etwas mehrere Wochen in Anspruch nehmen würde. Aber Aroha ist sich ganz sicher, dass sich das wesentlich schneller bewältigen lässt - besonders unter Zuhilfenahme ihres verbesserten e-Helpers.

Während ihrer Unterhaltung wird Aroha mehrmals durch blitzartige Gedankenbilder abgelenkt. Zachs Auren sind ungewöhnlich klar und scharf, aber es gibt ebenfalls einen Bereich, der aufgrund von Sorgen ganz dunkel erscheint. Sie versucht, ihn daraufhin anzusprechen, aber er wehrt ihre Fragen ab.

Als Herbert sie zurück in die Stadt fährt, geht die Sonne unter und dadurch verwandelt sich die Wüste. Aroha betrachtet das atemberaubende Panorama: Dünenformationen, deren Farben von Rot über Mauve bis hin zu Blau reichen. Sie bezweifelt, dass sie so etwas Schönes, selbst nach stundenlangem Üben, jemals simulieren könnte. Die Hügel in weiter Ferne sehen so aus, als ob sich zwischen ihnen in Nebel gehüllte Täler befinden - aber es handelt sich dabei, wie sie weiß, nur um weißen Sand.

Aroha und Herbert arbeiten bis in die frühen Morgenstunden und versuchen die Arbeiter, die vom Mindcaller erfasst worden sind, mit den Leuten zu vergleichen, die sich in den Dateien des Ministeriums befinden. »Na, das hat uns nicht weitergebracht«, seufzt Herbert. »Schließlich habe ich auch nur ungefähr 300 Gesichter aufgenommen, also nicht einmal die Hälfte. Aber vermutlich sollte ich das, was ich habe, an Marcus schicken.«

Es dauert nicht allzu lange und sie erhalten einen weiteren Anruf von Marcus. Zu ihrer Freude gibt es einen Treffer. Aber keiner von den Arbeitern, auf die Herbert sich konzentriert hat, sondern der Kerl, der Dan von Gibsens Grundstück gejagt hat, befindet sich in einer der Dateien des Ministeriums!

»Wie kommt es, dass ich ihn aufgenommen habe?«, fragt Herbert völlig verdutzt. »Ich habe ihn nicht einmal gesehen!« »Interessant«, sagt Aroha nachdenklich. »Das bestätigt, dass der Caller automa-

tisch filmen kann - zu jeder Zeit - in alle Richtungen. Ob wir uns dessen nun bewusst sind oder nicht.«

»So, wie ich das sehe«, meint Cynthia und bringt das Gespräch wieder auf ihr gegenwärtiges Problem, »haben wir zwei Möglichkeiten, die Sache anzugehen. Die eine ist weiterhin zu filmen und dabei zu hoffen, dass Marcus' WM-Programm die Verdächtigen aussondern kann. Die andere Möglichkeit ist zu versuchen, an die heranzukommen, die im Computer der Firma gespeichert sind.«

»Man könnte uns auf der Stelle verhaften!«, ruft Aroha. »Ich weiß, aber ich finde, wir sollten es versuchen«, beharrt Cynthia. »Hast du schon einmal so etwas Gefährliches unternommen?«, fragt Herbert. »Ach, das war ja noch gar nichts.« Sie steigt eindeutig in der Hochachtung der beiden.

Dann diskutieren sie, wie sie in den Gebäudekomplex gelangen könnten, ohne gesehen zu werden. Herbert möchte unbedingt, dass sie sich als Arbeiter verkleiden, mit Helmen, Schutzbrillen und Staubmasken, wie sie auch die meisten Arbeiter tragen. »Keiner könnte uns erkennen, wenn unsere Gesichter derart verumumt sind«, meint er beharrlich.

Aroha und Cynthia lehnen diesen Plan jedoch beide von vornherein ab. »Hast du auch nur einen einzigen Werksarbeiter gesehen, der die gleiche Hautfarbe wie wir hatte?«, wendet Aroha ein. »Geschweige denn eine Frau!«, betont Cynthia. »Okay, okay!«, räumt Herbert ein.

»Aroha, wie ich Marcus' Andeutungen entnehme, bist du imstande, in das System einzudringen«, sagt Cynthia. »Theoretisch ja. Ich habe einmal als Gasthörerin eine Vorlesung über Computersicherheit belegt«, gibt Aroha zu. »Einige der Studenten waren dafür bekannt, dass sie gute Hacker waren; einige wurden sogar von der Universität gewiesen, da sie in die Datenbank der Universitätsregistratur eingedrungen sind. Ich konnte mit ihnen Schritt halten - zumindest, was die Theorie anbelangt -, aber ich hätte mir nie träumen lassen, dass man mich einmal bitten würde, mein Wissen in die Praxis umzusetzen«, fügt sie mit einem schiefen Lächeln hinzu. »Okay. Damit wäre das geklärt«, meint Herbert.

Aber Aroha ist alles andere als überzeugt. Je mehr sie darüber nachdenkt, desto mehr kommt ihr das Ganze wie eine Beleidigung ihrer uneigennütigen wissenschaftlichen Denkweise vor. Und je

mehr die anderen versuchen sie zu überzeugen, desto unglücklicher wird sie. Erst als Herbert sie darauf hinweist, dass Zachs Problem möglicherweise mit dem Betrug, den sie aufzudecken versuchen, zusammenhängt, stimmt sie schließlich zögernd zu.

Aroha ist davon überzeugt, die Sicherheitscodes mit Hilfe ihres verbesserten e- Helpers knacken zu können. Ihre einzige Sorge ist, dass sie das schafft, ohne Spuren zu hinterlassen. Was ihr überhaupt nicht gefällt, ist die Tatsache, dass sie das hinter Zachs Rücken macht.

»Die nächste Frage ist: Wie organisieren wir einen zweiten Termin mit Zach?«, meint Herbert. »Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, sagt Aroha. »Mein Vorschlag ist, dass ich das Simulationsprogramm, das er gerne hätte, für ihn schreibe. Dann können wir zur Mine gehen, damit ich es ihm demonstrieren kann und auch die Möglichkeit habe, die Parameter einzustellen.«

Gute Idee. Wie lange brauchst du, um das Programm zu schreiben?«, fragt Cynthia. »Da ich schon recht viel darüber nachgedacht habe, sollte ich in der Lage sein, es übermorgen fertig zu haben - das ist Freitag, stimmt's?« »In der Zwischenzeit sollten wir uns von Marcus einen Plan für den Gebäudekomplex besorgen«, schlägt Herbert vor. »Und dann können wir, wenn es Aroha nichts ausmacht, den Tag damit verbringen, uns die Sehenswürdigkeiten anzugucken.«

Da Aroha die Arbeit mit Simulationen wirklich Spaß macht, lässt sie die beiden gerne ziehen, damit sie herausfinden können, womit man sich hier die Zeit vertreibt. Als sie mit glühenden Wangen und gut gelaunt zurückkehren, äußert sich Herbert anerkennend über Cynthias Mut, den sie angesichts ihrer haarsträubenden Aktivitäten gezeigt hat. Beim Abendessen merkt Aroha dann, wie sehr Herbert Cynthia bewundert, und sie verspürt ein leichtes Bedauern.

Nach dem Abendessen führt sie ihnen die Simulation vor und beide sind äußerst beeindruckt.

Wie erhofft, erhalten sie einen zweiten Termin. Diesmal treffen sie ungefähr eine Stunde später ein als beim vorherigen Mal und Herbert gelingt es, weitere Angestellte aufzunehmen - von denen einige mit Autos ankommen, die einen sehr teuren Eindruck machen.

Nachdem die Formalitäten erledigt sind, führt Zach sie in sein kleines, aber tadellos in Ordnung gehaltenes Büro. Sein Computersystem ist veraltet und, um seine Verlegenheit zu überspielen, meint

er: »Dies hier ist ein System mit niedriger Sicherheitsstufe. Aber mehr brauche ich auch nicht für meine tägliche Arbeit. Das Hochsicherheitsnetzwerk mit umfassendem Retina-Erkennungssystem, und so weiter befindet sich in dem Gebäude, das ihr dort drüben sehen könnt.« Er deutet aus dem Fenster.

»Könnten wir uns da vielleicht einmal umschauchen?«, fragt Herbert. Als Antwort kommt von Zach ein nachdrückliches »Nein«. Cynthia und Herbert sind natürlich enttäuscht. Aroha hingegen verspürt eine solche Erleichterung, dass sich bei ihr sofort Schuldgefühle ausbreiten.

Während sie beobachten, wie Zach seine Finger über die Tastatur fliegen lässt, um den erforderlichen Sicherheitscode einzugeben, spürt Aroha, dass er nur äußerlich ruhig erscheint, seine seelischen Auren sind dagegen äußerst erregt.

Während Aroha Zach ihre Simulation vorführt, gehen Cynthia und Herbert zum Fenster hinüber. Herbert fällt beinahe hinaus, als er versucht, durch ein Fenster des Gebäudes zu sehen, zu dem der Zutritt verboten ist.

Zach ist wirklich erstaunt über das, was Aroha fertig gebracht hat, und binnen kurzem benutzt er die Simulation, um die Produktionszahlen zu überprüfen, die ihn so gequält haben. Gegen Ende ihres Treffens lädt Zach sie alle ein, am Sonntag mit ihm eine Fahrt zu der Mondlandschaft zu unternehmen.

Auf dem Weg zurück zur Lodge beklagen Herbert und Cynthia die ganze Zeit, dass sie keinen Erfolg hatten. Aroha hat jedoch eine Idee, an der sie nach dem Abendessen arbeitet. Sie spielt den Film ab, der mit dem Caller aufgenommen worden ist. An der Stelle, an der Zach den Sicherheitscode eingibt, lässt sie ihn langsamer ablaufen und ist so in der Lage, die Anschläge auf ihrem e-Helfer zu wiederholen! Es dauert nicht lange und sie hat sich Zugang zum Server verschafft und die Personaldateien ausfindig gemacht. Alle Angestellten sind namentlich verzeichnet und von allen, mit Ausnahme der »hohen Tiere«, gibt es Fotos. Zu ihrer großen Freude sind auch ein Jan und ein Danie aufgeführt, allerdings ohne Foto. Sie sind froh, dass ihr Ausflug doch nicht völlig umsonst gewesen ist, und schicken diese Information an Marcus, zusammen mit dem übrigen Filmmaterial, das an diesem Tag erstellt worden ist.

Der Samstag erweist sich als ein ausgesprochen frustrierender Tag. Sie arbeiten mit dem zusammengesetzten Mindcaller und versuchen noch einmal, die Dateien zu korrelieren. Schließlich geben sie erschöpft auf. »Wir sind schon etwas weitergekommen«, sagt Herbert. »Aber ich weiß nicht, verdammt noch mal, wie weit wir noch davon entfernt sind, das Ding richtig bedienen zu können.« »Stimmt«, meint Aroha und streckt sich auf einem der Betten aus. »Immerhin können wir inzwischen bekannte Objekte schon viel besser orten und vergleichen.« Herbert nickt und wie so oft ist er dafür dankbar, dass Aroha und er ein so gutes Arbeitsteam bilden.

»Ich habe das Gefühl, dass wir irgendetwas übersehen haben«, meint Herbert. »So schwer sollte das alles wirklich nicht sein!« Danach schweigen beide und Aroha projiziert auf eine der Wände noch einmal die Filmsequenz, die das von Herbert aufgenommene Hochsicherheitsgebäude zeigt. Sie findet heraus, wie sie durch das Fenster ins Innere »zoomen« kann und zu ihrem Erstauen können sie nun hören, wie sich die Männer unterhalten, bei denen es sich, ihrer Kleidung nach zu urteilen, um leitende Angestellte handelt. »Eins zu null für den Mindcaller«, sagt Herbert. »Die Qualität ist fantastisch!«

Nach ein paar weiteren Versuchen entdeckt Aroha, wie sie die Lautstärke »aufdrehen« kann. Nun kann man hören, wie die vier Männer ein bevorstehendes Treffen besprechen, an einem Ort, den sie »die Lodge« nennen. Zwei der anwesenden Männer werden »Jan« bzw. »Danie« genannt.

Marcus' Antwort kommt überraschenderweise sehr schnell. Er beglückwünscht sie und erzählt ihnen, dass sich Jan und Danie unter denjenigen befanden, die in teuren Autos bei der Mine eintrafen.

Am nächsten Tag holt sie Zach mit seinem Lieferwagen ab und eine Zeit lang betreiben sie höfliche Konversation. Dann verstummen alle, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Zachs Probleme haben sich durch das, was er durch Arohas Programm erfahren hat, noch verschärft.

»Okay«, meint Zach schließlich. »Wenn ihr drei mir erzählt, wonach ihr sucht, dann erzähle ich euch auch ein wenig von meinem Problem. Mir fällt auf, dass ihr euch - Herbert insbesondere - jeden

schwarzen Kerl, dem wir begegnen, aufmerksam anseht!«

Herbert und Aroha steigt die Schamröte ins Gesicht und beide fangen an zu stottern. »Verdammt. Wie peinlich!«, sagt Herb. »Es wäre vermutlich albern, es zu leugnen. Aber offensichtlich haben wir zu viele Krimis gesehen!« Es ist nun an Cynthia, eine kurze Erklärung abzugeben.

»Ich verstehe«, sagt Zach. »Obwohl man, auch ohne besonders gescheit zu sein, erkennt, dass das noch nicht alles ist. Ich glaube, dass du, Aroha, mein Problem vielleicht erahnt hast. Wir haben herausgefunden, dass unsere Uranproduktion ein Defizit aufweist, und meine Chefs meinen, dass das mit einem Fehler in meinem Programm zusammenhängt. Aber jetzt hat Arohas Simulation bestätigt, dass ich die ganze Zeit Recht hatte. Ich habe Angst. Der Diebstahl von Uran ist ein Kapitalverbrechen. Und ich weiß nicht mehr, wem ich trauen kann. Es könnte jeder sein. Das Problem ist, dass einige der wirklich hohen Tiere der Firma darin verwickelt sein müssen und -«

An diesem Punkt wird er von Aroha unterbrochen, die einen sehr beunruhigten Eindruck macht. »Zach! Ich spüre, dass sich ein Sandsturm nähert!« »Nein! Die Wettervorhersage war gut, als ich sie abgefragt habe.« Herbert versucht es mit einem e-Helper, empfängt aber nur atmosphärische Störungen.

Sie stehen da und lauschen der unheimlichen Stille. Die Wüste sieht jetzt besonders schön aus. Im Vordergrund bestimmen satte Rottöne das Bild, die dann mit zunehmender Entfernung in lebhaft violette Farbtöne übergehen. »In diesem Fall sollten wir uns auf Aroha verlassen«, meint Herbert. »Richtig«, pflichtet ihm Cynthia bei.

Zach wundert sich, wendet aber seinen Wagen. Sie sind fast schon wieder in Blackstone, als der Sturm einsetzt. Zach fährt vorzüglich, als der Lieferwagen wie ein ungezügelter Rodeohengst umherspringt. Große Straßenschilder aus Metall fallen um wie Dominosteine. Als sie in die Eingangshalle des Hostels stürzen, bemerkt Aroha, dass ihre Wasserflasche ein singendes Geräusch von sich gibt.

## 18. Dad's Army oder Die komische Armee der Alten

### Letzte Februarwoche 2012

Wieder im Hostel angekommen, duschen sie und bestellen sich dann alle einen starken Drink, mit Ausnahme von Zach, der weder raucht noch trinkt.

»Das war knapp«, meint Zach. Die anderen stimmen ihm aus vollem Herzen zu. Zach ist fasziniert davon, dass Aroha die Fähigkeit besitzt, das Herannahen eines Sturms zu spüren, und er befragt sie eingehend danach. Während die beiden es sich bequem machen, erzählt Aroha ihm ein bisschen über den Mindcaller. Zach versteht sie ohne große Worte und es dauert nicht lange, bis die beiden merken, dass sie sehr viel gemeinsam haben. Erst als sie ausgetrunken haben, spürt Aroha, wie sich bei Zach erneut Besorgnis bemerkbar macht.

»So, was machen wir als Nächstes?«, meint sie und dreht sich zu Herbert und Cynthia um, die es sich ebenfalls gemütlich gemacht haben. »Ich habe nachgedacht«, sagt Cynthia. »Zach, hättest du vielleicht Lust, morgen mit uns nach Lüderitz hinunterzufahren?« »Ja, sehr gerne. Ich habe noch jede Menge Urlaub. Wollt ihr mit meinem Transporter fahren?« »Das wäre fantastisch«, meint Herbert. »Wir hatten vor, uns ein Auto zu mieten. Aber mit deinem Transporter und dir als Chauffeur, das ist natürlich wesentlich besser.« »Und es wird bestimmt auch hilfreich sein, dass du Afrikaans sprichst«, fügt Cynthia hinzu.

»Ich will euch noch etwas erzählen«, sagt Zach. »Mein Vetter Samuel arbeitet in der Victoria-Mine in Lüderitz. Ich will mal sehen, ob der für uns einen Besuch organisieren kann.« »Super«, sagt Herb. »Das ist also beschlossene Sache. Auf nach Lüderitz!« »Aber vielleicht wollt ihr ja die Fahrt unterbrechen«, schlägt Zach vor, »und eine Nacht in der Lodge verbringen, die sich nicht weit von Sossusvlei befindet.« »Warum denn das?«, will Cynthia wissen.

»Erstens liegt die Lodge in einem der eindrucksvollsten Dünengebiete, die es hier gibt. Zweitens liegt es auf unserem Weg. Und drittens, und das ist meiner Meinung nach noch wichtiger, gehört die Lodge der Blackstone-Company - um genau zu sein, soll es dort wohl in dieser Woche eine Zusammenkunft von einigen unserer obersten Chefs geben.«

Die beiden Worte »Lodge« und »Zusammenkunft« lassen die anderen sofort aufmerken. »Fantastisch! Das könnte der Durchbruch sein, den wir brauchen«, ruft Herbert aus.

Als Zach mit seinem Wagen auf den Parkplatz der Lodge fährt, muss er überrascht feststellen, dass dieser halb voll ist. »Sieht so aus, als ob es sich um ein großes Treffen handelt«, meint er. »Sieht wie eine verdamnte Festung aus«, sagt Herbert mit Blick auf die Lodge. »Wurde so gebaut, um Wüstenstürme überstehen zu können«, erwidert Zach.

Sie nehmen ihre Sachen und marschieren zur Rezeption. Der Empfangschef, der Zach zufolge normalerweise jeden herzlich empfängt, ist fix und fertig. Er meint, dass sie zwei Zimmer im Ostflügel haben könnten, allerdings nur für diese Nacht, denn für morgen Nacht sei alles ausgebucht.

Vor dem Essen trinken sie noch etwas an der Bar und Zach stellt ihnen einige Freunde und Kollegen vor. Als er sich mit einem dieser Freunde unterhält, erfährt er, dass sich alle nach dem Abendessen im Ballsaal zu einer Eröffnungsfeier versammeln sollen. Am nächsten Morgen dann würden sie sich in kleine Gruppen aufteilen.

Beim Abendessen wird den vier ein kleiner Tisch in der Ecke zugewiesen, was ihnen sehr recht ist. Herbert filmt jeden, der hereinkommt, während Zach einen laufenden Kommentar zu all denen abgibt, die er kennt. Herbert ist dann allerdings derjenige, der als Erster einen der Nachzügler erkennt.

»Da ist Jan!«, stößt er hervor. »Und Danie!«, ruft Aroha. »Ja. Aber woher wisst ihr das denn?«, fragt Zach. »Erstens haben wir in Windhoek mitbekommen, wie über sie gesprochen wurde«, erklärt Herbert. »Zumindest wurden die beiden Namen erwähnt. Später konnten wir dann mit Hilfe des Mindcallers ein Treffen im Hochsicherheitsraum deiner Mine belauschen, bei dem sie waren - und wir haben auch Bilder von ihnen machen können.« »Sagt bloß, einfach so!«, ruft Zach. »Ich bin beeindruckt. Da habt ihr aber Glück gehabt, denn diese beiden bekommt man nur äußerst selten zu Gesicht.«

Am nächsten Morgen nimmt Cynthia die Sache in die Hand. Sie sehen, wie Jan und Danie im Besprechungszimmer Nummer 13 verschwinden und die Tür hinter sich schließen. Als sich alle



Delegierten in den ihnen zugewiesenen Besprechungszimmern befinden, geht Aroha an der Tür von Zimmer 13 vorbei und stellt überrascht fest, dass sie drinnen niemanden wahrnimmt! Cynthia versucht die Tür zu öffnen und nimmt, als sie diese verschlossen vorfindet, gelassen ein kleines Gerät aus ihrer Tasche und fängt an, das elektronische Schloss zu knacken. Die Tür öffnet sich, sie schlüpfen hinein und machen sie hinter sich wieder zu. Mit Hilfe seines Mindcallers findet Herbert eine verborgene Tür, die zu einer Treppe führt. Sie lassen Aroha zurück, damit sie sie warnen kann, falls jemand kommt. Die anderen steigen, das schwache Licht von Herberts Caller nutzend, schweigend die Treppe hinab. Cynthia öffnet langsam die unterste Tür, während Herbert sich darauf konzentriert, seinen Caller zur Geräuschbehebung einzusetzen. In einem Kellerraum sitzen fünf Männer an einem Tisch und sehen auf eine elektronische Anzeige. Derjenige, der am Kopfende sitzt, sieht auf, und vergisst dank Cynthias Parabegabung, sofort wieder, was er gesehen hat. Cynthia schließt die Tür und sie gehen, so schnell sie können, auf demselben Weg zurück.

Zach kann sich kaum beherrschen. »Das war der alte Brisco!«, ruft er aus, als sie sich alle in Cynthias Schlafzimmer befinden. »Und Jan und Danie. Aber warum zum Teufel führt Brisco den Vorsitz bei dieser Sitzung? Sagt mir das mal. Er ist doch nur der Hausmeister der Lodge!«

In diesem Moment kommt ein Anruf vom Empfangschef der Lodge. Er erklärt ihnen, dass für den Nachmittag eine Tour zu den Namib-Dünen geplant sei und dass sie daran gerne teilnehmen könnten. Herbert hält das natürlich für eine hervorragende Idee und akzeptiert im Namen aller.

Zu ihrer großen Überraschung müssen sie dann feststellen, dass sie die einzigen Teilnehmer sind. Der Fahrer des Dünenbuggys, den Zach als einen recht netten Kerl in Erinnerung hat, erklärt ihnen, dass es eine Planänderung gegeben hätte, sie aber noch immer gerne mitkommen könnten. Die Fahrt über die Dünen gefällt ihnen sehr gut. Als der Fahrer sie auf eine große Spalte hinweist, sind alle erpicht darauf, sich diese näher anzusehen.

Ehrfurchtsvoll stehen sie am Rand der gewaltigen Spalte, die dadurch entstand, dass eine riesige gold-rote Sanddüne, einer gewaltigen Meereswoge gleich, auf eine steile Felswand zuläuft. Die Düne

ist etwa fünfhundert Meter lang und zehn Meter breit. Sie läuft zum südlichen Ende hin flach aus und wird zum Nordende tiefer.

Alle fühlen sich unbedeutend und klein angesichts der Unermesslichkeit dessen, was die Natur an Eindrucksvollem geschaffen hat. Sie unterhalten sich nur flüsternd. Um sie herum herrscht Stille, da der allgegenwärtige Ostwind für einen Moment nachgelassen hat. »Wann ist die denn entstanden?« fragt Herbert. »Während des Sturms, der uns beinahe erwischte hätte. Ich bin mir allerdings nicht sicher, wie lange sie halten wird«, erwidert Zach.

In diesem Moment erhält ihr Fahrer einen Notruf und ruft ihnen zu: »He, ihr da. Ich muss los. Dringend. Jemand anderer wird euch später abholen.« Mit diesen Worten lässt er den Motor des Dünenbuggys aufheulen und fährt, eine Menge Sand aufwirbelnd, davon.

Langsam lässt der Lärm nach und es wird wieder still. Sie alle überkommt das Gefühl, in dieser weiten, feindseligen Wüste völlig bedeutungslos zu sein. Kleine Punkte, die es heute noch gibt, die aber morgen schon verschwunden sind.

Cynthia fasst sich als Erste wieder. »Mir ist nicht wohl bei der Sache«, bringt sie langsam hervor, »überhaupt nicht wohl.« »Mir geht es genauso«, sagt Aroha, die gespürt hat, wie verwirrt ihr Fahrer war. »Ja«, stimmt Zach zu. »Möglicherweise sitzen wir hier fest und sind in großen Schwierigkeiten. Und ich wette, dass jemand von Blackstone dahintersteckt. Es tut mir leid. Ich hätte euch da nicht mit hineinziehen sollen.« »Nicht doch«, meint Cynthia und schüttelt heftig den Kopf. »Letzten Endes gehört das eindeutig zu unserem Auftrag.« Herbert stimmt ihr zu. »Allerdings«, sagt er. »Und es könnte amüsant werden.« »Es könnte gefährlich werden«, sagt Zach. »Lebensgefährlich!«

»Wie weit sind wir denn von der nächsten menschlichen Behausung entfernt?«, will Herbert wissen. »Weiß der Himmel«, sagt Zach. »Wie lange man braucht, um in der Wüste irgendwo hinzukommen, hängt immer völlig von den Gegebenheiten ab.« Daraufhin werden sie von einer Bö erfasst als sollten sie daran erinnert werden, dass sich Wüstenbedingungen Menschen gegenüber nur selten als günstig erweisen.

Sie setzen sich in den Schatten einer Felsenklippe und versuchen darüber zu diskutieren, was sie machen werden, wenn niemand sie

abholen kommt. Sie bewegen sich im Kreis und kommen immer wieder auf dasselbe Problem zurück - Wasser.

Jeder von ihnen hat eine Wasserflasche dabei und alle, außer Zach, verfügen ebenfalls über einen kleinen Tausammler, der zu ihrer Überlebensausrüstung gehört. Aber die Wassermenge, die auf diese Weise gesammelt wird, ist sehr gering - nicht genug, um unter diesen Bedingungen zu überleben.

Als es langsam Abend wird und kein Wagen in Sicht ist, erwägen sie immer ernsthafter zu Fuß loszugehen. Sie laden eine Karte von der Gegend auf einem der e-Helper hoch und es wird nur zu deutlich, dass sie keine große Wahl haben. Sie konzentrieren sich auf eine topografische Karte, auf der genau die Hügelkette verzeichnet ist, an deren Rand sie sich gerade befinden, können aber keine Anzeichen entdecken, dass es in irgendeiner der Schluchten Wasser gibt. In einigen wenigen Schluchten im Hochland ist Wasser eingezeichnet. Das würde allerdings bedeuten, einen Tag, wenn nicht noch länger, durch die Wüste zu laufen - und im Anschluss daran stünde eine schwierige Kletterpartie, die Gebirgsausläufer hinauf, bevor. Und wie lange das dauert, hängt, wie Zach wiederholt, völlig vom Wetter ab.

Später, als sich quälender Hunger bei ihnen bemerkbar macht, haben sie sich noch immer nicht entschlossen, was sie nun tun sollen. Als sie feststellen, wie viele Vorräte sie insgesamt mit sich führen, werden sie noch deprimierter: Auch die müssen sie von nun an sorgfältig rationieren. Bei den Nahrungsriegeln aus ihrer Überlebensausrüstung handelt es sich zwar um Hightech-Nahrung, aber sie reichen, selbst bei sorgfältiger Einteilung, nur ein paar Tage. Cynthia beschließt, dass jeder zum Abendessen einen halben Riegel bekommen soll.

»Mein Verstand sagt mir, dass ich so viel zu mir genommen habe, wie mein Körper braucht«, bemerkt Herbert. »Aber mein Magen glaubt das einfach nicht.«

Um Mitternacht sind sie immer noch wach. Keiner von ihnen sagt ein Wort. Jeder ist sich der ungeheuren Weite, die sie umgibt, aufs Äußerste bewusst. Die leuchtenden, klaren Sterne am Himmel erzählen von galaktischen Entfernungen. Die Stille wird nur von den unheimlichen Rufen zweier Hyänen unterbrochen.

Aroha zittert und schlägt vor, dass sie alle versuchen sollten, ein wenig zu schlafen. Sie klettern zum Schutz in die Spalte hinunter, wo sich jeder eine Mulde im Sand gräbt, um zu schlafen - um sich dann hin und her zu wälzen. Und sie wundern sich, wieso sich »weicher« Sand immer so hart anfühlt, wenn man versucht, darauf zu schlafen.

Irgendwann mitten in der Nacht erwacht Aroha von einem Alptraum. Ihr ist sofort bewusst, dass der Sandsturm, der eine Zeit lang in ihrem Traum vorkam, sie nun fast erreicht hat. Eine Art sechster Sinn hat auch Zach aufgeweckt und er setzt sich auf. »Sandsturm!«, schreit er.

Kaum hat er diese Worte hervorgestoßen, da legt der Sturm los - so heftig, dass er die Spitze des Sandhügels abschneidet und auf sie draufwirft. Das Getöse des Windes ist ohrenbetäubend, während sie sich bemühen ihre Köpfe mittels Schwimmbewegungen über dem Sand zu halten. Der Sand dringt in Mund und Lunge ein, sodass sie keuchend husten. Es ist äußerst beängstigend.

Um sie herum ist es stockdunkel, bis Aroha und Herbert gleichzeitig Licht visualisieren - Aroha mit einer Kerze, deren Licht von dem grellen fluoreszierenden Licht, das Herbert erzeugt, völlig überdeckt wird. In einem verzweifelten Versuch nicht in Panik zu geraten gelingt es ihm, es zu ändern, worauf ein eigenartiges gelb-oranges Ambiente entsteht.

Herbert kämpft sich näher an Aroha heran, die sich in ernsten Schwierigkeiten befindet. An sich selbst denkt er überhaupt nicht, als er mit voller Kraft versucht, sie davor zu bewahren, im Sand zu ertrinken. Es ist, als würden sie sich in Treibsand befinden. Es scheint eine Ewigkeit zu dauern, aber schließlich gelingt es ihm, sie zu umklammern. Als die Kraft der Lawine nachlässt, zieht er sie mit einem riesigen Kraftaufwand heraus. Sie landet auf ihm und beide spüren eine große Erleichterung. Einen kurzen Augenblick lang genießt es Herbert, ihr so nahe zu sein.

»Von all den blöden ... einfältigen ... Dummköpfen ...«, stammelt Aroha und Herbert, der annimmt, dass er damit gemeint ist, hat das Gefühl, als würde ihm ein Messer ins Herz gestoßen.

»... bin ich der Schlimmste!«, fährt Aroha fort. »Wenn ich letzte Nacht nur einen Moment lang nachgedacht hätte, wäre mir klar geworden, dass wir in Schwierigkeiten geraten würden, wenn wir an

dieser Stelle schlafen.« »Ich glaube nicht, dass wir eine große Wahl hatten«, betont Cynthia leise.

»Zumindest hätte ich meinen Rucksack nicht verloren, wenn wir vorbereitet gewesen wären!«, sagt Aroha. Sie hat versucht ihn festzuhalten - was einer der Gründe dafür war, dass sie dermaßen in Schwierigkeiten geriet. Mit einer Stimme, der deutlich anzumerken ist, wie sehr sie sich selbst verurteilt, fügt sie hinzu: »Also, ich bin mir eine schöne Wissenschaftlerin!«

Herbert und Cynthia haben ihre Rucksäcke ebenfalls verloren. Zu allem Übel ist Cynthia, als sie erfolglos versuchte, eine Nachricht an Marcus zu übermitteln, ihr e-Helper aus der Hand gerissen worden.

Nachdem sie beschlossen haben, dass es vernünftiger ist, mit der Suche bis zum nächsten Morgen zu warten, tasten sie sich näher an die Felswand heran, um zu versuchen, sich etwas auszuruhen. Hier gibt es weniger Sand, dafür aber mehr Steine.

Der Wind, der vom Osten her über die Spalte bläst, macht einen solchen Lärm, dass es einem vorkommt, als würden Tausende von Orgeln spielen. Aroha, die es satt hat, sich schreiend zu verständigen, schickt Herbert eine visuelle Botschaft, um zu fragen: »Was jetzt?« Zu ihrer Überraschung kommt von Zach eine visuelle Antwort! Er schlägt vor, bis zum nächsten Morgen zu warten, wenn hoffentlich alles etwas besser aussieht.

Im Morgengrauen graben sie vorsichtig und langsam in dem Loch, aus dem Aroha herausgekommen ist, und es gelingt ihnen zu ihrer großen Erleichterung, Arohas Rucksack, der jedoch voller Sand ist, zu bergen. Sie versuchen auch die anderen beiden Rucksäcke zu finden. Herbert betrachtet die nun bedeutend niedrigere Sandwand und vermutet, dass sich jetzt in der Spalte erheblich mehr Sand befindet. Dazu kommt, ärgerlicherweise, dass jedes Mal, wenn sie eine gewisse Tiefe erreicht haben, die Löcher sich schneller wieder schließen, als sie sie frei machen können.

Zum Schluss geben sie erschöpft auf und denken darüber nach, welche Konsequenzen der Verlust ihrer beiden Wasserflaschen mit sich bringt. »Hast du noch deinen e-Helper, Aroha?«, fragt Cynthia besorgt. Aroha nimmt ihn heraus, aber wie vorauszusehen lässt er sich aufgrund des vielen Sandes im Rucksack noch nicht mal ein-

schalten. Ihnen allen wird klar, welch schwerwiegende Folgen das alles für sie hat. »Wie lange kann eigentlich jemand ohne Wasser in der Wüste überleben?«, will Aroha wissen.

»Obwohl es ganz bestimmt viele Geschichten von Leuten gibt, die das geschafft haben«, sagt Zach, »ist es tatsächlich äußerst schwierig. Du solltest mal das Buch »Wenn es Krieg gibt, gehen wir in die Wüste« von H. Martin lesen. Zwei deutsche Geologen sind der Gefangenschaft entgangen, indem sie sich für etwa zwei Jahre in der Wüste versteckt haben. Die haben es geschafft - allerdings hatten die auch einen Lastwagen und andere moderne Errungenschaften.« »Na, wunderbar«, meint Herbert. »Das Problem ist, dass wir keinen Lastwagen haben, sondern nur eher ungeeignete Schuhe.«

Ihnen bleiben nicht viele Möglichkeiten. Auf Zachs Rat hin beschließen sie, in Richtung Nordwesten zur Hochlandregion hin loszuziehen, wo John, ein Freund von Zach, lebt. Das hat den Vorteil, dass sie sich in eine völlig unerwartete Richtung bewegen. Zach hat sie davon überzeugt, außer Sicht zu bleiben. Hier draußen gilt das Gesetz des Dschungels - zuerst wird geschossen und dann werden Fragen gestellt. Besonders, wenn sich Ärger zusammenbraut.

Einmütig brechen sie am nächsten Morgen auf, um die Namibwüste in Richtung Hochland zu überqueren. Der Tagesmarsch über den brennend heißen Sand ist die reinste Hölle. Sie sind ausgetrocknet, erschöpft und der Verzweiflung nahe. Die drei, die Tausammler besitzen, die sich zum Glück immer noch an den Schulterpartien ihrer Überlebensanzüge befinden, lassen Zach abwechselnd kleine Schlucke von dem schalen Wasser trinken. Gegen Abend haben sie an ihren Füßen eine Unmenge von Blasen.

Da sie dringend Flüssigkeit benötigen und keine Ahnung haben, wann oder wo sie Wasser finden werden, lassen Herbert und Zach die Frauen im Schutz eines Felsvorsprungs zurück und gehen auf die Jagd.

Sie nutzen all die Kraftreserven, die ihnen noch geblieben sind, um auf den Gipfel des Hügels zu kriechen. Die Springböcke, die dabei sind, trockene Graswurzeln zu fressen, nehmen sofort ihre Witterung auf und fangen an, sich in Bewegung zu setzen. Herbert schleudert seine Parabegabung geradezu auf das letzte Tier und bringt es so dazu, langsamer zu werden. Zach wirft gezielt ein

Messer und triumphierend wechseln sich die beiden dann ab, das Tier dorthin zu schleifen, wo sie die beiden Frauen zurückgelassen haben.

Das Fleisch zu kochen steht außer Frage - es gibt weit und breit kein Holz. Das Blut auszusaugen und das Fleisch roh zu essen ist vermutlich eine der schwierigsten Sachen, die Aroha jemals machen musste. Sie schafft es gerade, ein kleines bisschen davon zu essen - indem sie sich große Mühe gibt sich vorzustellen, dass es sich bei ihrer Portion um ein nur (sehr) schwach gebratenes Steak handelt, zubereitet vom Chef eines erstklassigen Restaurants!

Am nächsten Tag wendet sich ihr Glück. Sie stoßen auf das verlassene Camp eines Buschmannes, in dem es eine Feuerstelle gibt, neben der sich ein Haufen Äste befindet. Ihre Hoffnungen steigen noch weiter, als ihnen klar wird, dass es wahrscheinlich in der Nähe auch Wasser gibt. Und tatsächlich finden sie in einer kleinen Schlucht, nur eine halbe Stunde von dort entfernt, ein ziemlich großes Wasserloch.

Der Treck durch die Hügel des Hochlandes hätte leicht zu einem Alptraum werden können angesichts der heißen, gnadenlosen Sonne, des geringen Wasservorrats, der spitzen Felsen und der Aussicht, von wilden Tieren angegriffen oder aber von einem der Skycars der Mine entdeckt zu werden. Es ist hauptsächlich den beiden Jungs zu verdanken, dass es einigermaßen erträglich wird. Herbert hat sie für eine Division der »Dad's Army« rekrutiert (einer Art Heimwehr, die im Mittelpunkt einer bekannten britischen Fernsehserie steht), wobei er sich selbst zum Stabsfeldwebel ernannt hat. Kundschafter Zach führt die Division, Korporal Cynthia ist der Schütze und Gefreiter Aroha ist für die Tarnung verantwortlich, während Herbert, natürlich hinter ihnen läuft und sie kommandiert.

Mit dem für ihn typischen ernsten Gesichtsausdruck befolgt Zach Herberts Kommandos aufs Wort: »Im Gleichschritt, Marsch«, schnauzt Herbert mit gedämpfter Stimme, als sie aufbrechen. »Im Laufschrift. Alle Mann in Deckung, sobald ein Flugzeug gesichtet wird.« »Feind drei Grad NNW.« »Im Laufschrift. Tarnung!« Das geht an Aroha. Sie soll mit Hilfe ihres Callers versuchen, sie dem Hintergrund so anzupassen, dass sie nicht mehr von einem Felsen oder dem Sand zu unterscheiden sind.

Herbert ruft leidenschaftlich gern: »Im Laufschrift.« »Im Laufschrift. Am Hintern kratzen.« Zach führt den Befehl aus und auch wenn er keine Miene verzieht, so verraten ihn doch seine lachenden Augen.

Die spitzen Steine ruinieren ihre Bodysuits und sie haben kein Klebeband mehr, um sie auszubessern. Bald schon dringt der Sand durch die Risse und das Jucken wird allmählich unerträglich. »Entlausungs-Stopp«, ruft Herbert und sie müssen sich alle im Kreis aufstellen und so viel Sand wie möglich vom Körper ihres jeweiligen Vordermanns entfernen. »Doch nicht hier!«, kreischt Cynthia, als Herbert versucht, mit seiner Hand eine empfindliche Stelle zu berühren. Sie ist äußerst kitzelig!

Sie kommen nur langsam vorwärts. Auch wenn sie morgens noch im Dunkeln aufbrechen, müssen sie doch während der heißesten Zeit des Tages eine Rast einlegen - die einen Großteil des Tages ausmacht. Bedingt durch den Ausfall der e-Helfer hat nun keiner von ihnen mehr einen Zeitmesser. Es ist oft so anstrengend, im Eiltempo über die ungeschützten Felsrücken zu marschieren, dass sie sich in den Tälern anschließend wieder ausruhen müssen. Das Jagen nimmt ebenfalls Zeit in Anspruch - wenngleich Herbert und Zach ein ausgezeichnetes Team bilden.

Ein langer Tag geht zu Ende, als Zach endlich auf das Tal zeigt, in dem sein Freund John lebt, und sie müssen sich zwingen weiterzugehen. Als sie dessen Haus schließlich erreichen, tragen Herbert und Zach die beiden Frauen mehr oder weniger. Zach hat sich noch nie so gefreut, John zu sehen! Und John ist entsetzt über ihren Zustand. Er weiß allerdings, wie man mit in der Wüste erlittenen Traumata umgeht, und am nächsten Morgen fühlen sich alle schon viel besser.

Zach erklärt John nur das Nötigste, aber der ist zum Glück ein verständnisvoller Freund, der gerne bereit ist, ihnen zu helfen. Nachdem sie sich miteinander besprochen haben, benutzt Herbert Johns Sendeanlage, um sich mit Marcus in Verbindung zu setzen. Marcus willigt ein, ihnen abends einen Kleintransporter zu schicken, um sie an einer Stelle abzuholen, die John ausgewählt hat.

Nach einem Abendessen, von dem alle behaupten, es sei das Beste ihres Lebens gewesen, bringt sie John in seinem Dünenbuggy zu ihrem Treffpunkt. Freudig überrascht stellen sie fest, dass Dan, ihr



umgänglicher Reiseführer, an der vereinbarten Stelle auf sie wartet. Zach denkt kurz an seinen Transporter, der sich sehr wahrscheinlich noch auf dem Parkplatz der Lodge befindet.

Dan und John kennen sich noch von früher. »Sieh mal einer an«, sagt Dan und betrachtet die Gruppe in ihrer zerfetzten und abgerissenen Kleidung. »Es sieht ganz so aus, als hättet ihr vier ein wenig Ärger gehabt! Steigt ein und erzähl mir, was passiert ist.« Zum Abschied winken sie John voller Dankbarkeit zu und versprechen, mit ihm in Verbindung zu bleiben.

Zu ihrer Freude hat Marcus Dan angewiesen, sie den ganzen Weg bis nach Lüderitz zu fahren. »Vermutlich hat er euch nicht zuge-  
traut, es alleine dorthin zu schaffen«, sagt Dan gut gelaunt. Auf dem Rücksitz erblicken sie vier neue Rucksäcke, vier neue Anzüge und vier Paar neue Stiefel. »Marcus!«, ruft Herbert aus. »Wie hat er das so schnell fertig gebracht?« »Ich habe ihn schon immer für einen verdammten Zauberer gehalten«, meint Dan voller Genugtuung.

Dan hat die neueste Ausgabe der Lokalzeitung dabei und Herbert sieht sie sofort durch. »Verdammt! Hört euch das an: Mangel an Kontrolleuren ermöglicht Diamantenschmuggel in der Nähe von Lüderitz!« »Das ist doch nicht dein Ernst«, sagt Cynthia. »Doch nicht heutzutage!« »Weiter heißt es, dass Schmuggeln vor zehn Jahren weit verbreitet war. Aber wer hätte geglaubt, dass es heute immer noch stattfindet«, sagt Herbert und reicht die Zeitung an Cynthia weiter.

»Durch Samuel habe ich von dem Gerücht gehört«, sagt Zach. »Es sieht so aus, als wäre was Wahres dran. Uns stehen womöglich interessante Zeiten bevor.«

Aroha sieht Zach an, betrachtet seine funkelnden, schwarzen Augen, seine weißen Zähne und die kunstvollen Rastalocken und denkt bei sich, wie gut er doch aussieht. Nach ihren jüngsten Erfahrungen hofft sie nur, dass der Ausflug zur Mine nicht »zu interessant« wird - und sie ist hochofrend darüber, dass Zach ebenfalls mitkommt.

# 19. Bergab

## Anfang März 2012

»Schmuggel!«, ruft Aroha aus. »Das ist ja unglaublich! Gibt es etwa einen schöneren Anblick? Oder einen friedlicheren? Nur jede Menge Fischerboote, auf denen man der Arbeit nachgeht.« Aroha hat das Fenster ihres Zimmers im Lüderitzer Hostel geöffnet und der Atlantik befindet sich direkt vor dem Haus, so nahe, dass er schon fast bis an die Türschwelle heranreicht. Der Klang der Wellen, die sanft auf dem Strand aufschlagen, hat sie, wie sie es sonst von Waiheke her gewohnt ist, in den Schlaf gewiegt. »Genau!«, stimmt Cynthia zu. »Schmuggeln ist das Letzte, woran man hier denken würde.«

Zum Frühstück treffen sie sich mit Herbert und Zach. »Sind euch die vielen Fischerboote im Hafen aufgefallen?«, fragt Cynthia. »Allerdings«, sagt Herbert. »Und neunzehn von diesen zwanzig Booten werden ganz legal zum Langustenfang da draußen benutzt. Womit nur eins übrig bleibt, das eine Gruppe habgieriger Schmuggler beherbergt.« »Oder Habenichtse, die auf die Wohlhabenden neidisch sind«, meint Zach. »Oder die nur verzweifelt versuchen, ihre Familien zu ernähren«, fügt Aroha hinzu. »Ja, du hast wahrscheinlich Recht«, sagt Cynthia. »Aber es könnte sich genauso gut um Betrüger handeln, die dieses Land völlig ausnehmen.«

Zachs Vetter Samuel hat gemeint, dass er sich gerne nach der Arbeit mit ihnen treffen würde, um über den Besuch der Victoria-Mine zu sprechen. Da sie nun den ganzen Tag Zeit haben, entschließen sie sich, zwei Ausflüge zu unternehmen: einen zur alten Geistermine und einen zur Elizabeth-Mine, die erst vor ein paar Jahren stillgelegt wurde.

Es ist bedrückend, den Erzählungen des Führers über die glorreiche Zeit zuzuhören, in der der Diamantenrausch seinen Höhepunkt erreichte. Pflaumengroße Diamanten wurden gefunden. Während einige davon an der Oberfläche lagen, wurden andere mühsam dadurch gewonnen, dass man ein Sand-Stein-Gemisch in Salzwasser siebte.

Es ist offensichtlich, dass viele hier ein Vermögen machten, viele aber auch alles verloren. Es gab Deutsche, die von großen, wohlhabenden Städten träumten und mehr Geld darauf verwandten, aus der Wüste ein Paradies zu machen, als sie sich wirklich leisten

konnten. Man kann immer noch die Überreste von verlassenen Schlössern und Farmen sehen. Die Geisterstadt hallt noch wider von den längst vergangenen Klängen der Biergelage im Kasino, auf der Bowlingbahn und in den Bars. Ihrem Führer zufolge spendierte man hübschen Damen Champagnerbäder, denn Champagner kostete auch nicht mehr als Wasser.

Im Geschäft werden geschliffene Diamanten zum Verkauf angeboten - zu einem entsprechenden Preis. Sogar die Männer sind von der Schönheit der Steine beeindruckt.

Auf einer Straße aus festgefahrenem Sand fahren sie ein Stück an der Peripherie des Diamantensperrgebiets entlang, wobei sie die leuchtend orangen Schilder geflissentlich übersehen, die alle paar Meter in drei Sprachen verkünden: »Betreten bei Strafe verboten«. Marcus hat ihnen eine Lichtbildkarte von dem Minengebiet besorgt. Das Gebiet ist riesig und grenzt nur an einer Stelle unmittelbar an die Straße. Sie halten die Augen offen, sehen allerdings nichts, was auf eine Mine hindeutet - geschweige denn auf Leute, die dort arbeiten. Sie halten an einem Wasserloch an, an dem sich Duzende von rosa und weißen Flamingos befinden, die zu den kupferfarbenen Dünen im Hintergrund einen reizenden Kontrast bilden, und steigen dann alle aus dem Fahrzeug aus.

Der heiße Ostwind weht nun stärker als am Morgen. Gemeinsam beschließen sie, in die Stadt zurückzukehren. Mit zunehmendem Wind entstehen interessante Muster auf der Straße und es dauert nicht lange, bis sie völlig zugeweht ist. Die Fahrt zurück zum Hostel ist daher wieder einmal haarsträubend und Zach verlässt sich beim Fahren ganz auf seine Intuition.

Es überrascht sie alle nicht, als Samuel eine Nachricht schickt, um ihnen mitzuteilen, dass er aufgrund der Straßenverhältnisse an diesem Abend nicht in die Stadt kommen wird. Die vier bleiben recht lange beim Abendessen sitzen, bis Herbert und Cynthia schließlich aufbrechen, um sich mit Hilfe von Herberts Mindcaller elektronische Karten anzusehen. Zach bestellt noch zwei Guave-Drinks und Aroha erzählt ihm ein bisschen von dem, was der Mindcaller alles kann. Ihr ist außerordentlich bewusst, wie deutlich sie Zachs Aura spüren kann - nach wie vor mit dunklen Sorgenmustern durchsetzt. Sie sendet ihm eine Projektion von dem, was sie beunruhigt, und als er sie empfängt, sieht er Aroha voller Staunen an. »Das ist so eine

Art visueller Telepathie, nicht?« »Ja. Wir wissen, dass im Mindcaller ein Lexikon für visuelle Symbole gespeichert ist. Allerdings wissen wir noch nicht so genau, wie man davon Gebrauch machen kann.« »Was kannst du in Bezug auf mich wahrnehmen?«, will Zach wissen. »Nur, dass du dir über etwas Sorgen machst, das mit deiner Arbeit zusammenhängt - und mit den Leuten, mit denen du zusammenarbeitest.« »Weißt du, wer diese Leute sind?« »Nein. Es handelt sich um rein abstrakte Repräsentationen.«

»Soweit hast du Recht. Ich mache mir furchtbare Sorgen. Ich bin mir ganz sicher, dass Uran gestohlen worden ist. Ich weiß nur nicht, von wem. Und offensichtlich ist mein Chef auch sehr beunruhigt. Er meinte, dass ich in meinem eigenen Interesse die Verluste besser vergessen sollte.« »Was du allerdings nicht kannst?« »Das kann ich nicht, denn ich weiß, wie verhängnisvoll es sein wird, wenn das herauskommt. Selbst wenn es nicht herauskommt, könnte es unrentabel werden, die Mine weiter zu betreiben. In beiden Fällen würde die Mine womöglich geschlossen. Und für die Arbeiter wäre das eine Katastrophe. Einige würden buchstäblich verhungern.«

Aroha rückt näher an Zach heran und legt ihren Arm um ihn. Sie kuscheln sich aneinander und es wird zwei Uhr morgens, bevor sie schließlich ins Bett gehen.

Am nächsten Abend treffen sie sich mit Samuel, der Zach so ähnlich sieht, dass Aroha im Stillen denkt, wie gut es doch sei, dass er kurze Haare und keine Rastalocken hat, denn sonst wäre es schwierig, die beiden auseinander zu halten.

Sie geben Samuel eine kurze Zusammenfassung dessen, was sie machen möchten. »Wenn es sonst weiter nichts ist«, sagt Samuel mit einem Grinsen. »Nur mal eben in das Gebiet schlendern, das die stärksten Sicherheitsvorkehrungen hierzulande besitzt. Und obendrein noch eine illegale Angeltour!« Die anderen lächeln ihn hoffnungsvoll an.

»Normalerweise hätte ich gesagt, dass das hoffnungslos ist, denn die Medien haben vor kurzem über uns berichtet, ihr wisst schon, wegen Schmuggel und so. Aber das Merkwürdige ist, dass die Sicherheitsvorkehrungen nicht verstärkt worden sind - zumindest nicht, soweit das uns bekannt ist. Genau gesagt, verläuft im Moment alles sogar noch etwas ruhiger als sonst. Also bin ich mir ziemlich

sicher, dass ich eine Tour der neuen Victoria-Mine, in der ich arbeite, für euch arrangieren kann. Ich werde meinen Chef, Herrn Müller, um die nötigen Passierscheine bitten. Der bemüht sich aus unerfindlichen Gründen besonders darum, mir behilflich zu sein. Die Mine ist gerade erst vor zwei Jahren eröffnet worden und besitzt sehr moderne Anlagen. Die Sicherheitskontrollen werden euch bestimmt sehr streng vorkommen - aber glaubt mir, sie funktionieren - also, bitte keine Tricks!«

»Was wir wirklich gerne machen würden, ist, uns die Personalakten kurz anzusehen«, sagt Herbert. »Glaubst du, dass du das bekommst?« Samuel sieht Zach fragend an, worauf der mit dem Kopf nickt. »Okay«, meint Samuel. »Ich arbeite als Systemanalytiker für dieses Unternehmen, und deshalb sollte es mir schon möglich sein, das für euch zu arrangieren. Aber es wird ein, zwei Tage dauern, bis der Papierkram erledigt ist. Ich kenne aber den Kapitän eines stillgelegten Minenbootes«, fährt Samuel fort. »Und der schuldet mir noch einen Gefallen. Ich werde ihn fragen, ob er nicht zumindest ein paar von uns mitnimmt.«

Herbert und Samuel sind beide erfahrene Sporttaucher und wollen es unbedingt versuchen. Zach allerdings kann nicht einmal schwimmen und muss deshalb zurückbleiben. Aroha erklärt sich bereit, bei Zach zu bleiben, während Cynthia meint, dass sie nur so aus Interesse mitkommen wolle. Herbert fragt sich, ob Arohas auffallendes Interesse daran, mit Zach zusammen zu sein, etwas zu bedeuten hat. Herbert verbannt Aroha aus seinen Gedanken und konzentriert sich auf die vor ihm liegende Aufgabe. Er bereitet den Mindcaller darauf vor, Diamantenablagerungen zu erkennen, indem er Proben von Ablagerungen mit einer Videoaufnahme vergleicht, die er in der Geistermine gemacht hat.

Der Kapitän segelt mit seinem Boot zu einer Bucht, von der er weiß, dass sie sich gerade außerhalb der verbotenen Zone befindet. Es dauert eine Weile, den Tauchanzug, die Maske, die Flossen und das Sauerstoffgerät anzuziehen, und Herbert muss über seine eigene Ungeduld lachen. Mit einem klassischen Rückwärtssalto folgt er Samuel ins Wasser. Im Team arbeitend, tragen sie die oberste Schicht aus Steinen und Felsbrocken ab und stecken dann die Öffnung des Saugrohrs überall dort in den Schlamm, wo dieser vielversprechend

aussieht. Sie entscheiden abwechselnd, welche Fläche als Nächstes abgesaugt werden soll.

Normalerweise beherrschen nur die erfahrensten Taucher diese Kunst. Sie müssen jeden noch so kleinen Unterschied erkennen, was die Farbe und Struktur der Ablagerung betrifft. Samuel ist es ein Rätsel, wieso Herbert mit solcher Entschlossenheit die vielversprechenden Stellen eine nach der anderen übergeht. Herbert hat ihre Erfolgchancen um das Hundertfache erhöht, indem er die Analyse des Mindcallers mit dem abgleicht, was er sieht. Als sie das Signal zum Auftauchen erhalten, überreicht ihnen der Lotse je einen Eimer, in dem sich ihre Tagesausbeute befindet - Schlamm! Ihnen wird gesagt, dass, angesichts der Tatsache, dass jeder Diamant, der gefunden wird, von Rechts wegen registriert werden müsste, der Kapitän lieber nicht wissen möchte, ob sie das Glück hatten, einen zu finden!

Herbert weiß nicht, was er mit seinem schmutzigen Eimer anfangen soll. Den kann er doch nicht mit ins Hostel nehmen! Samuel löst das Problem, indem er Herbert mit zu sich nach Hause nimmt. Dort stellt er ihm ein Sieb zur Verfügung und lässt ihn allein, damit er seinen Schlamm waschen kann. Sie vereinbaren, sich gegenseitig nicht zu sagen, ob sie Erfolg gehabt haben. Aber als Herbert das kaum verhohlene Strahlen in Samuels Augen sieht, denkt er sich seinen Teil.

Beiden fällt es schwer, den beharrlichen Fragen der Mädchen auszuweichen. Samuel und Zach sprechen leise miteinander, bevor Samuel die Aufmerksamkeit aller auf etwas anderes lenkt. »Zach hat mir erzählt, dass ihr für uns arbeitet, indem ihr Filmaufnahmen macht. Ich glaube, dass ich euch womöglich helfen kann. Ich habe mit einigen engen Freunden eine 24-Stunden-Überwachung des Hafens eingerichtet. Wir versuchen, das Kommen und Gehen im Hafen genau zu verfolgen. Wir sind, wie ihr euch wohl vorstellen könnt, dazu wesentlich besser in der Lage als die Polizei, da wir hier mit dazugehören. Ein paar Anhaltspunkte haben wir bereits - was wiederum dazu führt, dass die Sache zunehmend gefährlicher wird. Heute Nacht halte ich um die Zeit Wache, zu der eins der verdächtigen Boote in den Hafen einläuft. Wenn du möchtest, Herbert, kannst du gerne mitkommen. Aber ich muss nachdrücklich betonen - es ist gefährlich.«

Der nächtliche Ausflug scheint ein voller Erfolg zu sein, denn Herbert gelangen einige sehr gute Aufnahmen von dem, was die Verdächtigen treiben. Der Mindcaller verfügt über eine außergewöhnlich weit reichende Nachtsicht.

Als sich die anderen am nächsten Morgen den Film ansehen, sind alle, mit Ausnahme von Zach, davon überrascht, aus welchem Völkergemisch sich die Gruppe zusammensetzt. Unter Zuhilfenahme des Mindcallers identifizieren sie anhand von Rassenmerkmalen, Hautfarbe, Sprachmelodie usw. Angehörige verschiedener Rassen aus Europa, den USA, Afrika - und Neuseeland. Als sie Marcus diese Datei zusenden, zeigt der sich wieder sehr erfreut über ihre Fortschritte.

Schließlich erhalten sie die Papiere für den Besuch der Mine und Samuel holt die Gruppe vom Hostel ab. Auf dem Weg dorthin erklärt er ihnen, dass es sich bei der Victoria-Mine um eine sehr moderne Mine handelt.

»Hier werden Diamanten nicht, wie bei der alten Elizabeth-Mine, im Tagebau abgebaut. Diese Mine ähnelt eher der alten Kimberly-Mine, bei der es sich um eine so genannte Röhrenmine handelt. Unsere Kimberlit-Röhre war mehrere Meter unter der Erdoberfläche versteckt und wurde nur mit Hilfe der neu entwickelten Cr...«

Er hält mitten im Wort inne, da Zach ihm einen vielsagenden Blick zuwirft. Er fährt dann fort und hebt noch einmal hervor, dass die Vorschriften der Mine ausgesprochen streng sind. Es gibt einige Räume, wie zum Beispiel den Sitzungssaal, die auf keinen Fall betreten werden dürfen. Da wird die Gruppe natürlich sofort neugierig.

Sie haben nun das erste Tor erreicht. Ihre Papiere werden überprüft und es werden neue für sie ausgestellt. Auf der Rückseite eines der Formulare gibt es eine Liste mit fünfundsiebzig Regeln und Vorschriften. »Seht euch das an!«, ruft Aroha. »Wir dürfen nicht den Berg herunterrollen oder mit Steinen werfen! Also, ich bitte euch!«

Samuel stellt sie seinem Chef, Herrn Müller, vor, der über das ganze Gesicht strahlt. Aus einem unbestimmten Grund fühlt sich Aroha in seiner Anwesenheit äußerst unbehaglich. Samuel führt sie in sein Büro und kurz darauf hat Herbert die Liste mit den Angestellten archiviert - um dann feststellen zu müssen, dass sie weder

die Direktoren der Firma noch die Mitglieder des Aufsichtsrats oder die Geschäftsführer enthält.

»Gibt es überhaupt irgendwo Fotos?«, fragt Herbert. »Es gibt welche in der Cafeteria«, sagt Samuel. »Aber ich weiß nicht, von wem die sind.« »Die schauen wir uns an«, sagt Cynthia. Auf dem Weg dorthin kommen sie am Sitzungssaal vorbei, aber die Tür ist geschlossen und außerdem bewacht. Die Fotos in der Cafeteria sind enttäuschend.

Als sie Samuel wieder durch das Gewirr der Korridore zurück folgen, kommen sie erneut am Sitzungssaal vorbei und Cynthia hält Herbert unauffällig zurück. Lässig sieht sie den Wachmann unverwandt an und öffnet die Tür! Herbert durchsucht den Raum einmal kurz mit dem Mindcaller. Die Vorstandsmitglieder springen auf, bleiben dann aber alle mit einem unglaublich verdutzten Gesichtsausdruck zurück, als sich die Tür schließt. Der Wachmann fährt kurz zusammen, wendet sich dann aber wieder seiner Arbeit zu und starrt die Wand an.

»Sie werden völlig vergessen, was sie gesehen haben?«, fragt Herbert flüsternd. »Ja, hundertprozentig«, erwidert Cynthia. Zum Glück sind die anderen miteinander plaudernd schon weitergegangen und scheinen auch nichts Ungebührliches bemerkt zu haben.

Samuel hat dafür gesorgt, dass sie unter Tage gehen können. Sie müssen Overalls anziehen und dann rutschen sie voller Vergnügen die lange Röhre hinunter, die in die unter der Erde liegenden Tunnels führt. Ein mürrischer Führer begleitet sie.

Aroha, die im Rahmen ihres Magisterstudiums auch Geologie studiert hat, ist an dem gesamten Verfahren äußerst interessiert. Sie spricht mit ihrem Führer über die verschiedenen Gesteinsarten - und beeindruckt ihn mit ihrem Wissen. An einer Stelle hält Aroha an und sagt: »Hier, an dieser Stelle, ist eine größere Verwerfung im Felsen. Was ist das?« Ihr Führer reagiert überrascht und erschrocken zugleich. »Nein!«, beharrt er. »Da ist überhaupt nichts. Kommt! Wir müssen weiter.«

Ansonsten sieht das Ganze wie ein normaler, unterirdischer Bergbaubetrieb aus - Unmengen von Gestein, das abgebaut, sortiert und aufbereitet wird. An keiner Stelle deutet irgendetwas auf Diamanten hin.



Der Zutritt zum abschließenden Trennverfahren ist verboten. Außerdem erfahren sie, dass das Schneiden der Diamanten an verschiedenen anderen Stellen, die weiter entfernt liegen, durchgeführt wird.

Wieder an der Oberfläche angekommen, sehen sie auf die weiten, trockenen, windgepeitschten Dünen hinaus, die mit Haufen von abgebautem Gestein übersät sind, die wie Minivulkane aussehen. Schnell lassen sie jeglichen Gedanken an eine genauere Erkundung fallen.

Wenn sie dachten, dass es schwierig sei, in den Minenkomplex hineinzukommen, so erweist sich das Verlassen der Mine als noch weitaus komplizierter. Sie werden alle geröntgt und einer Leibesvisitation unterzogen.

»Wird jeder jeden Tag durchsucht?«, will Aroha wissen. »Nein. Die Durchsuchung wird nach dem Zufallsprinzip vorgenommen, wobei man ein System benutzt, das sich roter und schwarzer Punkte bedient. Die Angestellten wählen täglich eine Farbe für sich aus und das System trifft dann eine willkürliche Auswahl.«

Zurück im Hostel, als sie im Zimmer der Jungs endlich unter sich sind, sprechen sie über die Ereignisse des Tages. »Was hast du gespürt, als du die Verwerfung im Tunnel erwähnt hast?«, fragt Zach. »Es gab dort eine beträchtliche Veränderung in den geologischen Energien. Das war völlig unnatürlich«, sagt Aroha. »Lasst uns mal sehen, ob der Mindcaller etwas Außergewöhnliches gesehen hat. Ich habe versucht, etwas Bildmaterial zu bekommen, indem ich in die Wand hinein gefilmt habe!«, meint Herbert.

Die Szene, die Herbert dann projiziert, überrascht sie alle. Die Aufnahme sieht aus wie eine Art Radar- oder Sonarbild und auf ihr ist ein Labor zu sehen. Sie laden sofort eine offizielle Karte von der Gegend hoch und es überrascht sie überhaupt nicht, dass das Labor dort nicht eingezeichnet ist. »Kein Wunder, dass unser Führer, oder besser unser Aufpasser, uns so angetrieben hat«, sagt Cynthia. »Marcus wird das bestimmt sehr interessieren.«

»Was mir immer noch nicht in den Kopf will, ist«, sagt Herb, »wenn die Sicherheitsvorkehrungen derart streng sind, wie werden dann die Steine herausgeschmuggelt?« »Das ist extrem schwierig«, sagt Samuel. »Aber manchmal arbeiten verschiedene Gruppen zusammen und organisieren eine Art von Staffel, um die Steine erst

von einem Punkt zum anderen und dann an die äußere Grenze des Minengebietes zu bekommen, wo Arbeiter bekanntlich mehrere Tunnels unter dem Zaun gegraben haben.«

»Wenn Wachposten so knapp sind, wieso platziert man dann einen vor dem Sitzungssaal?«, erkundigt sich Cynthia. »Das wird wegen der großen Spannungen gemacht, die zwischen den hohen Tieren und den Arbeitern herrschen«, erwidert Zach. »Die ganze Zeit, die ihr hier wart, hat man euch vor dem wirklichen Afrika bewahrt. Auf euren noblen Touren und in euren prächtigen Hotels habt ihr nichts von den Gettos mitbekommen, in denen 80 % der Bevölkerung leben. Von Armut und Krankheit gezeichnet, bieten sie einen furchtbaren Anblick.« Zachs Stimme klingt nicht zornig, als er das sagt, aber auf eine gewisse Art herzerreißend. Aroha spürt, wie sich seine Seele offenbart.

Samuel fährt fort: »Es gibt immer noch tief sitzende Spannungen zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen in unserer Gesellschaft, da ein paar vom Glück Begünstigte einen Großteil des Profits absahnen. Einige von uns arbeiten unermüdlich daran, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Aber es ist ein harter Kampf, besonders, wenn sogar unser Präsident dazu beiträgt, dass es mit diesem Land abwärts geht, indem er einen Teil von Windhoek aufkauft, um darauf einen Palast für sich und seine Kumpels zu bauen! Das ist natürlich nicht das erste Mal. So etwas Ähnliches gab es schon 2003.« Die Gruppe geht an diesem Abend sehr nachdenklich zu Bett.

Ein lebhaftes, blitzartiges Gedankenbild von Zach, das Samuels Verschwinden zeigt, lässt Aroha am nächsten Morgen dermaßen zusammenzucken, dass sie sofort hellwach ist. »Irgendetwas stimmt nicht«, sagt sie zu Cynthia, zieht die nächstbesten Kleidungsstücke an und rennt zum Zimmer der Jungs.

Herbert öffnet die Tür, einen e-Helper in der Hand. Zach sitzt, noch unangezogen, auf einer Bettkante und betätigt verzweifelt seinen e-Helper. »Samuel ist spurlos verschwunden«, sagt Herbert. »Er ist hier um Mitternacht abgefahren und ist nicht zu Hause angekommen. Und in diesem Land bedeutet das wirklich nichts Gutes.«

Mit einer Geste der Resignation legt Zach seinen e-Helper aus der Hand und sendet Aroha ein blitzartiges Gedankenbild zu, das ihn selbst als gejagtes Tier darstellt.

»Wir müssen alle von hier weg«, sagt Herbert. »Ich habe mich schon mit Marcus in Verbindung gesetzt, und er organisiert Flüge für uns. Er meint, dass Zach ebenfalls mitkommen muss.« Zach schluchzt hörbar und stützt den Kopf in beide Hände. Aroha setzt sich neben ihn und legt ihre Arme um ihn. »Komm mit uns!«, bittet sie. »Du musst mit uns kommen! Das siehst du doch ein, nicht?« Zach nickt, projiziert aber ein Bild von sich, das ihn völlig durcheinander zeigt.

»Wir müssen das Hostel so bald wie möglich verlassen«, meint Herbert. »Es ist sicherer, am Flughafen zu warten.« Sie packen eilig ihre Sachen zusammen und rufen ein Taxi. Als sie sich dem Eingang des Hostels nähern, wird sich Aroha einer feindseligen Energie bewusst, die von draußen kommt. Sie schickt schnell ein Bild an Herbert, der daraufhin die Gruppe auffordert, sich dicht um Zach zusammenzuschließen und zum Taxi zu laufen. Als sie die Treppe herunterkommen, zieht ein Kerl, der neben einer Palme steht, seinen Revolver. Herbert verzögert dessen Reaktionen gerade lange genug, damit das Team ins Taxi stürzen und die Tür hinter sich zuschlagen kann. Die Kugel verfehlt ihr Ziel, als der Taxifahrer, der keine weitere Aufforderung benötigt, losfährt.

Der Rückflug nach Neuseeland unterscheidet sich erheblich vom Hinflug. Diesmal gibt es von Herbert keine vergnüglichen Spielereien. Aroha ermuntert Zach dazu, ihr eine Reihe von blitzartigen Gedankenbildern zuzusenden, um seine Anspannung etwas zu lösen. Diese projiziert sie dann, damit die anderen sie auch sehen können:

Sein Zuhause in Swakopmund. Seine Mutter und seine sechs Brüder und Schwestern in dem Haus, das nur zwei Schlafzimmer besitzt. Männer mit Gewehren dringen dort ein und suchen nach Zach. Seine Mutter in Tränen aufgelöst. Leere Schränke. Männer zwingen die Familie zur Räumung des Hauses für Werksangehörige. Verzweifelt als Obdachlose in einem Getto.

»Wird man sie wirklich zur Räumung zwingen?«, fragt Herbert. »Und werden sie nichts zu essen haben - keine Unterkunft?«, fragt Aroha voller Entsetzen. »Ohne meine Lohntüte werden sie nichts haben, gar nichts, keiner von ihnen«, erwidert Zach völlig niedergeschlagen.

## 20. Unerwünschte Schlagzeilen

### 8. März 2012

Aroha wirft einen Blick auf Marcus, der persönlich in einem Moller 600 zum Flughafen gekommen ist, und spürt Besorgnis in sich aufsteigen. Sie haben ihn vom Flugzeug aus auf die neuesten Entwicklungen vorbereitet, aber sie spürt, dass Marcus wirklich schlimme Neuigkeiten hat, die er ihnen noch vorenthält.

Die Rückkehrer duschen kurz und essen zu Mittag, dann warten Marcus und Maria schon im Besprechungszimmer auf sie. »Wir haben eine schlimme Nachricht für dich, Zach«, fängt Marcus an. Und dann weiß er nicht mehr weiter. »Samuel!«, stößt Zach hervor. Aroha rückt wortlos näher zu ihm hin. »Ja«, sagt Maria. »Wie ist es passiert?«, fragt Zach, sich nur mühsam beherrschend. »Sein Körper wurde vor zwei Stunden an Land gespült. Mit einer Kugel im Kopf.«

Alle in der Gruppe sind so niedergeschmettert, dass sie nicht wissen, was sie sagen sollen. Leise teilt Marcus ihnen mit, dass sie bis auf weiteres frei haben. Sie sollen sich an ihn und Maria wenden für den Fall, dass sie in irgendeiner Weise Hilfe benötigen. Schweigend machen sich alle auf den Weg zu ihrem Lieblingsstrand und liegen dort im warmen Sand - Aroha mit ihrem Arm quer über Zachs Rücken.

Wenn man sieht, wie Zach sich am nächsten Tag in die Wellen stürzt, würde man niemals erraten, dass er noch nie zuvor geschwommen ist, weder im Schwimmbecken noch in einem Fluss - geschweige denn im Meer. Zuerst sind die anderen darüber froh, denn sie wissen, dass er auf diese Weise seinen Zorn und seinen Schmerz über Samuels Tod zum Ausdruck bringt. Aber als Zach sich im Laufe der Tage immer weiter aufs Meer hinauswagt, fangen sie an, sich Sorgen zu machen. Sie versuchen, ihn über Gefahren wie unvorhergesehene Strömungen aufzuklären, aber Zach versteht offensichtlich nicht, wovon sie reden. Er hat Wasser immer als etwas Kostbares und Leben Spendendes angesehen. Er kann nicht begreifen, dass es gefährlich sein soll.

Eines Morgens, nachdem es drei Tage lang gestürmt hat, geht Zach allein schwimmen. Es herrscht starker Wellengang und er wird fast sofort so weit hinausgetrieben, dass er keinen Grund mehr unter

den Füßen hat. Aroha, die im Garten gearbeitet hat, spürt seinen Hilfeschrei, als er darum kämpft, seinen Kopf über Wasser zu halten. Sie eilt den Weg zum Strand hinunter, wobei sie ein Kleidungsstück nach dem anderen von sich wirft. Als sie an Herbert vorbeikommt, der sich gerade im Hotpool befindet, ruft sie ihm zu, dass er mitkommen solle. Gleichzeitig springen sie ins Wasser und schwimmen mit kräftigen Stößen zu dem Punkt, an dem sich Zach, laut Arohas Gefühl, befindet. Er ist nirgends zu sehen, aber Aroha weiß genau, wo und wann sie tauchen müssen. Überglücklich spürt sie, als sie Zach an Land bringen, dass er, wenngleich bewusstlos, so doch am Leben ist.

Während Aroha Mund-zu-Mund-Beatmung durchführt, sammelt Herbert ein paar von Arohas geworfenen Kleidungsstücken ein und reibt damit Wärme in Zachs Körper. Zach kommt zitternd und nach Luft schnappend zu sich und Herbert rast den Hügel hinauf, um Hilfe zu holen. Während sie warten, schaut Zach aufmerksam Aroha an. Er ist sich vollkommen bewusst, dass sie ihm das Leben gerettet hat, und in ihm steigt ein Gefühl bedingungsloser Liebe auf.

Dank der erstklassigen Pflege seiner Freunde geht es Zach bald wieder besser und man sieht ihn wieder lächeln. Dennoch merken alle, dass er nun noch ernsthafter geworden ist. Er mag das Wasser zwar immer noch sehr gerne, ist aber nun bereit, in einer der geschützten Buchten Schwimmstunden zu nehmen, die ihm Herbert, wie schon einige Male zuvor, anbietet.

Die Flugstunden in einem Moller 500, die ihnen Cynthia auf Marcus' Vorschlag hin erteilt, tragen ebenfalls zu Zachs Gesundung bei. Obwohl Cynthia eine strengere Lehrmeisterin ist als jeder Ausbilder an einer Fliegerschule, haben sie alle, insbesondere Zach, Spaß am Unterricht. Sie üben, sich gegenseitig zu suchen und zu retten, wobei sie Stellen oberhalb der Klippen und kleine Waldlichtungen als Start- und Landeplätze benutzen.

Es ist bereits mehr als ein Monat seit ihrer Rückkehr aus Namibia vergangen, als Marcus Zach in sein Büro ruft. Zach, der ahnt, dass es sich um ein ernsthaftes Gespräch handeln wird, ist froh, dass Maria ebenfalls anwesend ist.

»Zach«, beginnt Marcus, »wir haben dich zu uns gebeten, weil dir eine schwierige Entscheidung bevorsteht. Ich werde die anderen

aus eurer Gruppe bitten, mit dem Überwachungsauftrag weiterzumachen. Leider wird es diesmal wesentlich gefährlicher werden - besonders für dich.« »Aber ...«

»Einen Moment. Lass mich ausreden. Wie dir bekannt ist, wurdest du nach deiner Abreise aus Namibia eine Zeit lang weltweit von Privatdetektiven gesucht. Genau gesagt handelte es sich um zwei Agenturen; eine war, wie zu erwarten, von der Blackstone-Mine beauftragt worden. Die andere von jemandem in der Victoria-Mine in Lüderitz.« Marcus hält inne und sieht Zach gespannt an. »Wieso die Lüderitz-Mine?«, fragt Maria. Zach schüttelt den Kopf, aber sowohl Marcus als auch Maria haben das Gefühl, dass er ihnen etwas vorenthält. »Soweit wir gehört haben, ist in der letzten Zeit nichts mehr wegen dir unternommen worden - aber das heißt nicht, dass du aus dem Schneider bist. Detektive besitzen ein Langzeitgedächtnis oder um genau zu sein - erstklassige Wissensmanagement-Systeme!«

»Bitte. Ich muss mit. Ich muss einfach! Samuels Ruf steht auf dem Spiel.« »Denk noch eine Minute nach. Dein Name, deine Vorgeschichte und deine Fotos, das alles befindet sich in ihren Dateien.« »Das werde ich alles verändern. Und ich weiß, dass ihr mir dabei helfen könnt!« »Auch wenn das bedeutet, dass du deine Rastalocken opfern musst?«, fragt Maria. Einen Augenblick lang sieht Zach sie entgeistert an. »Ja, sogar dann.«

Marcus und Maria sehen ihn beide aufmerksam an. Dann seufzt Marcus und meint: »Maria hat sich das schon gedacht. Okay, lasst uns die anderen hereinrufen und sehen, was sie dazu zu sagen haben.« Marcus betont, dass der Auftrag durch Zach gefährlicher werden würde, aber sie alle beharren darauf, dass es weitaus mehr Vor- als Nachteile bringt, ihn dabei zu haben. »Du kannst als Köder fungieren«, meint Herbert fröhlich. »Herbert!«, sagt Aroha, entsetzt bei dem Gedanken.

»Wohin gehen wir?«, fragt Cynthia. »Vermutlich Rotorua«, erwidert Marcus. »He«, ruft Herbert. »Das ist gut! Das ist nämlich meine alte Heimatstadt. Ich kann euch zum Forellenangeln mitnehmen - als Angler verkleidet!« »Kannst du denn niemals ernst sein?«, fragt Maria kopfschüttelnd. »Ich habe mir dazu schon einige Gedanken gemacht. Ich halte es für das Beste, wenn ihr euch als Führungskräfte ausgibt. Wir sollten in der Lage sein, irgendeine Konferenz für

euch aufzutun.« »Wann geht es los? Und wie sieht es mit der Kleidung aus?«, will Cynthia wissen. »Das wissen wir noch nicht«, sagt Marcus. »Wir warten noch auf Bescheid aus Wellington.«

Zu ihrer aller Freude schlägt Maria vor, am Wochenende zu einem Einkaufsbummel nach Sydney, Australien, zu fliegen. Außerdem empfiehlt sie Aroha, sich die Haare wachsen zu lassen. Der Ausflug nach Sydney macht ihnen allen sehr viel Spaß. Zuerst begleitet sie Maria zu den besten Boutiquen, wo es zeitlose Designermode gibt, wie zum Beispiel Versace und Hilfiger. Herbert, der solche Läden in seinem Leben noch nie von innen gesehen hat, besteht darauf, dass er lieber in der Modeboutique »Komischer Kitsch« einkauft! Sie müssen fortwährend kichern, wenn er Kommentare von sich gibt, wie zum Beispiel: »Kann ich mich hinknien - oder platzt mir dann die Hose? So sehe ich ja reichlich blöde aus!«

Sobald sie entsprechend eingekleidet sind, besuchen sie einige erstklassige Schönheitssalons. Zach beklagt zwar den Verlust seiner Rastalocken, erklärt aber, dass er nun vor seinen Verfolgern völlig sicher sei, da selbst seine Mutter ihn jetzt nicht mehr erkennen würde. Als sie fertig sind, begutachten sie einander. Herbert gefiel das lockige Haar an Aroha wesentlich besser als die neue glatte, nach hinten gekämmte Frisur. Arohas Blick bleibt jedoch an Zachs lächelnden Augen und seinem schiefen Lächeln hängen.

Während sie auf ihren Auftrag warten, üben Herbert und Aroha zusammen mit Maria stundenlang, den zusammengesetzten Mindcaller zu Kommunikationszwecken zu benutzen. Marcus hat sie darauf hingewiesen, dass der Mindcaller eine Frequenz benutzt, die sich außerhalb des Frequenzbereichs befindet, der normalerweise zur Nachrichtenübermittlung verwendet wird. Deshalb wäre es für sie von großem Vorteil, wenn sie diese Frequenz nutzen könnten, um miteinander in Verbindung zu bleiben, ohne dabei Gefahr zu laufen, abgehört zu werden.

Gerade als Zach seine erste Tauchstunde bekommen soll, erhält die Gruppe die Anordnung abzureisen. Da sie wissen, was von ihnen erwartet wird, laufen sie zurück zum Haus und innerhalb einer Stunde befinden sich alle in einem Moller auf dem Weg nach Rotorua - wo sowohl Jan als auch Danie kürzlich gesichtet worden sind.

Ihr Fahrer Jack wird den Moller für sie parken. Sie werden ganz aufgeregt, als ihnen bewusst wird, wie gut es ist, dass die Wartezeit

nun hinter ihnen liegt. Wieder stellt sich Herbert die Frage: »Wieso hat man uns eigentlich gebeten zu kommen, wenn sich der Geheimdienst bereits mit der Sache beschäftigt und es durchaus sein kann, dass wir die Spuren der Verräter verwischen? Wird Zach tatsächlich als Köder benutzt?« Der Mindcaller kann offensichtlich helfen - insbesondere mit seiner Mehrfunktions-Überwachung. Aber Herbert ist sich sicher, dass das nicht der wahre Grund ist.

Nachdem sie ihre Zimmer im Hotel bezogen haben, möchte Herbert wissen, wie sie den Abend verbringen wollen. Aroha und Cynthia möchten einen Schaufensterbummel machen. Daraufhin überredet Herbert Zach, mit zum Black-Water-Rafting zu kommen.

Herbert setzt sich mit Ruka in Verbindung, einem Freund, den er noch aus seiner Schulzeit kennt und der jetzt ein kleines Rafting-Geschäft besitzt. Er redet kurz auf Ruka ein und überredet ihn, ihnen die Ausrüstung zu leihen und selbst auch mitzukommen. »Welchen Fluss nehmen wir?«, fragt Ruka. »Den, den ich als Kind gefunden habe«, antwortet Herbert. »Jack wird uns mit dem Moller hinbringen.«

Am Fluss springen sie in die schwarzen Reifenschläuche und schließen sich zu einer Kette zusammen, indem sie die Füße in den Schlauch des Vordermanns stecken. Mit Herbert an der Spitze treiben sie einer hinter dem anderen langsam auf die Höhle zu, die sich etwa zwanzig Meter flussabwärts in einer Felswand befindet.

Als sie in den Tunnel kommen, können sie zunächst überhaupt nichts sehen. Nachdem sich ihre Augen allerdings an die Dunkelheit gewöhnt haben, betrachten sie ehrfürchtig die wunderbaren Kalksteinformationen.

Üblicherweise wird beim Black-Water-Rafting nicht viel gesprochen, weil man auf diese Weise am ehesten die Chance hat, Glühwürmchen zu sehen. Aber wie das nun einmal Herberts Art ist, fängt er bald an Faxen zu machen. Es dauert nicht lange und sie sind alle unter lautem Gelächter gekentert.

Ohne dass sie es gemerkt haben, ist der Fluss breiter und die Strömung stärker geworden. Ohne große Vorwarnung rauscht der Fluss um die Ecke in ein großes Wasserloch, das sich in einer riesigen Höhle befindet. Hier bieten die Glühwürmchen ein großartiges Bild und es würde, wie Herbert betont, auch nicht weiter auffallen,



wenn durch sie einige Tausende so erschreckt worden sind, dass sie ihr Licht ausgemacht haben! Sie paddeln mit den Händen in die Strömung hinein, die sie dann durch einen Ausgang am anderen Ende des Wasserlochs hinausträgt. Sie schießen um eine Flussbiegung und landen im seichten Wasser. Sie beginnen, ihre Schläuche tragend, einen Hügel hochzuklettern, um zu dem Treffpunkt zu gelangen, den sie mit Jack vereinbart haben.

»Was zum Teufel macht ihr hier?«, brüllt ihnen eine tiefe, donnernde Stimme vom anderen Ufer des Flusses zu. »Geht von meinem Land runter!« Ein Bulle von einem Mann kommt stampfend die Böschung herunter auf sie zu. Herbert benutzt seine Parabegabung, um ihn langsamer werden zu lassen und um ihnen die Gelegenheit zu geben, den Moller zu erreichen. Der Kerl versucht schneller zu rennen, wobei sein gewaltiger Bauch hin und her wackelt. Seine Frustration wächst. »Verdammt nochmal, ich kann gar nicht richtig laufen«, stößt er keuchend hervor. »Das muss an all dem verflixten Sex liegen, den ich gestern Nacht mit dieser Kleinen hatte!«

Herbert und Zach beschließen, dass es wohl klüger ist, den Frauen nichts davon zu erzählen - aber sie müssen am Abend noch einmal herzlich drüber lachen. »Er sah aus wie ein riesiger wabbelige Seelöwe«, sagt Zach. »Ja. Stell dir mal vor, dass das Bett das ausgehalten hat!«, sagt Herb. »Und dann sieh uns an. Zwei starke, gesunde Männer - die niemand haben, mit dem sie ihr Bett teilen können!« »Ich dachte, du und Aroha wärt zusammen. Cynthia hat so was angedeutet«, meint Zach.

»Das dachte ich auch«, sagt Herbert. Als er feststellt, was für ein guter Zuhörer Zach ist, erzählt er ihm von seiner Enttäuschung - in allen Einzelheiten. »Sie hat mir das Leben gerettet. Ich verdanke ihr alles«, sagt Zach leise. »Ich weiß. Ich weiß«, sagt Herbert. »Aber ich kann einfach nicht glauben, dass sich alles so entwickeln sollte.« »Was hältst du von Cynthia?«, fragt Zach. »Mit ihr kann man viel Spaß haben - aber für meinen Geschmack ist sie zu arbeitswütig. Also, da wären wir. Auf ins Bett. Vielleicht träumen wir was Schönes.«

Alle vier tragen sich am nächsten Morgen, in ihr bestes Business-Outfit gekleidet, bei der Konferenz ein, für die Marcus sie angemeldet hat. Der erste Redner ist unbeschreiblich langweilig.

Herbert unterhält Zach und sich damit, dass er die Redner in wilde Tiere verwandelt und dann den Bauern vom Abend zuvor bei seiner vergnüglichen Bettgeschichte skizziert. »Was treibt ihr denn da?«, flüstert Cynthia, geschüttelt von unterdrücktem Lachen. »Ich bringe Zach nur bei, wie nützlich abstrakte Filme sind«, meint Herbert unschuldig.

Bald haben Herbert und Zach genug und sie verabreden in der Pause, sich mit den anderen zur Mittagszeit wiederzutreffen. Während sie ziellos die Hauptstraße hinunterschlendern, erkennt Herbert plötzlich Jan und Danie, die gerade in ein Taxi steigen! Er rast mit voller Geschwindigkeit die Straße hinunter, wobei ihm Zach dicht auf den Fersen folgt. Als sich das Taxi in Bewegung setzt, versucht Herbert, es aufzuhalten, indem er den Fahrer dazu bringt, den Fuß vom Gas zu nehmen. Er hat aber nur teilweise Erfolg und der Wagen ruckt vorwärts. Als Jan und Danie sich umdrehen, sehen sie Herbert die Straße herunterlaufen und schreien den Fahrer an, dass er losfahren solle. Als der Wagen sich ruckweise in Bewegung setzt, springt Herbert auf die hintere Stoßstange, nur um dann den Halt zu verlieren und rückwärts auf die Straße zu fallen. Einige Zuschauer beobachten ungläubig, wie Herbert aus dem Rinnstein aufsteht und geistesabwesend den Dreck von seinem zuvor makellosen, modisch aktuellen Geschäftsanzug abwischt.

Beim Mittagessen hält ihnen Cynthia eine gehörige Standpauke zum Thema unerwünschte öffentliche Aufmerksamkeit. Sie und Aroha sind ziemlich sauer, nachdem sie einen weiteren langweiligen Vortrag ertragen mussten. »Offensichtlich kann man euch nicht trauen«, sagt Cynthia streng. »Es ist wohl besser, wenn ich zu den Veranstaltungen, die heute Nachmittag stattfinden, nicht hingehere, sondern bei euch bleibe!«

Aroha weiß, dass sich Cynthia insgeheim darüber freut einen Vorwand zu haben und beschließt, sich den Rest der Konferenz ebenfalls zu schenken. Den größten Teil des Nachmittags verbringen sie dann damit, in den Thermalpools zu faulenzen. Auf dem Weg zurück ins Hotel halten sie bei einem Juwelier an, wo es außer Jade- und Knochenschmuck auch schöne Diamantringe gibt. Als Herbert spontan fragt, woher die Diamanten kommen, sagt die Ju-

welieren, dass sie das nicht wisse. Es ist schwer einzuschätzen, ob sie die Wahrheit sagt oder nur Ausflüchte gebraucht.

Es ist ein anstrengender Tag und ihre Frustration steigt zudem noch dadurch, dass sie keine Ahnung haben, wonach sie eigentlich suchen. Herbert hat dazu eine ausgeprägte Meinung.

Als er sich am Abend mit Marcus in Verbindung setzt, um ihm die Daten, die der Mindcaller an diesem Tag gespeichert hat, zuzusenden, fragt er Marcus erneut, wonach sie eigentlich Ausschau halten sollen. Marcus beharrt darauf, dass von ihnen zurzeit nur erwartet wird, den Anweisungen zu folgen, die sie erhalten.

»Wenn man uns mehr darüber informieren würde, worum es eigentlich geht, dann könnten wir auch mehr tun, um zu helfen«, wiederholt Herbert später. »Man fragt sich natürlich, woher unsere Anordnungen tatsächlich herkommen. Vom SIS<sup>47</sup>?« »Glaubst du, dass sie uns womöglich beobachten?«, fragt Aroha entsetzt. »So ist das nun mal«, ist Cynthias ziemlich entnervende Antwort.

Zu ihrer Freude stellt sich die Aufgabe, die sie am nächsten Morgen erhalten, als unerwartet interessant heraus. Sie haben einen Termin in der neuen Stahlgießerei im Hafen von Raglan, das an der Westküste liegt. Sie wechseln sich mit dem Steuern des Mollers ab und es ist ein schöner Flug, bei dem sie Seen, Wälder und offensichtlich fruchtbares Ackerland überqueren. Bei der Fabrik angekommen, präsentieren sie ihre Bescheinigungen und werden herzlich willkommen geheißen. Sie bekommen Overalls und fahren mit zwei Elektroautos zu den verschiedenen Bereichen dieser riesigen Fabrik. Überall gibt es Roboter, während Menschen dünn gesät sind.

Zach und Aroha interessieren sich am meisten für den Computerraum, wo sie mit dem Systemanalytiker eingehend die Verfahren diskutieren. Diese Fabrik ist ein Unternehmen, bei dem es alles unter einem Dach gibt, wo auf Anfrage alles hergestellt wird, von Taschenmessern bis hin zu Flugzeugkörpern. Als Grundmaterial wird dazu Eisensand benutzt, der aus großen Ablagerungen von weiter nördlich gelegenen Stränden stammt. Aroha ist fasziniert von der Unternehmensforschung, die sich hinter der Produktionsplanung verbirgt. Alle Türen scheinen ihnen offen zu stehen und sie trennen

47 Neuseeländischer Nachrichten- und Sicherheitsdienst

sich als gute Freunde, wobei sie einander versprechen, per E-Mail in Kontakt zu bleiben.

Am Nachmittag besuchen sie, Marcus' Anweisungen gemäß, Whakarewarewa, einen bekannten Touristenort, der sich durch vulkanische Aktivitäten, ähnlich denen im Yellowstone National Park, auszeichnet. Die Gruppe mischt sich unter die anderen Touristen, die von den Geysiren, den brodelnden Schlammtümpeln, den wunderschönen, farbigen Kalksteinterrassen und den singenden und tanzenden Maori fasziniert sind. Gerade als sie beschließen, dass es an der Zeit ist, zum Ausgang zurückzugehen, spürt Aroha, dass ein völlig neuer Geysir kurz davor steht auszubrechen! Aroha und Herbert rufen den anderen zu, sie sollen verschwinden. Leider sind sie nicht die Einzigen an dieser Stelle. Zwei amerikanische Touristen sehen sie an, als ob sie verrückt geworden wären, und weigern sich, sich von der Stelle zu rühren. Wütend hebt Herbert die Frau hoch, wirft sie über die Schulter und rennt los. Der Gesichtsausdruck des Ehemanns, als er ihnen keuchend und schreiend folgt, ist wirklich ein Anblick für sich. Als sie sich außerhalb der Gefahrenzone befinden, hält Herbert an und setzt die Frau ab. Das Dröhnen des neuentstandenen Geysirs übertönt völlig den Ausbruch ihres Mannes. Bedienstete kommen angerannt und in dem allgemeinen Aufruhr, bei dem die Amerikaner im Mittelpunkt stehen, treibt Cynthia ihre Gruppe möglichst schnell und leise fort, wobei sie schwach mitbekommt, dass fotografiert wird.

»Apropos unerwünschte Bekanntheit! Lasst uns von hier verschwinden«, sagt Cynthia. »Herbert, kennst du vielleicht hier in der Nähe einen ruhigen Platz?« »Ja. Ich wollte Aroha schon immer mal zeigen, wo ich meine Hälfte des Mindcallers gefunden habe. Mir nach.«

Sich durchs Gebüsch windend, gelangen sie zu seinem Lieblingspool, wo er in seiner Jugend viele Stunden verbracht hat. Glückliche und traurige Erinnerungen an seine Jugend werden wach.

Er fühlt das Wasser mit seinen Händen und merkt zu seiner Überraschung, dass es gar nicht so heiß ist, wie er es in Erinnerung hat. Er erklärt den anderen, dass er die unterirdische Höhle entdeckt hat, als er nach einer großen Glasmurmelt suchte. Alle, insbesondere Zach, würden sich die Stelle gerne ansehen. Sie entledigen sich ihrer

guten Kleidung und tauchen, unter Herberts Führung, einer nach dem anderen unter den Felsvorsprung am anderen Ende des Pools. Prustend reiben sie sich das Wasser aus den Augen und drängen sich auf einen kleinen Vorsprung.

Herbert zeigt ihnen genau die Stelle, an der er seinen Mindcaller gefunden hat, und deutet dann auf eine Gruppe von schwarzen Steinen. Ihre Form und Größe variieren; viele sind rund und glatt und sehen bestimmt nicht so aus, als wären sie natürlichen Ursprungs. Die runden Steine haben aber eine erschreckende Wirkung auf Aroha - sie wird ohnmächtig. So schnell wie möglich verlassen sie die Höhle, wobei sie Aroha hinter sich her ziehen. Sie sagen Jack Bescheid, dass er den Moller herbringen soll und schaffen Aroha zurück ins Hotel und ins Bett, so schnell es nur geht.

Bei ihrem Treffen, das sie regelmäßig vor dem Frühstück abhalten, versichert Aroha allen, dass es ihr wirklich gut gehe. Cynthia bittet sie behutsam zu versuchen ihnen zu erklären, was sich in der Höhle ereignet hat. Ein Schauer erfasst Aroha, als sie in die erwartungsvollen Gesichter blickt, und sie weiß, dass sie versuchen muss, ihnen eine Erklärung zu geben.

»Es war so ähnlich wie damals, als ich den zusammengesetzten Mindcaller zum ersten Mal benutzt habe - draußen in Karekare. Durch die Urkraft, die ich da spürte, habe ich die Nerven verloren. Irgendwie können diese Steine - direkt - mit dem Mindcaller und meinem Verstand in Verbindung treten! Ich fühlte den - Druck - der sich in mir aufbaute. Er wurde immer größer. Mir war bewusst, dass ich reagieren sollte. Aber ich wusste nicht wie! Es war schrecklich! Dann habe ich vermutlich einfach das Bewusstsein verloren. Durch Überlastung.«

»Hast du irgendetwas gefühlt, Herbert?«, fragt Cynthia. »Ich bin mir nicht sicher. Alles passierte so schnell. Als ich Arohas Blick sah, habe ich mich fürchterlich erschreckt. Aber letzte Nacht, als ich nicht schlafen konnte, habe ich darüber nachgedacht, und mir fiel wieder ein, dass mein Mindcaller heiß wurde - und stark vibrierte. Der Himmel weiß, was das alles bedeuten soll.«

Cynthia nimmt Kontakt mit Marcus auf, und sie übermitteln ihm sowohl visuelle als auch verbale Kopien von den Aufnahmen ihrer Aktivitäten vom Vortag. Er befragt sie alle eingehend, aber sie haben

nicht viel Neues hinzuzufügen. Er ist durchaus der Meinung, dass die schwarzen Steine noch weiter untersucht werden sollten - allerdings nicht von Aroha. Zum Schluss schlägt er ihnen vor, sich einen ruhigen Morgen zu machen - und vielleicht zum Brunch in eines der anderen Hotels zu gehen.

Nachdem sie einige Zeit damit verbracht haben, unter den vielen vorzüglichen Restaurants, deren sich Rotorua rühmt, eines auszuwählen, genießen sie ein gutes Mittagessen. Da sie frei haben, beschließen sie, eines der neuen interaktiven Museen zu besuchen, in denen die Geschichte und Kultur der Maori gezeigt werden. Sie trennen sich, denn Herbert macht der Raum mit den Spielen am meisten Spaß, während die Mädchen sich in die naturgeschichtlichen Abteilungen vertiefen und Zach völlig gefesselt ist von dem Raum, in dem die Frühgeschichte der Maori dargestellt wird. Plötzlich vibrieren alle vier e-Helpers und zeigen die Nachricht: »Zurück zum Moller! Verschwindet!«

Als sie durch das Foyer rennen, bemerkt Cynthia ein Foto von ihnen allen, das deutlich sichtbar auf der Titelseite des Lokalblattes prangt! Sie flucht leise vor sich hin. Als sie dorthin rasen, wo der Moller versteckt ist, versucht ein Fremder Zach anzuhalten, der als Letzter das Museum verlassen hat. Er rennt schneller, läuft aber dann in seiner Panik in die falsche Richtung.

Aroha und Herbert bleiben an dem Geschäft stehen, hinter dem der Moller geparkt ist, und sehen sich besorgt um. Aroha spürt Zachs SOS-Ruf und empfängt ein blitzartiges Gedankenbild von ihm, wie er versucht, schnell zwischen den Häusern zu entkommen, aber sie weiß nicht, wo er sich befindet. Sie gehen auf und ab, als sie plötzlich hinter sich einen Schuss hören. Dann einen zweiten. Sie erstarren. In die nachfolgende totenähnliche Stille hinein spürt Aroha, dass Zach von mindestens zwei Männern verfolgt wird. Sie bemüht jede einzelne ihrer Hirnzellen, um zu sehen, wo er ist. In ihrer Verzweiflung verlangt sie von Herbert, dass er ihr seine Hälfte des Mindcallers gibt, und mit eingeübter Geschwindigkeit setzt sie die beiden Teile zusammen. Nun »sieht« sie zwei Männer, die aus entgegengesetzter Richtung kommend Zach in eine Sackgasse drängen wollen. Sie ist außer sich und übergeht Herberts eindringliche Forderung, ihm doch zu sagen, was los ist. Die Bilder, die Aroha

projiziert, geben einem das Gefühl, als hätte man es mit einem bizarren Computerspiel zu tun!

»Herb«, zischt sie. »Wenn ein Typ aus der Hazel Street kommt - da rechts -, dann stopp ihn.«

Als Zach schließlich am Fuß des Hügels sichtbar wird, ist er offensichtlich erschöpft. Herbert und Cynthia beginnen auf ihn zuzulaufen. Verzweifelt versucht Aroha, Zach gedanklich Energie für den Endspurt zu übermitteln. Ungläubig und völlig erstaunt sieht sie, wie sich etwas, das aussieht, als wären es Kopien von Zach, von dessen Rücken löst, als hätte er Kleidungsstücke ausgezogen und weggeworfen! Die Männer, die ihn verfolgen, bleiben abrupt stehen und schießen blind in die Luft. Zach sieht sich um und bekommt einen solchen Schreck, dass er sich geradezu den Hügel hinauf- und in den Moller hineinkatapultiert. Er fällt in seinen Sitz und ihm ist übel vor lauter Erschöpfung, Verwirrung und Angst.

## 21. Die Macht der Gedanken

**Mai 2012**

»Zum Teufel noch mal. Verdammte Schweinerei!« Die anderen haben Cynthia noch nie so aufgebracht gesehen. »Bist du okay, Zach?« Zach nickt stumm. »Habt ihr das gesehen? Jetzt sind wir auch noch Helden, verdammt noch mal. Auf der Titelseite dieser verdammten Zeitung! Durch unsere Schuld ist Zach aufgefliegen! Und wir ebenfalls. Diese verdammten Touristen in Whakarewarewa. Weiß der Himmel, was Marcus - oder die Premierministerin - oder der verdammte SIS dazu sagen werden!«

Jack, der im Kreis herumfliegt, unterbricht sie. »Jetzt aber mal zur Sache. Wo soll es hingehen?« Gleichzeitig erhalten Herbert und Aroha von Maria ein blitzartiges Bild, das ein Gebiet im Nordwesten der Südinsel zeigt. Herbert lädt schnell eine Karte auf dem Kontrollbildschirm des Moller hoch und die anderen lehnen sich nach vorn, um besser sehen zu können. »Das Heaphy Plateau!«, protestiert Herbert. »Warum in aller Welt gerade dahin?«

»Wahrscheinlich würden Zachs Verfolger ihn dort am allerwenigsten vermuten«, sagt Jack. »Vielleicht verdächtigen sie ja inzwischen auch Marcus.« »Außerdem«, fügt Cynthia nachdenklich hinzu, »könnten unsere Auftraggeber immer noch ein Interesse daran haben, dass wir es bis zu dem auf der Südinsel gelegenen Arrowtown schaffen. Vergesst nicht, dass Arrowtown einer von den Orten ist, in die so viel Geld hineinfließt.«

»Also wie es aussieht, fahren wir dorthin, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen«, sagt Herbert, wobei er sich bemüht, einen fröhlichen Eindruck zu machen. »Ist jemand von euch schon mal auf dem Heaphy Plateau gewesen?« Alle schütteln den Kopf. Cynthia und Herbert verbringen dann noch einige Zeit damit, die Datenbank des Mollers intensiv nach Informationen zu der Gegend zu durchforsten. Aroha wendet ihre Aufmerksamkeit wieder Zach zu.

»Sie haben versucht mich umzubringen!«, sagt Zach mit immer noch zitternder Stimme. »Genauso, wie sie Samuel erledigt haben.« »Nein«, sagt Aroha sanft. »Nein, ich bin mir sicher, dass sie das nicht vorhatten. Sie haben in die Luft geschossen. Ich habe es genau gesehen.« Beide denken darüber nach, was das wohl bedeuten könnte.



Eine Zeit lang sagt keiner ein Wort, bis Zach schließlich meint: »Einen dieser Typen habe ich erkannt.« Cynthia und Herbert sehen von ihrem Computerbildschirm hoch. »Das war Adel Golzar - einer der Vizepräsidenten der Blackstone Company! Nicht, dass er sich jemals dort hätte blicken lassen. Ich habe ihn nur deshalb erkannt, weil Samuel mir einmal im Internet ein Foto von Golzar und seinem Bruder gezeigt hat. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie sehr wir damals lachen mussten, denn ihrem Aussehen nach zu urteilen könnten sie durchaus der Mafia angehören - obwohl sie in Wirklichkeit Iraner sind.«

»Meine Güte«, sagt Cynthia. »Das ist ja interessant. Gut zu wissen. Hast du vielleicht eine Ahnung, wer der zweite Typ war?« Zach schüttelt seinen Kopf. »Offensichtlich wollten sie dich nicht umbringen«, sagt Herbert. »Aber sie haben versucht, ihn in einer Sackgasse in die Enge zu treiben«, betont Aroha. »Sie wollten ihn also lebend fangen. Und weiß der Himmel, was sie dann mit ihm vorhatten!«

»Jack, hörst du genau zu?«, fragt Cynthia. »Ja, und ich nehme auch alles auf. Das mache ich schon automatisch, denn Marcus wird einen Bericht haben wollen.« »Ausgezeichnet«, sagt Cynthia.

»Aber wodurch sind sie eigentlich verschreckt worden?«, will Zach wissen. »Ich könnte schwören, mir sind Hunderte von Kerlen gefolgt, die genauso verängstigt ausgesehen haben wie ich!« Die anderen lachen erleichtert. »Ich kann mir denken, was passiert ist«, sagt Aroha. »Ich glaube, der Mindcaller hat Dutzende holografischer Abbilder von dir erzeugt. Ich habe verzweifelt versucht, dir zu helfen - und deshalb habe ich das wahrscheinlich vollbracht - mit Hilfe meiner Gedanken!« »Ja«, sagt Herbert. »Habt ihr bemerkt, wie die Abbilder fließend ineinander übergingen?« Aroha und Cynthia nicken. »Noch etwas, das du üben kannst, Aroha«, meint Cynthia. »Aber nicht jetzt. Wir werden noch Ärger bekommen.« Schlagartig wird den anderen wieder bewusst, in welcher schwieriger Lage sie sich befinden.

»Jack, kennst du wohin wir fliegen vielleicht einen guten Landeplatz, der gleichzeitig als Versteck dienen könnte?«, fragt Cynthia. »Klar doch. Es gibt mehrere, aber da es schon dunkel wird, schlage ich vor, dass wir den nehmen, der am einfachsten zu erreichen ist.« »Gibt es dort eine Hütte?«, fragt Zach. Die anderen lachen. »Eine Hütte!«, ruft Cynthia aus. »Auf keinen Fall! Wenn Marcus sagt: ,Ver-

schwindet', dann meint er genau das. Und dort wird es auch keine Möglichkeit geben, sich mit irgendjemand auf elektronischem Wege in Verbindung zu setzen!«

»Wie sieht es denn mit Nahrungsmitteln aus?«, fragt Aroha. »Eigentlich kann man sich von dem ernähren, was man in der Natur vorfindet«, meint Herbert. »Meine Mutter hat mir das in meiner Jugend beigebracht.« »So schlimm sollte es nicht werden«, sagt Cynthia. »Zur Ausrüstung des Mollers gehört bestimmt auch eine Notausrüstung. Stimmt's, Jack?« »Ja - bei sorgfältiger Planung sollte das für eine Woche reichen.«

Kurz darauf landet Jack auf relativ flachem Grasland. Er öffnet ein Fach im hinteren Bereich des Autos und sie entladen jede Menge Sachen. Als Jack wieder abfliegt, hat die kleine Gruppe das Gefühl, am Ende der Welt allein gelassen worden zu sein.

Die zu einem Haufen aufgetürmte Ausrüstung enthält ein kleines Viermannzelt und vier Rucksäcke, in denen sich jeweils ein Schlafsack und einige Lebensmittel befinden. Sie sind so erschöpft, dass sie nur ein paar Kekse und ein bisschen kaltes Wasser zu sich nehmen und dann in ihre Schlafsäcke fallen.

Das Heaphy Plateau hat ein einzigartiges Mikroklima, in dem niedrige, bonsaiähnliche Pflanzen in allen möglichen Farben wachsen. Da die Gruppe nichts Besseres vorhat, verbringt sie die nächsten Tage hauptsächlich mit Faulenzen und genießt dabei die Schönheit, die sie umgibt. Cynthia sorgt allerdings dafür, dass Ausrüstung und Nahrungsmittel sortiert werden und dass jeder bestimmte Aufgaben übernimmt.

Darüber hinaus üben Aroha und Herbert einige Zeit mit dem Mindcaller. Aroha findet heraus, wie sie nur mit ihrer Hälfte Hologramme herstellen und steuern kann. Die beiden haben inzwischen entdeckt, dass sie, sobald es ihnen gelungen ist, den zusammengesetzten Mindcaller für irgendeinen Zweck zu benutzen, das Gleiche normalerweise auch mit nur einer Hälfte erzielen können.

Jeden Morgen und jeden Abend nehmen sie auf visuellem Weg Kontakt mit Maria auf. Man merkt deutlich, dass sie mit zunehmender Übung immer besser werden. Maria hat angedeutet, dass sie erst einmal bleiben sollen, wo sie sind, außer Sicht und ohne jegliche Art von Telekommunikation - bis sie von ihr andere Anweisungen erhalten.

Eine Woche später signalisiert Maria ihnen dann, dass sie sich in Richtung Südwesten aufmachen sollen. Sie übermittelt ihnen ein Bild von der Stelle, an der Jack weitere Vorräte abwerfen wird und die sich auf einem Hügel an der ersten Gabelung des Heaphy Flusses befindet. Daraufhin brechen alle in Jubelschreie aus.

Sie erleben dann allerdings eine höchst unwillkommene Überraschung, als sie schließlich, schweißgebadet und außer Atem, an der vereinbarten Stelle auf dem Bergrücken eintreffen. Die Vorräte sind zwar da - aber das Netz, in dem sie sich befinden, wurde von jemandem aufgeschnitten! Als sie dort stehen und über die möglichen Folgen nachdenken, kommt ein älterer Maori aus dem nahe gelegenen Gebüsch und fragt: »Gehört dieses Kai<sup>48</sup> euch?« Sie nicken. »Schade. Dachte, es würde sich um Fallobst handeln.« Herbert ist der Mann sympathisch und so stellt er sich und seine Freunde vor. »Ich heiße Hema«, sagt der alte Mann. »Schätze, ich sollte jetzt besser gehen.« Aroha wirft alle Vorsicht über Bord und vertraut ihrem Instinkt. »Nein, bleib doch zum Mittagessen«, sagt sie.

Während Hema noch zögert, legen Zach und Herbert ein paar interessante Lebensmittel auf ein großes Nikaupalmenblatt, das sie nicht weit von dort auf dem Boden gefunden haben. Erfreut stellen sie fest, dass sich auch ein paar Packungen von ihrem Lieblingsbrot sowie einige Tomaten (leicht zerquetscht) und etwas Obst unter den Vorräten befinden. Aroha bedankt sich bei Maria. Als Antwort erhält sie ein herzliches Gefühl zurück.

Gerade als sie anfangen zu essen, bemerkt Cynthia, wie Hemas Blick zu einem Maorijungen wandert, der am Rande des Buschs steht. Sie ruft ihm zu und er kommt, wenn auch ziemlich mürrisch, zu ihnen herüber. Hema stellt ihn als seinen Enkel Esau vor. Esau bleibt auch während des Essens mürrisch, obwohl die anderen versuchen, ihn am Gespräch teilhaben zu lassen. Das hält ihn aber nicht davon ab, mehr als alle anderen zu vertilgen!

Sie unterhalten sich noch bis zum späten Nachmittag. Hema ist ein Maori der alten Schule, der die überlieferten Traditionen in Ehren hält. Aroha ist davon beeindruckt, wie liebevoll er mit seinem widerspenstigen Enkel umgeht.

Als ein kalter Wind aufkommt, wird ihnen klar, dass der Gipfel des Hügels kein guter Platz ist, um dort die Nacht zu verbringen.

Herbert fragt Hema, ob er nicht einen guten Platz zum Zelten wisse, der nicht allzu weit sei. Hema kennt in der Tat einen und hilft ihnen, ihre Sachen dorthin zu schaffen, während er sie, in seiner schroffen Art, die ganze Zeit auf interessante Sachen aufmerksam macht. So zeigt er ihnen zum Beispiel ein paar Farnarten, die nicht wie die meisten anderen furchtbar schmecken, sondern einen sehr leckeren Koru<sup>49</sup> besitzen und gelegentlich in erstklassigen Restaurants serviert werden.

Hema weckt Esau bei Tagesanbruch, steckt ihre Habseligkeiten in seinen alten Rucksack, nimmt seinen wunderschönen, geschnitzten Wanderstab in die Hand, verabschiedet sich und bedankt sich noch einmal für das Essen. Sowohl Herbert als auch Aroha hätten ihn gerne etwas näher kennen gelernt.

Da sie keine weiteren Anweisungen von Marcus erhalten, beschließt Cynthia, dass sie langsam über das Plateau zur Küste hinunter gehen werden. Zunächst frühstücken sie und als sie anfangen ihr Lager abubrechen, entdeckt Herb, dass sein e-Helper verschwunden ist. Kurz darauf erscheint Hema mit dem äußerst widerspenstigen Esau im Schlepptau. »Gib ihn zurück«, befiehlt Hema. Langsam geht Esau zu Herbert hinüber und händigt ihm den verschwundenen e-Helper aus.

Während Esau Zach sein Herz ausschüttet, unterhält sich Hema ernsthaft mit Herbert und Aroha. Als Erstes ist er darum bemüht, sich bei ihnen zu entschuldigen. Herbert unterbricht ihn: »Vergiss es. Es ist nichts passiert.« »Es hätte aber etwas passieren können. Das steht fest«, sagt Hema energisch. »Erzähl uns doch ein bisschen über Esau«, bittet Aroha. »Bitte. Ich habe das Gefühl, dass er ein gescheiter Junge ist, der sich aber zu Tode langweilt.« Hema sieht sie lange und eingehend an, bevor er sich entschließt, sich ihnen anzuvertrauen - das macht er Fremden gegenüber sonst nur äußerst selten.

»Esaus Vater, mein Junge, ist Universitätsprofessor.« Man hört Hemas Stimme deutlich an, wie stolz er auf seinen Sohn ist. »Aber warum er ein Maorikind ausgerechnet Esau nennen musste, ist mir ein Rätsel. Ich nehme an, dass dieses ständige Lesen in der Bibel ihn etwas durcheinander gebracht hat. Schon als kleines Kind ist der Junge deswegen gehänselt worden. Esaus Mutter ist zu drei Viertel

49 Die spiralförmige Spitze des jungen Farns

Pakeha. Sie haben das Kind verzogen, würde ich sagen. Er war ein wunderbarer Junge, bis er dann in die Schule kam. Sie haben ihn testen lassen - oder irgend so einen Blödsinn mit ihm angestellt - und meinten, er gehörte zu den top 2 Prozent. Nicht, dass er davon irgendeinen Vorteil gehabt hätte. Er hat von Anfang an Schwierigkeiten mit seinen Lehrern gehabt. Beschimpfte sie nach Strich und Faden. Sie haben ihn dann in eine Sonderschule gesteckt - hat ihm mehr geschadet als genützt, wenn ihr mich fragt. Er ist dort an die falschen Freunde geraten. Fing dann an, die Schule zu schwänzen und Drogen zu nehmen. Von da an ging es bergab. Er landete im Knast. Das Jugendamt organisierte ein Treffen seines Whanau<sup>50</sup>. Ich bot mich an, es mit ihm zu versuchen.« Er seufzt. »Oft wünsche ich mir, ich hätte den Mut, ihn mal so richtig übers Knie zu legen. So ist das also. Die Situation hat sich überhaupt nicht gebessert, wenn ihr mich fragt.«

Der alte Mann hat Tränen in den Augen. »So, ich schätze, wir gehen jetzt mal besser. Und danke für das Kai.« »He, immer mit der Ruhe, Boss«, sagt Herbert, nimmt ihn am Arm und bringt ihn sanft, aber bestimmt dazu, sich wieder hinzusetzen. »Vielleicht können wir ja irgendwie helfen«, sagt Aroha. »Ich mag den Jungen. Und seht nur, wie gut er sich mit Zach versteht.« Sie blicken zu Zach und Esau hinüber, die noch immer miteinander reden.

»Also, wenn ihr mich fragt, seid ihr selbst in großen Schwierigkeiten«, bemerkt Hema scharfsinnig. »Jede Wette, dass ihr ebenfalls auf der Flucht seid. Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was so Erfolgstypen wie ihr getan haben könnten.« Herbert lacht und meint: »Ich kann dir versichern, wir stecken schon so tief in Schwierigkeiten, dass es auf ein paar mehr auch nicht mehr ankommt! Wir werden mit Cynthia und Zach sprechen, aber ich bin mir sicher, dass sie zustimmen werden.«

Cynthia macht sich Sorgen, dass es unverantwortlich wäre, Hema und Esau möglichen Gefahren auszusetzen. Sie liefern Hema eine Kurzfassung dessen, was sie schon alles durchgestanden haben - und dabei spielen sie die Gefahrenseiten keineswegs herunter. Aber Hema erklärt ihnen, dass Gefahren gut für die Seele sind, und Esaus Augen funkeln. Cynthia bringt außerdem zur Sprache, dass sie jederzeit die Anweisung erhalten könnten, sich absetzen zu müs-

sen. »Und das wahrscheinlich zu einer höchst ungelegenen Zeit. Murphys Gesetz«, fügt Herbert hinzu.

Am Ende wird beschlossen, dass Hema und Esau sie zumindest einen Teil ihres Trecks nach Süden begleiten werden.

Hema bietet ihnen zum Abendessen etwas von seinem Rehfleisch an. Cynthia sieht weg, als Hema die Maden abwischt. Nachdem sie sich tagelang von Dosenfleisch ernährt haben, meinen alle, dass das so genannte »Frischfleisch« ein wahrer Luxus sei.

Am nächsten Tag steht Hema im Morgengrauen auf. »Die beste Zeit, um Fische zu fangen«, murmelt er, als die anderen sich aufsetzen. »Viel besseres Kai als Reh.« Zach springt voller Enthusiasmus auf und meint, dass er gern mitkommen würde - er war noch nie fischen. Hema zeigt ihm, wie man aus einem Ast, einer geflochtenen Flachsschnur und einem Muschelhaken eine Angelrute macht. Herbert macht für sich einen Speer, indem er einen Ast und eine Gürtelschnalle mit einer Schnur zusammenbindet, die er noch von dem Netz gerettet hatte. Als Hema das sieht, schüttelt er nur den Kopf.

Während Hema, Zach und Esau das nördliche Ende des Strandes ansteuern, macht sich Herbert zum südlichen Ende auf. Esau freut sich, dass er Zach zeigen kann, wie man fischt. Mit großer Ausdauer gelingt es ihnen, drei Zackenbarsche zu fangen. Als Herbert zum Camp zurückkehrt und stolz zwei beachtliche Sandbarsche zur Schau stellt, kann Hema seine Bewunderung nicht verbergen. Herbert zwinkert Cynthia und Aroha verschwörerisch zu. Cynthia und Aroha denken nur, wie viel angenehmer es sein wird, den Fisch zu braten als das madige Rehfleisch!

Ihr Lager befindet sich mitten in einem Hain von großen Nikaupalmen. Hema behauptet, dass es sich dabei um den größten Bestand dieser Gattung handelt, die nur auf der Südinsel vorkommt. Mehrere große Wedel liegen auf dem Boden und Aroha fällt auf, dass sie größer sind als diejenigen, die auf der Nordinsel vorkommen.

»Bist du jemals auf den Sanddünen heruntergefahren?«, fragt Esau Zach und hebt zwei große Wedel auf. »Nein, aber ich bin schon auf allem Möglichen die Dünen in Namibia heruntergefahren«, erwidert Zach. »Wetten, dass ich dich in jedem Rennen schlage?« Den Rest des Nachmittags verbringen sie damit, sich zunehmend steile-

re Hänge auszusuchen und diese lachend herunterzugleiten, dabei umzukippen und dann weiter nach unten zu rollen.

Langsam bewegen sie sich nach Südwesten der Küste entlang. Hema erweist sich als ausgezeichnete Führer, der bewohnte Gebiete und Privatgrundstücke meidet und sie stattdessen zu abgelegenen Buchten und Stellen führt, wo man gut fischen kann. Zach und Esau vergnügen sich mit Schwimmen, Fischen vom Strand aus und der Jagd auf Wild. Esau amüsiert sich so gut, dass er nun beim Gehen vor sich hin pfeift.

Herbert merkt, dass Cynthia nicht zum Flirten aufgelegt ist, da sie sich offenbar ernsthafte Sorgen wegen ihrer schwierigen Lage macht. Sie fragt Zach unzählige Male nach Blackstone und Lüderitz und will wissen, aus welchem Grund wohl zwei verschiedene Gruppen nach ihm suchen sollten. Zach antwortet ihr, so gut es geht, aber irgendetwas verschweigt er beharrlich.

Herbert beschäftigt sich noch mit etwas anderem. Er empfängt immer wieder blitzartige Bilder von dem Tiki, das Kevin auf den Hängen des Mt. Aotaki (Mt. Cook) verloren hat, als er bei einem Absturz dort ums Leben kam. Herbert spricht mit Aroha darüber und findet heraus, dass sie ähnliche blitzartige Bilder wahrnimmt. »Vermutlich passiert das nur deshalb, weil wir uns dem Gebiet nähern, in dem sich das Tiki befindet«, legt Aroha nahe.

Herbert fragt Aroha nach genauen Einzelheiten über das Tiki und die Umstände, die zu seinem Verlust führten. Er bittet sie, ihm darüber so viel wie möglich zu erzählen. Herbert ist ein verständnisvoller Zuhörer und während sie darüber sprechen, sind sie sich so nahe wie seit Monaten schon nicht mehr. Er denkt darüber nach, dass sie sich bei allem, was sie machen, so gut verstehen, und er hat das Gefühl, dass sie sehr gut zusammenpassen - zu gut, um nur Freunde zu sein. Deshalb fragt er sich zum zigsten Mal: »Wieso ... wieso kann sie mich denn nicht lieben?«

Einmal, als sie sich gerade an einer Landspitze befinden, sehen sie eine Gruppe von Delphinen in einer Bucht herumtollen. Sie werfen ihre Rucksäcke ab, entledigen sich ihrer Kleidung und lassen sich lautlos ins Wasser gleiten. Die Delphine werden daraufhin langsamer und tauchen mit trägen und anmutigen Bewegungen spielerisch zwischen ihnen hindurch. »Ich habe noch nie Delphine gesehen, die so zutraulich waren«, meint Hema und sieht Herbert

und Aroha misstrauisch an. Die beiden versuchen seinem Blick auszuweichen.

Eines wunderschönen Morgens schwimmen Herbert, Zach und Esau am Ende eines Strands, nicht weit von den Klippen entfernt, während die anderen in der Nähe sonnenbaden. Zach passt nicht auf und schürft sich das Bein an den scharfen Schalen einer Austernkolonie ab. Er flucht kräftig. »Du solltest mal zu Opa gehen, damit er sich das ansehen kann«, meint Esau besorgt. Zach lacht nur und springt direkt wieder ins Wasser. Es dauert nicht lange und Esau beobachtet entsetzt, wie eine Haifischflosse sich auf Zach zu bewegt. Mit seinem lauten Schreien zieht Esau sowohl die Aufmerksamkeit von Zach als auch von Herbert auf sich. Herbert rennt zum Wasser hinunter und starrt den Hai durchdringend an. Der Hai wird langsamer und schwimmt konfus im Kreis herum. Dadurch gewinnt Zach genügend Zeit, das Wasser zu verlassen. Zum zweiten Mal innerhalb von zwei Tagen wirft Hema Herbert und Aroha einen seltsamen Blick zu.

»Zach! Dein Bein!«, ruft Aroha aus, als Zach am nächsten Morgen humpelnd zum Frühstückskaffee erscheint. Sein Bein ist angeschwollen, da die Kratzer vom Vortag inzwischen stark entzündet sind. »Ich weiß. Das habe ich wohl verdient«, sagt er mit einem schiefen Lächeln. »Komm mal mit«, sagt Cynthia. »Die Reiseapotheke ist in meinem Rucksack.« »Und die da gefallen mir auch nicht«, meint sie kurze Zeit später und zeigt auf mehrere große Mückenstiche. »Du meine Güte!«, ruft Aroha. »Das sind ja richtige Beulen!« »Ja, es sieht so aus, als wäre ich gegen eure Insekten allergisch«, meint Zach.

»Wir werden ohne Zweifel noch Unmengen von diesen Mistviechern sehen, da wir in Richtung Süden unterwegs sind«, betont Herbert. »Ich habe gelesen, dass sie an manchen Stellen, wie zum Beispiel am Sandfly Point, Leute bei lebendigem Leibe aufgefressen haben!«

Aroha und Herbert haben Maria auf Zachs Problem aufmerksam gemacht und Marcus sorgt dafür, dass als Sofortmaßnahme Medizin und Moskitonetze abgeworfen werden. Maria hat den Sachen, die sie per Fallschirmabwurf erreichen, noch einmal etwas frisches Obst und Gemüse hinzugefügt und am Abend feiern sie alle gemütlich am Feuer.



Als von dem Feuer nur noch ein Haufen glühender Kohle übrig geblieben ist, von dem ein gelegentliches Knacken ausgeht, verlieren sich alle in ihren eigenen Gedanken. Herbert ist noch bekümmert als sonst, da ihm klar wird, wie oberflächlich sein Flirten mit Cynthia im Grunde genommen gewesen ist. Als er dann zu Aroha und Zach, die in ein Gespräch vertieft sind, hinübersieht, ist er der Verzweiflung nahe

Plötzlich steht Hema auf und bringt noch einen Arm voll Manukazweige herüber. Er bleibt stehen und sieht zuerst Aroha und dann Herbert an. »Ich muss euch etwas sagen«, meint er. »Ich weiß, dass ihr beide ein Objekt mit euch führt, das sehr große Macht besitzt. Ein heiliges Objekt und außerdem unglaublich alt. Sein Zweck ist immer verborgen geblieben.« Er salutiert mit seinem Stab und sagt: »Es ist eine Ehre, euch kennen gelernt zu haben.«

Irgendwie scheint Hema sich verändert zu haben. An die Stelle der schroffen, etwas gespreizten Art eines alten Mannes ist nun die Stimme eines großen Redners getreten. Seine Augen funkeln im Schein des Feuers.

Aroha spürt, dass er vermutlich einer der zwölf Maoriältesten ist, die die Legende des Mindcallers kennen. Sie nimmt ihre Hälfte ab und gibt Herbert zu verstehen, dass er das Gleiche tun soll. Sie setzt die beiden Hälften des Mindcallers zusammen und überreicht ihn Hema als Ganzes. Der sieht ihn sich lange und sehr genau an und betrachtet ihn von allen Seiten, wobei er seine Finger ehrfürchtig über dessen glatte Oberfläche gleiten lässt. Mit einem langen, von Herzen kommenden Seufzer gibt er ihn an Aroha zurück.

Aroha hat Hema voller Bewunderung betrachtet. Sie hat den Vater ihrer Mutter nie kennen gelernt und Hema ist genau die Art von Mann, die sie sich als Großvater gewünscht hätte. Als sie den Mindcaller wieder an sich nimmt, stellt sie sich vor, was für ein gut aussehender junger Mann Hema gewesen sein muss.

Plötzlich breitet Hema seine Arme aus und stimmt einen eintönigen Gesang an. In der Ferne hört man jemand antworten. Mit einem Schrei, der den Wald erschüttern lässt, springt er in die Luft. Sein Gesicht und sein Oberkörper sind mit Farbe bedeckt und die Muskeln an seinen Armen und Beinen treten deutlich hervor. Er ist wie ein Krieger gekleidet und sein farbiger Grasrock bewegt sich schwungvoll hin und her. Mit einem Speer in der Hand und

einem Mere<sup>51</sup> aus Jade an seiner Hüfte bietet er einen imposanten Anblick.

Hemas Whanau<sup>52</sup> steht nun hinter ihm. Sie führen einen Haka auf, wobei sie alle in den eintönigen Gesang einstimmen, hochspringen und großspurig einherstolzieren, um dann, ihre Zunge ausstreckend, mit den Füßen kraftvoll auf den Waldboden zu stampfen. Am Rande der Lichtung werden Feuer sichtbar, als am anderen Ende ein weiterer Kriegsstamm auftaucht. Cynthia und Zach verschmelzen mit einer Gruppe von Bäumen, wohingegen Herbert, Aroha und Esau unerschütterlich dastehen, jeder mit einem Speer in der Hand!

Mit ohrenbetäubendem Geschrei fallen die beiden Stämme übereinander her. Einige Krieger gehen zu Boden und der Geruch von Blut liegt in der Luft.

So schnell, wie sie gekommen ist, verschwindet die Erscheinung auch wieder, und zurück bleibt eine aufgedrehte, in Schweiß gebadete und erschöpfte Gruppe, die sich so fühlt, als wäre sie wirklich in einen Kampf verwickelt gewesen.

Hema und Esau sehen sich verwirrt um, während Herbert meint: »Aroha! Warne uns nächstes Mal bitte vor!« Aroha sieht verlegen aus und deutet mit einer Handbewegung an, dass sie dazu wohl leider nicht in der Lage ist.

Cynthia, die die ganze Zeit über erstaunlich ruhig geblieben ist, meint: »Könnte sich als sehr nützlich erweisen, wenn es mal eng wird. Diese holografische Animation war schon beachtlich!« »Die hätte einen Oscar verdient«, witzelt Herbert. »Aber was ist passiert?«, will Hema wissen. »Wo sind die alle hergekommen? Und wohin sind sie wieder verschwunden?«

Aroha deutet auf den Mindcaller, den sie immer noch in der Hand hält, und Hema schüttelt ungläubig den Kopf. »Und du steuerst ihn mit deinen Gedanken?«, will er wissen. »Ja, da sieht man mal die Macht der Gedanken!«, sagt Herbert lachend.

Bis weit in die frühen Morgenstunden unterhalten sie sich dann über den Mindcaller. Als sie schließlich ins Bett gehen, legt Hema seinen Arm um Esau und sagt mit rauer Stimme: »Ich bin stolz auf dich, Sohn.« »Ich bin auch stolz auf dich, Opa«, erwidert Esau. Seine Hochachtung für den Großvater ist deutlich gestiegen und daran wird sich auch in Zukunft nichts mehr ändern.

## 22. Der Kristall-Resonanzdetektor (HRO)

### Mitte Mai 2012

Wie eine hartnäckige, gelbgestreifte Wespe, die es darauf anlegt hat, einem den Sommerausflug zu verderben, brummt ein fliegendes Auto über ihren Köpfen. Alle sind schnell in Deckung gegangen, die auf dem Plateau, das sie gerade überqueren, allerdings nur spärlich vorhanden ist. Aroha erinnert das Ganze an eine anschaulich beschriebene Szene im Herrn der Ringe, wo Frodo und seine Gefährten von bösen schwarzen Krähen, die hoch oben am Himmel kreisen, bespitzelt werden.

Da angenommen wird, dass jemand den Moller beim Abwerfen der Notration beobachtet hat, hat Maria ihnen eine dringende Nachricht geschickt, dass sie sofort zur Abholstelle eilen sollen.

Um möglichst nicht von den Skycars entdeckt zu werden, kämpfen sie sich durch dichtes Gebüsch und klammern sich an überhängende Felsen. Außerdem beschäftigt sie, während sie sich den letzten Hang hochquälen, noch etwas anderes - ihre Verpflegung. Ihnen ist klar geworden, dass sie mit den Nahrungsmittelrationen etwas sparsamer hätten umgehen müssen. Hema kennt sich zwar gut in der Gegend aus und hat sie zielstrebig geführt, aber sie haben keine Zeit zum Fischen oder Jagen gehabt.

Erschöpft erreichen sie die Lichtung - aber keine Spur von dem Moller! Alle machen ein verdutztes Gesicht, besonders Esau.

Aber wer kommt da mit einem »Hallo!« aus dem Busch hervor? Marcus! Alle sind total verblüfft. »Also irgendwie habe ich mit einem herzlicheren Empfang gerechnet«, meint Marcus gut gelaunt. »Hast du etwas zu essen mitgebracht?«, stößt Esau hervor. »Zu essen? Oh. Zu essen! Gibt es - da oben!« Er weist auf die Spitze einer hohen Birke.

Die Nahrungsmittel befinden sich wirklich dort oben. Ein starker Wind hat sie dahin geblasen, als Jack sie beim Überfliegen abwarf. Nun sitzen sie so richtig schön fest! Marcus hat noch Glück gehabt, denn sein Fallschirm ist an einem relativ niedrigen Strauch hängen geblieben.

Marcus gibt ihnen einen kurzen Überblick über das, was inzwischen passiert ist, und erklärt ihnen, warum er es für besser hielt,

selbst vorbeizukommen. Während er spricht, benutzt er geistesabwesend seine Pseudohände, um das verhedderte Netz von den Ästen des Kauribaums zu lösen. Hema und Esau sehen ihm dabei verblüfft zu.

»Wie ihr wisst«, sagt Marcus, »hat man nach dem Zwischenfall in Rotorua intensiv nach Zach gesucht. Leider hat das, unseren Hoffnungen zum Trotz, bis jetzt nicht nachgelassen. Im Gegenteil, die Suche ist, wie ihr ja selbst nur zu gut wisst, in den letzten Tagen noch intensiviert worden. Es gibt wohl weltweit kaum einen Geheimdienst, der daran nicht interessiert wäre. Einen Grund kennen wir alle - das verschwundene Uran. Einige von Zachs Kollegen, die bei Blackstone arbeiten, sind, wie man so schön sagt, in Gewahrsam genommen worden.«

»Hat man sie verletzt?«, fragt Zach besorgt. »Nein, genauso wie eine Gruppe versucht hat dich zu fangen, ohne dich zu verletzen - und das hätte ihnen übrigens durchaus gelingen können -, hat man deine Kollegen gefangen genommen und in einem sehr schönen, aber äußerst gut bewachten Gebäude untergebracht. Aber es gibt noch einen zweiten und vielleicht wichtigeren Grund, weshalb man Zach lebend haben möchte. Zach kennt den Grund. Wir und leider auch noch mindestens eine andere Person in Lüderitz, haben vermutlich erraten, worum es sich handelt.«

Zach sieht Marcus besorgt an. »Nein, Ich werde dich nicht biten, unsere Vermutung zu bestätigen. Je weniger Leute den wahren Grund kennen, desto besser. Also, ich möchte, dass ihr euch alle über ein paar Dinge im Klaren seid«, sagt Marcus und sieht dabei besonders Hema und Esau an. »Erstens, Zach befindet sich in großer Gefahr. Zweitens bedeutet das jedoch, dass sich der Rest von euch in noch größerer Gefahr befindet - besonders deshalb, weil es für Zachs Verfolger keinen Grund gibt, euch NICHT zu töten! Und drittens, eure Situation wird sich vorerst nicht verbessern. Die Premierministerin hat um eure Hilfe gebeten oder, besser gesagt, sie hat sie angefordert.«

Herbert unterbricht ihn: »Was ich schon die ganze Zeit einmal wissen wollte, ist, wieso jemand glaubt, dass wir bessere Arbeit leisten können als der SIS - wenn man bedenkt, dass der alle verfügbaren Informationen besitzt, während man uns völlig im Dunkeln lässt!«

»Ja, ich kann deine Frustration verstehen«, sagt Marcus. »Es ist eine Tatsache, dass ihr keine ausgebildeten Spione seid. Ihr wisst das. Der SIS weiß das auch. Trotzdem denkt die Premierministerin, dass ihr den anderen etwas voraus habt - auch wenn sie keine Ahnung hat, was das sein könnte -, und bislang ist sie mit den Daten, die ihr gesammelt habt, sehr zufrieden. Der SIS konnte damit schon etwas anfangen. Ihr müsst auch bedenken, dass ihr jetzt wesentlich besser vorbereitet seid als noch vor ein paar Monaten. Ihr habt es geschafft, aus dem interessanten Spielzeug, das der Mindcaller hauptsächlich war, ein äußerst wertvolles Arbeitsgerät zu machen. Vor allem habt ihr jetzt den großen Vorteil, Nachrichten übermitteln zu können, wenn auch nur auf visuellem Wege, ohne dass die Gegenseite euch abhören kann. Das ist etwas, wozu der SIS nicht imstande ist!«

Es herrscht tiefes Schweigen, während alle über die Auswirkungen dessen nachdenken, was Marcus ihnen gerade mitgeteilt hat. »Ja, und wie geht es nun weiter?«, fragt Herbert schließlich. »Bis diese ganze Sache vom Tisch ist, muss Zach sich weiterhin versteckt halten. Ich schlage noch einmal vor, dass er die Gruppe verlässt.« Wieder ertönt lautes Protestgeschrei. »Okay. Okay. Das ist eure Angelegenheit. Also, jetzt geht es vor allem darum, euch so schnell wie möglich nach Arrowtown zu bringen, ohne dass euch jemand erkennt.«

Zunächst besprechen sie, an welcher Stelle sie am besten die Alpen überqueren, um zur Ostküste zu gelangen. Herbert schlägt vor, dass Jack sie auf einem der Gletscher absetzt, die sich an den Osthängen des Aotaki (oder Mount Cook) befinden - westlich vom Hauptquartier des Nationalparks. Er hat dabei einen Hintergedanken, den Aroha sofort begreift. »Ob nun dort oder woanders, das bleibt sich wirklich gleich«, sagt Marcus nach kurzem Überlegen. Das Tiki wird von keinem erwähnt.

»Wie kommen wir dann vom Nationalpark nach Süden?«, will Cynthia wissen. »Wir können auf keinen Fall den Moller in der Öffentlichkeit benutzen«, sagt Marcus. »Wir haben Grund zu der Annahme, dass Zachs Freunde den Einsatz fast aller Moller auf der gesamten Südinsel überwachen. Also, ich schlage vor, ihr fahrt, als Touristen getarnt, mit dem Bus dorthin. Passt nur gut auf, dass ihr nicht wie in Rotorua öffentliche Aufmerksamkeit auf euch zieht! Wir

wollen nicht, dass noch mehr Fotos in den Zeitungen erscheinen.«  
»Verdammte Touristen«, murmelt Herbert.

Sie verbringen noch einige Zeit damit, andere Möglichkeiten zu erörtern. Dann richten sie es so ein, dass Jack sie zwei Tage später im Morgengrauen an einer weiter südlich gelegenen Stelle abholt, die zu Fuß in etwa sechs Stunden zu erreichen ist.

Schließlich wendet sich Marcus an Hema: »Hema, Cynthia hat mir versichert, dass ich dir das Leben der Gruppe auch weiterhin anvertrauen kann - so, wie ich es schon in den letzten Wochen getan habe. Wir haben natürlich, wie du dir wahrscheinlich denken konntest, deine und Esaus Vorgeschichte gründlich geprüft. Also, ich hätte jetzt gerne von dir gewusst, was deiner Meinung nach im Moment für euch beide das Beste ist.«

»Vielen Dank, Sir«, sagt Hema mit der weltgewandten Höflichkeit eines Botschafters. »Ich habe darüber bereits nachgedacht und ich schlage vor, dass wir uns für eine Weile trennen. Wie du zweifellos inzwischen herausgefunden hast, befindet sich unser Marae nicht allzu weit von Arrowtown entfernt. Esau und ich werden dorthin zurückkehren.« Er hält inne und sieht mitfühlend zu Esau hinüber, der natürlich sehr enttäuscht ist.

»Wie dem auch sei«, meint er und wendet sich wieder Marcus zu. »Ich schlage dir vor, die Hütte, die sich auf meiner Farm befindet, gegebenenfalls als Unterschlupf für die Gruppe zu benutzen.«  
»Das klingt ideal«, sagt Marcus. Und die anderen sind der gleichen Meinung. »Wir sind jetzt schon wesentlich länger unterwegs als geplant«, meint Hema und wendet sich wieder an Esau. »Und diese Hochgebirgswanderungen liegen mir nicht.«

Nach dem Abendessen trinken sie frisch aufgebrühten Tee aus Aluminiumbechern und Esau meint beiläufig: »Zach. Was bedeutet dein Name eigentlich? Den habe ich noch nie vorher gehört.« »Das ist die Kurzform für Zacharias«, meint Zach mit einem Grinsen. »Zacharias! Das übertrifft ja selbst ,Esau'! Und obendrein auch noch aus der Bibel!« Er lacht so laut, dass die anderen ebenfalls lachen müssen. Nach all den Tagen, die er in Zachs Gesellschaft verbracht hat, ist Esau längst nicht mehr der aufmüpfige, brummige Bär, der er einmal war.

Zach wendet sich an die anderen und meint: »Einem Arbeiter steht sein rechtmäßiger Lohn zu. Nicht?« Alle nicken, etwas ver-

dutzt. »Dann bin ich der Meinung, dass Esau seinen eigenen e-Hel-  
per verdient hat. Einen, den man programmieren kann und der auch  
paar von den Kunststücken drauf hat, mit denen unsere ausgestattet  
sind.« Esau öffnet stumm den Mund, als Zach ihm feierlich seinen  
e-Helper überreicht.

»Aber den brauchst du doch!«, ruft Esau. »Ich hoffe, dass sich  
Marcus darum kümmert.« Marcus lächelt und nickt. »Und auf diese  
Weise können wir uns auch in einem Notfall mit euch in Verbindung  
setzen«, sagt Zach. »Wir beide werden ein paar Codes ausarbeiten  
müssen, die man nicht knacken kann.« Esau setzt sich gerade hin  
angesichts der Verantwortung, die ihm übertragen worden ist. Er  
gibt Zach einen echten Maori Hongi<sup>53</sup>, und zwar auf eine so respekt-  
volle Art und Weise, dass diese Geste weit mehr ausdrückt als bloße  
Worte.

»Und ich werde meinen Teil unseres Vertrages einhalten«, sagt  
Esau geheimnisvoll. Zach lächelt verschwörerisch.

Nach dem Abendessen fährt Cynthia eine hochauflösende Karte der  
Gegend hoch und sie entwerfen einen genauen Plan für die nächs-  
ten paar Tage.

Marcus weckt alle bei Tagesanbruch. Er bricht zu einem etwa ein-  
stündigen Fußmarsch in Richtung Norden auf, wo Jack ihn an einer  
verabredeten Stelle abholen wird. Hema und Esau verabschieden  
sich und verschwinden in Richtung Westen zur Küstenstraße, von  
wo aus sie zurücktrampen werden.

Irgendwie scheint Synthias Gruppe nun noch kleiner zu sein als  
vor ihrem Zusammentreffen mit Hema und Esau. Als sie sich auf  
dem Weg zu ihrem angewiesenen Treffpunkt befinden, wird ihnen  
bewusst, wie sehr sie Hemas Navigationsfähigkeiten vermissen  
- und Esaus Pfeifen. Jack holt sie planmäßig ab und als sie auf dem  
Gletscher landen, steigen sie so zügig aus wie nie zuvor.

Marcus hat eine Hochgebirgsausrüstung für sie besorgt, ein-  
schließlich Ski, Aufheiz-Overalls, Balaklavamützen, Schneebrillen,  
Seilen und hochwertigen Eispickeln.

»Das sieht recht einfach aus«, meint Herbert, als er auf den  
Gletscher hinunterblickt. »Bis zur Hälfte können wir auf Skiern hi-

53 Eine Form der Begrüßung, bei der sich die Nasen berühren

nunterfahren. Und dann müssen wir einen Weg über die Felswand finden.«

»Sobald wir das Tiki gefunden haben, sollten wir es in einem halben Tag bis hinunter zur Hermitage schaffen«, meint Cynthia zum Schluss.

Für die Abfahrt über den Gletscher brauchen sie einige Zeit, da sie sich vor Gletscherspalten in Acht nehmen müssen. Danach folgt ein anstrengender Fußmarsch im weichen Schnee, bei dem sie ihre Rucksäcke und Skier bis zum Fuß der Felswand hinauftragen. Am Rande des südlichen Hangs finden sie eine geschützte Stelle, um ihr Zelt aufzubauen. Der Blick, den man von dort aus zu den Gipfeln hat, ist atemberaubend. Aroha erinnert sich an das letzte Mal, als sie diese geradezu zauberhaft anmutenden Gipfel gesehen hat, und sie fühlt sich Kevin sehr nahe.

Am nächsten Morgen verläuft alles nach Plan, bis sie zu der Steilwand gelangen, von der Kevin gestürzt ist. Ein Blick auf das starke Gefälle und sie fühlen sich alle völlig entmutigt. Der Ruf des Tiki ist während des Tages immer deutlicher geworden, und so wissen sie genau, welche Richtung sie einschlagen müssen. Sie verbringen mehrere Stunden damit herauszufinden, ob es vielleicht einen einfacheren Weg nach unten gibt. Es gibt aber keinen. Zum Schluss einigen sie sich darauf, dass Herbert und Aroha, die als Einzige wirklich über Bergsteigererfahrung verfügen, es am nächsten Morgen allein versuchen sollen.

Um ihre Rucksäcke leichter zu machen, lassen Herbert und Aroha einen Großteil ihrer Ausrüstung bei Zach und Cynthia, die vorhaben, eine Art Biwak im Windschatten eines großen Felsens auszugraben.

Mit äußerster Vorsicht sichern sich Herbert und Aroha gegenseitig, bis sie auf halbem Weg auf einem Felsvorsprung angelangt sind. Sie schieben sich an der Felsplatte entlang, bis sie an eine Felsnase kommen, auf die ein kleines weißes Kreuz gemalt ist. Voller Trauer und Ehrfurcht halten sie an. Niedergeschlagen, aber zugleich entschlossener denn je folgen sie dem Ruf des Tiki - bis zu der Stelle, wo der Felsvorsprung endet und es steil nach unten in eine tiefe, enge Gletscherspalte aus Eis und Gestein geht. Es ist offensichtlich, weshalb der Suchtrupp das Tiki nie gefunden hat.



Der Abstieg ist eine gefährliche Aufgabe. Aroha führt und sie benötigt alle ihre natürlichen Sinne, verbunden mit den Fähigkeiten des Mindcallers, um Stellen zu finden, die stabil genug sind, um sich daran festzuhalten.

Auf dem Grund der Gletscherspalte angelangt, können Aroha und Herbert zwar immer noch den summenden Ruf des Tiki hören, können es allerdings nirgendwo entdecken - denn es ist völlig unter herabgestürztem Gestein und Eis begraben. Sie wechseln sich beim Graben ab, räumen Steine zur Seite und kratzen mit einem Blechteller Schnee und Erde weg. Schließlich erspähen sie die Spitze von etwas Ockerfarbenem. Herbert überlässt es dann Aroha, das Tiki völlig auszugraben.

Aroha zittert, als sie das letzte bisschen Erde von ihm abkratzt. In rascher Abfolge durchlebt sie noch einmal die ergreifendsten Augenblicke ihres gemeinsamen Lebens mit Kevin. Sie fängt an zu schluchzen und Herbert nimmt sie in seine Arme. Die Zeit vergeht, ohne dass es einem von beiden bewusst wird.

»Verdammt! Ein Sturm kommt auf!« Aroha reißt sich von Herbert los und sieht zur Öffnung der Gletscherspalte hinauf. »Es fängt an zu schneien. Und der Wind wird stärker.«

Herbert kann davon weder etwas hören noch sehen, aber er wird sich hüten, eine Warnung von Aroha zu ignorieren. Sie packen eilig ihre Ausrüstung zusammen und beginnen mit dem Aufstieg. Sie sind noch nicht weit gekommen, da spüren sie schon die Wucht des peitschenden Schneeregens und es dauert nicht lange, bis sie zurückgedrängt werden. Sie packen ihre Sachen aus und ziehen fast alle Kleidungsstücke an, die sie mitgebracht haben. Sie sind besonders froh über die Aufheiz-Überlebensdecken aus Aluminium.

Während der Sturm zunimmt und das Pfeifen des Winds immer lauter wird, fällt es einem schwer zu sagen, inwieweit sich das alles tatsächlich abspielt oder aber vom Mindcaller und/oder vom Tiki verstärkt wird! Über ihnen im Schnee »sehen« sie beide Kevins Aura - stark, ruhig, liebevoll und eins mit der Natur. Inmitten all dieses Lärms überkommt sie ein Gefühl tiefen Friedens.

Aroha kann es kaum fassen, als ihr bewusst wird, dass sie mit einem Mal die Liebe, die Herbert für sie empfindet, in Form eines kräftigen, lebhaften Bildes sehen kann. »Herbert!«, ruft sie aus. »Ich kann jetzt deine Gefühle für mich sehen! Ganz deutlich! Ich sehe

die endlose Liebe, die du für mich empfindest.« Sie hält inne. »Es tut mir Leid, schrecklich leid, aber ich kann deine Liebe nicht erwidern.« Herbert nimmt sie in seine Arme und streichelt ihr Haar - so, als wäre sie eine längst verloren geglaubte Schwester. Tränen laufen ihm übers Gesicht.

Der Sturm hat sich bis zum Morgengrauen gelegt und in die Stille hinein hört Aroha, wie Zach nach ihnen ruft. »Aroha. Herbert. Seid ihr okay?« Aroha ruft zurück, dass es ihnen gut gehe. Vom Grund der Gletscherspalte aus sehen sie, dass es einen einfacheren Weg nach oben gibt. Von oben konnte man diesen Weg nicht sehen, da er durch einen Felsüberhang verdeckt war. Sie haben ausgesprochenes Glück, denn der Sturm hat fast die gesamte Felswand mit einer Schicht aus Eis und Schnee bedeckt. Sogar jetzt muss Aroha sich vollauf konzentrieren, um sie sicher nach oben zu bringen. Alle umarmen sich, als sie schließlich oben ankommen.

»Okay, lasst uns abhauen«, meint Cynthia, als sie ihre heiße Schokolade ausgetrunken haben. Sie sind alle so gut aufgelegt, dass die Abfahrt zur Hermitage hinunter ein reines Vergnügen wird. In der Rezeption bestätigt man ihnen, dass der einzige Bus, den es nach Arrowtown gibt, um 9 Uhr morgens losfährt. Also mieten sie sich in eine Skihütte ein und genießen den Abend in gemütlicher Runde am Feuer bei einem Glas Glühwein.

Mit ihren Skibrillen sehen sie aus wie Skiurlauber und so gelingt es ihnen ohne Probleme, sich unter die Passagiere nach Arrowtown zu mischen. Der Besitzer des Arrowtown Wildlife Parks, wo sie übernachten, holt sie vom Busbahnhof ab.

Zunächst sind die vier einfach nur froh darüber, sich auszuruhen zu können, durch den Park zu wandern und die vielen Tiere zu bewundern. Dennoch dauert es nicht lange, bis Herbert ruhelos wird. Er weiß, dass ganz in der Nähe einer der weltweit sensationellsten Bungee-Jumps angeboten wird. Schließlich lässt sich Cynthia dazu erweichen mitzukommen, als Herbert meint, wenn er sonst niemand überreden könne, würde er eben alleine dorthin gehen. »Okay«, sagt sie. »Aber nur unter ganz bestimmten Bedingungen. Komm mal mit.«

Sie verschwinden in Cynthias Zimmer und kommen eine Stunde später wieder heraus, allerdings kaum wiederzuerkennen - mal abgesehen von Herbert, der sein Grinsen nicht unterdrücken kann. Cynthia

hat sich als Mann verkleidet, mitsamt dem dazugehörenden Stoppelbart, und Herbert sieht aus wie eine gut aussehende, sportliche junge Frau! Cynthia hat, wie sie jetzt erfahren, auf Reisen immer ein kleines Schminkset für Täuschungsmanöver dabei - nur für alle Fälle ...

Während Cynthia und Herbert unterwegs sind, suchen sich Aroha und Zach einen bequemen Platz unter einem großen Baum und besprechen, womit sie Herbert während ihres erzwungenen Aufenthalts beschäftigen können.

Aroha erinnert sich daran, dass Arrowtown bekannt ist für seine Goldgräbervergangenheit, und sie findet mittels ihres e-Helpers ein kleines, wenig bekanntes Flussbett, zu dem man vom Park aus zu Fuß hingehen kann und in dem es noch immer geringe Goldvorkommen gibt. Zach fragt ihren Gastgeber, ob er ihnen eine Goldpfanne zur Verfügung stellen kann. Das ist überhaupt kein Problem, denn Gold waschen ist ein beliebter Zeitvertreib für Touristen (gewöhnlich wird zu diesem Zweck von kommerziellen Veranstaltern Goldstaub ins Wasser gegeben).

Eine von Cynthia's Bedingungen für den Bungee-Jump ist, dass die Bungee-Veranstalter weder Fotos noch Videoaufnahmen von ihnen machen. Stattdessen richten sie es so ein, dass sie sich gegenseitig mit ihren e-Helfern beim Sprung aufnehmen können. Als sie wieder in der Skihütte eintreffen, sprechen sie von nichts anderem und Cynthia gesteht, dass das etwas war, was sie immer schon einmal machen wollte.

Wie vorauszusehen, fragt Herbert nach dem Mittagessen als Erstes: »Und was jetzt?« Als Aroha ihnen erzählt, dass es eine Möglichkeit zum Goldwaschen gibt, sind Cynthia und er hellauf begeistert.

Sie holen die vier Goldpfannen ab, die ihr Gastgeber für sie organisiert hat, und gehen los in Richtung Fluss. Sie haben nicht viel Erfolg, bis Herbert Aroha zuflüstert, dass er gern ihre Hälfte des Mindcallers haben möchte. Innerhalb bemerkenswert kurzer Zeit findet er dann einige Goldkörner und gibt Aroha ihre Hälfte des Callers zurück.

Als Aroha kurz darauf ebenfalls »Glück hat«, begreifen Cynthia und Zach, was die beiden machen, und sie bitten sie darum, für sie auch noch ein paar Goldkörner zu finden. Lachend sind ihnen Herbert und Aroha behilflich.

»Wisst ihr«, fängt Zach an, »wenn sich das mit dem Mindcaller und mit dem, was er alles kann, herumspricht, wäre ich wohl nicht

mehr der Einzige, auf den man Jagd macht!« Aroha wirft ihm einen vielsagenden Blick zu. »Das versuche ich Herbert schon seit einer Ewigkeit klar zu machen«, sagt Cynthia. »Vielleicht hast du ja mehr Erfolg.« Auch unter Zuhilfenahme des Mindcallers bleibt die Goldausbeute gering. Lediglich Herberts erste Spülung hat eine nennenswerte Ausbeute erbracht.

»Zach«, meint Aroha später am Abend, als sie allein sind, »ich weiß, dass die Software, die zur Urangewinnung benutzt wird, hauptsächlich von dir entwickelt worden ist. Das würde aber doch, zumindest theoretisch, heißen, dass es von dort aus nur ein kleiner Schritt wäre bis hin zur Entdeckung, Analyse und Gewinnung von Diamanten. Stimmt's?« »Genauso ist es.« »Und du hast das geschafft?« »Ja«, sagt er und nickt. »Wie bist du darauf gekommen?«

»Als du sagtest, wir müssten vorsichtig sein, wenn wir den Mindcaller einsetzen - oder wir würden genauso verfolgt werden wie du - da habe ich mich daran erinnert, dass Samuel davon sprach, wie sie die Victoria-Mine entdeckt haben - mit Hilfe eines neu entdeckten Krrr... Und dann hast du ihn zum Schweigen gebracht! Wie nennst du es?« »Den Kristall-Resonanzdetektor. Kurz KRD.« »Und man muss dieses Programm eigentlich nur geringfügig verändern, um damit auch Gold suchen zu können?« Aroha hält inne, denn Zach nickt. »Oder, genauer gesagt, irgendein anderes Mineral! Du lieber Gott!«, ruft sie aus und greift sich an den Kopf.

Als Zach daraufhin nichts mehr sagt, fragt sie: »Wer weiß denn sonst noch von der Software?« »Soweit ich weiß, bin ich der Einzige. Ich habe das Kernstück, die Uran-Subroutine, stark verschlüsselt und die Diamantenfunktion habe ich nur für Samuel geschrieben. Sie brauchten sie dringend. Wir haben die Funktion dazu benutzt, die Victoria-Ablagerung zu finden, und dann habe ich sie, wie vereinbart, spurlos beseitigt.«

»Jetzt weiß ich, worauf Marcus angespielt hat«, sagt Aroha. »Kein Wunder, dass dir jede zweite Detektei auf den Fersen ist!« Sie erörtern dann, was passieren würde, sollte die Software in fremde Hände geraten - vor allem, wie das den Preis von Mineralien beeinflussen könnte.

Man muss nicht hellsehen können, um sich vorzustellen, welche finanzielle Katastrophe das zur Folge hätte, wenn nicht nur in Namibia, sondern weltweit der Handel mit Gold, Diamanten und anderen wertvollen Mineralien zusammenbrechen würde!

## 23. Atomwaffenfrei

### Ende Mai 2012

Aroha und Herbert erhalten Marias Nachricht, als sie gerade zu einer anderen Stelle aufbrechen wollen, um noch einmal ihr Glück beim Goldsieben zu versuchen. Der Moller von Jan und Danie ist in einem dicht bewachsenen Gebiet im südwestlichen Fjordland abgestürzt. Maria lässt durchblicken, dass dieser Absturz nicht unbedingt ein Unfall war.

Jack holt sie ab und als sie sich in der Luft befinden, sagt er ihnen, dass sie auch noch Hema von der Farm abholen sollen, bevor sie weiter zur Unfallstelle fliegen. Esau soll allerdings nicht mitkommen.

Aroha fällt auf, dass sie sich in einem recht kleinen Moller befinden, der nur für vier Passagiere Platz hat, und sie meint: »Für uns alle wird hier nicht genügend Platz sein.«

»Zach wird nicht mitkommen«, bemerkt Jack.

»Was für ein mieser, hinterhältiger, gemeiner Trick!«, ruft Zach aus. »Ich nehme nicht an, dass ich dich dazu verleiten könnte, mich doch mitzunehmen!«

»Du könntest mir anbieten, was du wolltest, aber ich werde deswegen nicht meinen Job riskieren«, erwidert Jack gelassen.

»Marcus hat doch gesagt, dass ihr euch in größerer Gefahr befindet als ich«, sagt Zach, sich an Herbert und Aroha wendend.

»Die Dinge ändern sich eben«, meint Cynthia pragmatisch.

Sie holen Hema von seiner Farm ab und lassen Zach und Esau zurück, die sich damit trösten, um die Wette über Marcus herzuziehen. Als sie dessen müde sind, fragt Zach Esau, was er in der letzten Zeit so gemacht habe, und Esau erzählt ihm, dass er zwei Unterrichtseinheiten des Programmierkurses einer Online-Universität erfolgreich abgeschlossen hat. Zach ist beeindruckt und bietet an, ihm dabei zu helfen, einige weitere Einheiten in Rekordzeit zu erledigen.

Jack ist fachmännisch direkt neben dem abgestürzten Moller gelandet. Auf diese Weise lassen sich die Spuren, die er beim Landen hinterlässt, nicht von den Schleuderspuren des anderen Fahrzeugs unterscheiden. Vier nagelneue Rucksäcke und vier maßgeschneiderte Bush-Survival-Bodysuits landen auf dem Boden.

»Ihr sollt die Bodysuits sofort anziehen«, teilt Jack ihnen mit.

»Eure alten Klamotten soll ich mitnehmen. Ihr sollt so wenig wie

möglich Spuren hinterlassen.« Er händigt Cynthia eine Datenkarte aus, damit sie ihren e-Helper aktualisieren kann.

»Wie ist Marcus darauf gekommen, dass das meine Größe ist?«, knurrt Hema, als er versucht, seinen Bierbauch in den Bodysuit zu zwängen. Er schimpft immer noch, als die anderen längst ihre unnötigen Sachen in den Moller werfen.

Innerhalb weniger Minuten ist Jack fort und sie befinden sich auf dem Weg ins dichte Buschland. Ihre Aufgabe ist es, Jans und Danies Spur so weit wie möglich zu verfolgen. Hema ist von dieser Aufgabe begeistert. Er rühmt sich zu Recht, ein guter Fährtensucher zu sein, ganz gleich, ob es sich um Keiler, Rehe oder Menschen handelt. Vor vielen Jahren war er ein Offizier in der Armee und wenn sie an den Stränden der Westküste entlangmarschierten, hörte man ihn oft singen: »Das Maori Bataillon marschierte zum Sieg ...«

Hema ist fest entschlossen, keine Spuren zu hinterlassen, und es gelingt ihm irgendwie, sich an Rehsuren zu halten, wenn es bergauf geht, und an Wasserläufe, wenn es bergab geht - während er ständig einen zweistündigen Abstand zwischen ihnen und den Verdächtigen einhält.

Das gibt Herbert, selbst ein ziemlich guter Spurenleser, zu denken. Schon als Hema seine Sache so gut machte und sie unbemerkt zur Küste führte, war Herbert klar geworden, dass er dafür ein wirklich außergewöhnliches Talent besitzt. Er scheint nicht wie die meisten anderen Spurenleser nach Fußspuren, abgebrochenen Zweigen oder abgeknickten Blättern zu suchen, sondern schaut entweder zum Himmel oder aufs Meer oder hält, wie so oft, Ausschau nach essbaren Pflanzen.

»Hema«, meint Herbert, »woher weißt du so genau, dass unsere Freunde zwei Stunden Vorsprung haben?« »Keine Ahnung«, antwortet Hema, »weiß ich einfach.« »Und wie kommt es, dass du noch nicht mal ihren Spuren folgst?« »Tue ich schon manchmal. Haben sie gerade vor ein paar Minuten überquert. Sah aus, als ob ein paar Elefanten vorbeigezogen wären.« Aroha dreht sich zu Herbert um und er weiß, was sie denkt. Eine Parabegabung!

»Hema, wo bist du geboren?«, fragt Herbert. »Rotorua. Wieso?« »Genau wie ich«, sagt Herbert und er nimmt sich vor, diese interessanten Details an Marcus weiterzugeben.

Erst als sie ihr Lager aufgeschlagen haben und sich schlafen legen, haben sie Zeit, ihre neuen Anzüge zu inspizieren. »Wetten, dass dies hier kugelsichere Einsätze sind!«, ruft Herbert, während er seine Hände über feste Abschnitte des Anzugs gleiten lässt. »Schon mal versucht, auf Steinen zu schlafen?«, fragt Aroha, die die Kevlar-teile unangenehm findet. »Du kannst dich entscheiden: überleben oder nicht überleben«, meint Cynthia und legt sich völlig angezogen hin, wobei ihre Boots unter der Überlebensdecke hervorgucken.

Hema ist beeindruckt von dem, was sich alles in seinem Rucksack befindet. Er ist fasziniert davon, wie leicht und raffiniert die Sachen sind - mit Ausnahme der elektronischen Zahnbürste. »Nicht nötig. Ein Zweig tut es hier im Busch auch«, versucht er sie zu überzeugen.

Im Morgengrauen weckt Cynthia sie zum Frühstück, zu dem es Knäckebrot mit Käse und Schinken gibt. Danach sind sie den ganzen Tag unterwegs und überqueren, sich durch dichten Wald kämpfend, einen Hügel nach dem anderen. Während der nächsten beiden Tage erhalten sie wiederholt blitzartige Gedankenbilder von Maria, die sie auffordert, sich für ein oder zwei Stunden zu verstecken. Gelegentlich hören sie in der Ferne Luftautos kreisen.

Cynthia verfolgt ihr Vorwärtskommen mittels eines Kompasses und eines Hightech-Lauf-Entfernungsmessers, der sich in ihren Boots befindet. Soweit sie feststellen kann, bewegen sich in Richtung West Cape, einem Niemandsland mehr oder weniger. Jeden Abend übermittelt Herbert ihre Fortschritte an Maria.

Am vierten Tag ihres Trecks geraten sie in Schwierigkeiten. Es wird schon fast dunkel, als sie eine kleine Rast einlegen, nachdem sie gerade einen Hügel erklommen haben. »Die beiden Kerle scheinen schneller geworden zu sein«, meint Hema. »Ihre Spuren sind nun drei Stunden alt.« »Darum lasst uns zusehen, dass wir weiterkommen!«, sagt Cynthia. »Das hier ist sowieso kein geeigneter Platz zum Übernachten!«

Nachdem sie noch etwa eine Stunde weitergegangen sind, ruft Aroha aus: »Es wird Schnee geben! Ich spüre es.« »Hier?«, fragt Herbert. »Ich dachte, wir kämpfen uns die ganze Zeit durch tropischen Regenwald.« »Aber sicher«, erwidert Hema. »Wir befinden uns hier

einige tausend Meter über dem Meeresspiegel.« »Jedenfalls fängt es jetzt an zu regnen«, bemerkt Aroha unnötigerweise.

Unter einem kleinen Überhang finden sie einen Felsvorsprung und schlagen dort, so gut es geht, ihr Lager auf. Es gibt ein weiteres kaltes Mahl, während der Regen sich in Schneeregen verwandelt. Als sie ihre allabendliche Mitteilung an Maria schicken, spüren sie, dass diese sich Sorgen macht. Gegen Mitternacht wird aus dem Schneeregen Schnee.

Als sie vor Morgengrauen aufstehen, sind alle noch müde und steif, ihnen ist kalt und alles tut ihnen weh. Die Stimmung ist gedämpft und mit ein paar Crackern und etwas Käse in der Hand nehmen sie die Verfolgung wieder auf. Der Sturm hat sich gelegt und ihre Stimmung steigt, als sie sehen, wie wunderbar die verwandelte Landschaft um sie herum aussieht. In den Spitzen der Farnbäume hat sich Schnee festgesetzt und es sieht aus, als ob tosende Wasserfälle aus dem blauen Himmel hinabstürzen.

Es steht nun außer Zweifel, dass Hema sich nicht nur auf sein angeborenes Talent zum Pirschen verlässt, um den schneebedeckten Spuren der beiden zu folgen. Es besteht allerdings auch kein Zweifel darüber, dass man Hemas Gefährten aufgrund der Fußspuren, die sie hinterlassen, sehr leicht ausfindig machen kann!

Hema führt sie einen Bergkamm hinauf, wo die Nachmittagssonne den Schnee geschmolzen hat. An diesem Abend sind sie noch im Mondschein unterwegs, um vorwärts zu kommen. Es ist Vollmond und das spärlich vorhandene Gebüsch bietet ihnen nur wenig Deckung.

»Hema«, sagt Cynthia schließlich. »Wir müssen anhalten. Es ist bereits Mitternacht, wir sind müde und bei diesem klarem Himmel ist es durchaus möglich, dass man uns sieht - ich habe vorhin schon einen Moller gehört. Wir müssen uns weiter unten in Deckung begeben.« »Okay«, erwidert Hema. »Wir hatten aber keine andere Wahl, wir mussten die Steilhänge da unten hinter uns bringen«, sagt er und deutet nach unten.

Nachdem sie eine halbe Stunde am Rand der Felswand entlangelaufen sind, gleiten und rutschen sie hinunter zum Fluss. An manchen Stellen ist es so abschüssig, dass Aroha froh ist, im Dunkeln nicht weiter erkennen zu können, wie steil das Gelände unter ihr



wirklich abfällt! Am Fuß der Felswand, an einer moosüberzogenen Böschung, befindet sich ein Wasserfall, dessen Rauschen so einschläfernd wirkt, dass alle sofort erschöpft in den Schlaf sinken. Bis sie dann von Aroha geweckt werden.

»Wacht auf«, zischt sie, »ich spüre zwei Männer. Ganz in unserer Nähe!« Cynthia und Herb springen auf und ziehen ihre Waffen. Zu ihrer Überraschung stürzen auf der anderen Seite des Flusses Jan und Danie den Hang hinunter! Die beiden starren sie mit offenem Mund an, bevor sie daran denken, ihre Waffen zu ziehen. Herbert verlangsamt ihre Bewegungen, bis sie regungslos dastehen.

»Was macht ihr denn hier?«, fragt Jan, der Herbert erkannt hat. »Dies ist ein Sperrgebiet. Ihr dürft euch hier nicht aufhalten!« »Mach dir darum mal keine Sorgen«, sagt Cynthia. »Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten und seht zu, dass ihr weiterkommt.« Wie ein geölter Blitz laufen sie davon und während sie sich davonmachen, löscht Cynthia jegliche Erinnerung an dieses Zusammenreffen.

»Tut mir Leid, Leute«, sagt Hema. »Wir müssen sie letzte Nacht irgendwie überholt haben, als wir die Abkürzung die Felsen hinunter genommen haben.« »Was, glaubst du, hat er wohl mit dem Sperrgebiet gemeint?«, fragt Herbert. »So weit ich weiß, gibt es hier keines«, gibt Hema zur Antwort. »Das hier ist weitgehend ein Nationalpark. Wir nähern uns der Küste, also sollten sie wohl bald die Stelle erreichen, zu der sie unterwegs sind.« »Okay. Wir bleiben besser dicht hinter ihnen«, beschließt Cynthia.

Der Umgang mit Waffen hat ihnen ihre Situation wieder vor Augen geführt und sie versuchen mehr denn je es Hema gleichzutun und sich lautlos vorwärts zu bewegen und so wenig wie möglich Spuren zu hinterlassen.

Aroha wünscht sich, dass sie besser getarnt wären, und so probiert sie verschiedene Farben an Herbert aus: zunächst an seiner Hose und seinem Hemd und dann an seinen Haaren. Es dauert eine Weile, bis er es bemerkt, aber dann ist er begeistert. Alle halten an, um Arohas Werk zu bewundern. Sie versucht dann, ihnen allen auf einmal einen Tarnung zu geben, aber wie gewöhnlich fällt es ihr schwer und es hält auch nicht lange an. Bevor sie weitergehen, flüstert Herbert: »Lass Hema doch mal aussehen wie Marilyn Monroe.« Das macht Aroha und Hema, der seine Figur beibehalten hat,

sieht fantastisch aus! Lächeln trägt dazu bei, dass sich die Stimmung in der Gruppe deutlich bessert - alle sind nun wesentlich optimistischer. Leider soll das nicht lange anhalten.

Sie warten, bis die beiden vor ihnen ungeschickt einen hohen Wasserfall hinuntergekllettert sind, bevor sie ihnen folgen. Kaum sind sie unten, da bringt Aroha sie zum Schweigen. »Wir sind umzingelt! Von Männern mit finsternen und wirren Gedanken!« Sie ist geradezu überwältigt von der Kraft dieser geistigen Energie. Herbert und sie senden gleichzeitig eine Nachricht an Maria.

Bevor sie entscheiden können, was sie jetzt tun sollen, sind sie schon von einem Dutzend Männer umzingelt, ihre Waffen im Anschlag. Ohne zu überlegen spielt Aroha die Kriegsszenen der Maori ab, die der Mindcaller gespeichert hat. Der Lärm der echten Waffen vermischt sich mit dem Kriegsgeschrei. Als Aroha dann mehrfache Kopien von sich selbst und ihren Begleitern in militärischer Tarnkleidung erzeugt, ziehen sich die Männer ebenso schnell wieder ins Gebüsch zurück, wie sie aufgetaucht sind.

Die anschließende Stille ist unheimlich. Aroha fühlt sich aufgrund der Anstrengung, die es sie kostet, solche Bilder aufrechtzuhalten, gefühlsmäßig völlig erschöpft und sieht totenbleich aus. Mit äußerster Anstrengung reißt sie sich zusammen. »Sie sind noch immer in der Nähe«, flüstert sie. »Sind sie rings um uns herum?«, will Cynthia wissen. »Nein, nur an zwei Seiten. Weder flussauf- noch flussabwärts.«

»Diese Stelle gefällt mir nicht«, meint Cynthia. »Und der Wasserfall hindert uns daran, flussaufwärts zu gehen. Also bleibt uns wohl nur eine Wahl, nämlich stromabwärts.« Während sie sich flussabwärts bewegen, spürt Aroha, dass sich sowohl rechts als auch links von ihnen Leute bewegen, die im Begriff sind, sie aus dem Hinterhalt zu überfallen.

Ein kräftiger Gedankenblitz von Maria lässt Aroha und Herbert so abrupt stehen bleiben, dass Cynthia Aroha beinahe umläuft. Sie »sehen« sich selbst, wie sie ihre Rucksäcke hinwerfen und auf einer Wildspur am Fluss entlanglaufen. »Hema! Cynthia! Werft eure Rucksäcke hin und macht, dass ihr wegkommt!«, schreit Herbert.

Er übernimmt die Führung und alle Vorsicht über Bord werfend, rennen sie, so schnell sie können. In einem weiteren blitzartigen Gedankenbild, das diesmal noch deutlicher erscheint, sieht man, wie

sie über eine kleine Lichtung laufen und dabei ein riesiges Spektakel veranstalten. Herbert gibt die Nachricht weiter. Weder er noch Aroha haben den Kopf in dem Moment frei genug, um zu merken, wie klar und deutlich die Bilder sind, die sie von Maria erhalten.

Sie erreichen die Lichtung und stürmen unter lautem Geschrei ins Freie, begleitet von zahlreichen Klonen ihrer selbst und umringt von einer Maori Kriegstruppe. Mit dem Lärm, den sie machen, könnte man Tote aufwecken. Die vier springen in die Büsche auf der anderen Seite und blicken sich um.

Zunächst sehen sie eine zusammengewürfelte Armee, die aus etwa zwei Dutzend Männern besteht, auf beiden Seiten des Flusses aus dem Gebüsch hervorkommen. Dann passieren mehrere Dinge gleichzeitig. Zunächst fallen Netze vom Himmel. Kurz darauf sind die im Netz gefangenen Rebellen von einem ganzen Regiment umzingelt und über ihnen tauchen drei Moller auf.

Besorgt beobachtet die Gruppe, wie einer der Moller ganz in ihrer Nähe auf dem mit Kies bedeckten Flussufer landet. Dann sehen sie, wie von zwei Fenstern aus aufgeregt gewunken wird. Zach und Esau! Maria ist ebenfalls dabei und es gibt ein großes Wiedersehen mit Umarmungen und Hongis.

Ein Beamter in Uniform kommt zu ihnen herüber und spricht mit Maria. Er schüttelt allen die Hände und beglückwünscht sie zu ihrem Erfolg. Er teilt ihnen mit, dass das Gebiet in ungefähr einer Stunde geräumt sein sollte und wenn sie solange warten könnten, würde man ihnen eine Führung durch die Anlage geben.

»Weiß der Himmel, worin unser Erfolg nun genau besteht«, murmelt Herbert. »Oder worum es sich bei dieser Anlage genau handelt«, bemerkt Cynthia. »Geduldet euch noch ein bisschen«, verlangt Maria. »Lasst uns etwas essen.«

Sie holt eine Kiste aus dem Moller und sie lassen sich die frischen Sachen schmecken. Erst jetzt wird ihnen bewusst, wie hungrig sie sind.

Es scheint eine Ewigkeit zu dauern, bis der Oberbefehlshaber zurückkommt. Er stellt ihnen einen jungen Soldaten als ihren Führer vor. Sie gehen hinter ihm am Flussufer entlang, bis der Weg nach Süden abbiegt und zu ihrer Überraschung in einer Höhle verschwindet. Der lange Tunnel, der sich an das hintere Ende der Höhle anschließt, ist in Wirklichkeit der stillgelegte Abflusstunnel, der

von den Arbeiten zur Errichtung des Lake-Fraser-Staudamms übrig geblieben ist. Er ist mittels eines hoch entwickelten Beleuchtungssystems an der Decke und an den Wänden sehr gut ausgeleuchtet. An einer Seite gibt es mehrere Höhlen, die voll sind mit allen möglichen metallenen Gerätschaften, die verstreut auf dem Boden liegen. Bald erreichen sie ein Elektrokarrennetz, mit dem sie im Nu unter einem Bergrücken hindurch zum nächsten Tal gelangen - durch eine verborgene Tür.

»Du lieber Himmel! Das ist doch die neue Schmelzhütte am Newton River!«, ruft Hema aus. »Die modernste Hütte der Welt!« Die Gruppe schaut sich in dem großen und geschäftigen Betrieb um. Er erinnert Herbert und Aroha an die Glenbrook-Werke. Nach einer verhältnismäßig kurzen Tour bringt man sie zur Start- und Landebahn hinüber, wo Jack bereits ihren Moller geparkt hat.

Drei Stunden später sind sie wieder in Wellington, haben geduscht und gegessen, sind nun sehr aufgedreht und warten ungeduldig darauf, mit Marcus zu sprechen.

»Herzlichen Glückwunsch! Eine hervorragende Leistung. Ihr habt eine Unternehmung auffliegen lassen, die so gut geplant war, wie wir es selten erlebt haben.« »Welche Unternehmung?«, will Herbert wissen. »Lass mich mal von Anfang an erzählen«, fordert Marcus. »Damals, 2005, haben drei Kerle ein Syndikat gegründet, das sie U3 nannten. Soweit uns bekannt ist, haben sie sich nur ein einziges Mal persönlich getroffen. Jeder Teil des gesamten Unternehmens sollte selbstständig betrieben werden - unter Leitung von jeweils einem der U3-Mitglieder. Zwei der drei Gründungsmitglieder habt ihr kennen gelernt. Der Erste, bei dem es sich vermutlich auch um den Anführer handelt, war Brisco.«

»Brisco! Meinst du etwa den Hausmeister der Blackstone Lodge?« Zach fällt fast vom Stuhl. »Genau!«, bestätigt Marcus. »An den hätte man wohl am wenigsten gedacht. Genau genommen waren es, wie mir die Premierministerin noch gestern mitgeteilt hat, die Aufnahmen, die euer Mindcaller von dem Treffen in der Blackstone Lodge gemacht hat, die dem SIS zu dem erhofften Durchbruch verholfen haben!« »Das erzählt man uns jetzt!«, murmelt Herbert abfällig.

»Der Mitteilung zufolge, die wir gestern noch spätabends vom SIS erhalten haben, hatte Brisco das Ganze schon geplant, bevor er die Lodge gebaut und sich als Hausmeister eingesetzt hat. Seine

Hauptaufgabe war es, die Arbeiter der Blackstone-Mine zu bestechen, damit sie Uran mitgehen lassen. Er hat Jan und Danie als Anführer ausgewählt. Jan hat das Syndikat mit Urangelb versorgt. Die Lodge war der ideale Ort für ihre ‚Treffen‘. Brisco hat die rechte Hand des Präsidenten, Mr. Gibsen, bestochen, um eine Unzahl von illegalen Geldgeschäften zu vertuschen. Er kümmerte sich ebenfalls um logistische Fragen wie Angebot und Nachfrage. Das zweite Mitglied der U3 war Samuels Chef in Lüderitz, Herr Müller. Den habt ihr, glaube ich, getroffen. Seine Aufgabe war es, das nötige Bargeld zu beschaffen.«

»Offensichtlich durch den Schmuggel von Diamanten!«, sagt Cynthia. »Zum Teil. Er hat auch die Bilanzen der Mine frisiert. Der SIS wurde zum ersten Mal auf ihn aufmerksam, als sie ihn wegen der Schmuggler befragten, die Herbert mit dem Mindcaller in der Nacht aufgenommen hatte, in der er mit Samuel unterwegs war. Da Müller Samuel im Verdacht hatte, versuchte er mit allen Mitteln, sich mit ihm anzufreunden, ihm verlockende Angebote zu machen und ihn zu bestechen. Aber zum Schluss war er dann derjenige, der dafür sorgte, dass Samuel umgebracht wurde!« Zachs Hände verkrampfen sich, aber er unterbricht Marcus nicht.

»Einen weiteren Durchbruch gab es dann aufgrund der radarähnlichen Bilder, die ihr im Schacht der Victoria-Mine aufgenommen habt. Dieser Raum war Müllers Forschungslabor und streng geheim. Er benutzte ihn ebenfalls für seine U3-Nachrichtenübermittlung!

Das dritte und letzte Mitglied der U3 ist ein Typ, den ihr nie kennen gelernt habt. Er hat den Bau der neuen Newton-River-Schmelzhütte mit überwacht und wurde später einer der Geschäftsführer des Unternehmens - äußerst praktisch! Er hat auch den Bau der Seitentunnels und der Türen überwacht, die den Abflusstunnel mit der Schmelzhütte und mit ihrem Hauptquartier in den Höhlen nahe dem West Cape verbinden - dort haben sie auch ihre Waren gegossen und montiert.«

»Welche Waren?« Herbert kann sich nicht länger zurückhalten. Marcus grinst. »Ach, bloß Atomraketen, um sie an die meistbietenden Terroristen zu verkaufen!« »Atomraketen!«, ruft Cynthia aus. »Im atomwaffenfreien Neuseeland!«, entrüstet sich Aroha. »Hierzulande hätte man so etwas am wenigsten vermutet. Nicht?«, meint

Marcus. »Die erste Lieferung sollte in zwei Tagen rausgehen!« Das verschlägt allen die Sprache.

»Und Zach?«, fragt Aroha schließlich. »Du hast angedeutet, dass es noch mehr Gründe dafür gab, dass er gesucht wurde.« »Zunächst war Brisco, der Anführer der Blackstone-Gruppe, hinter ihm her, als sein Programm anzeigte, dass Uranerz verschwunden war. Dann befürchtete Müller, dass Samuel Zach etwas über den Schmuggel erzählt hatte, der in Lüderitz vor sich ging. Es gab auch noch einen dritten Grund, aber ich habe Zach gebeten, den auf jeden Fall für sich zu behalten.«

Marcus spricht nicht darüber, dass von allen Herr Müller womöglich der Gefährlichste war. Er war es, der sehr viel Geld in die Suche nach Zach gesteckt hat. Er hatte Samuel schon eine ganze Weile beobachtet, da es ihm immer verdächtig vorgekommen war, wie verhältnismäßig leicht es Zach gelungen war, die Victoria-Mine zu entdecken. Da Samuel seinen Freunden unbedingt eine Besuchserlaubnis für die Mine beschaffen wollte, hatte er Müller unabsichtlich erzählt, dass Zach ein enger Freund von ihm und, was noch verhängnisvoller war, ein hervorragender Programmierer sei. Müller vermutete daher, dass es so etwas wie den KRD gab, und versuchte verzweifelt, selbst einen in seinem streng geheimen Labor zu entwickeln! Er stieß auf Schwierigkeiten und wollte nun, dass man Zach lebend zu ihm brachte, damit er ihm dabei helfen könne.

»Aber im Augenblick, Zach«, sagt Marcus zum Abschluss, »bist du ein freier Mann. Du kannst kommen und gehen, wie du möchtest - mit einer Ausnahme: Dein Präsident möchte dich so bald wie möglich sehen. Aber nun lasst uns in den Speisesaal gehen, um zu feiern.« Und genau das tun sie - bis man Zach schließlich ins Bett tragen muss!

## 24. Der Kreis schließt sich

**Juni 2012**

Das Lachen der Premierministerin erfüllt das kleine Restaurant in Wellington, als sie mit französischem Champagner einen Toast auf sie alle ausbringt. Marcus und Maria sind ebenfalls dort. Herbert hat gerade seine ureigene Version dessen, was sich ereignet hat und welche Rolle sie dabei gespielt haben, vorgetragen und die Premierministerin hat oft herzhaft lachen müssen. Marcus vermutet, dass sich hinter ihrer Erheiterung auch große Erleichterung darüber verbirgt, dass sich das Risiko sie einzustellen ausgezahlt hat! Da sich sonst niemand in Hörweite befindet, können sie frei reden.

»Zach, du wirst dich freuen, dass dein Freund Golzar und sein Kumpel sicher hinter Gittern sind. Sowohl Müller als auch Gibsen sind gegen eine hohe Kautionsfreigabe freigelassen worden. Genau gesagt sind also alle drei Mitglieder des U3-Syndikats und ihre Komplizen entweder im Gefängnis oder gegen Kautionsfreigabe freigelassen.« Sie sind so aufgeregt, dass sie ihre Fragen nur mit Mühe zurückhalten können.

Besorgt stellt Zach die erste Frage: »Wie hat man meine Kollegen von der Blackstone-Mine behandelt? Diejenigen, die unschuldig waren.« »Fürstlich«, erwidert Marcus. »Sie wurden in der Blackstone-Lodge festgehalten. Ein ideales Gefängnis.« »Allerdings«, sagt Herbert. »Dieses Gebäude sieht aus wie eine Festung!«

»Maria hat angedeutet, dass der Absturz von Jans Moller geplant war«, meint Aroha. »Stimmt das?« »In gewisser Weise ja«, antwortet die Premierministerin. »Meine Freunde vom SIS wollten nicht, dass sie zu weit kamen, und haben deshalb etwa die Hälfte ihres Benzins herausgelassen und die Benzinanzeige manipuliert! Leider stimmten ihre Berechnungen nicht so ganz. Sie hatten nicht einberechnet, dass der Moller noch einen wichtigen Abstecher machen musste - zu einem Bordell.«

Ein Lachen geht durch die Runde. Als es abgeklungen ist, fragt Aroha: »Gehörte die Stahlgießerei, die wir in Raglan besichtigt haben, ebenfalls zur Verschwörung?« »Nein«, erwidert die Premierministerin. »Das Syndikat hatte ihre eigene Schmelzhütte, vor ihrer Haustür sozusagen. Allerdings wurde einer ihrer Arbeiter in Raglan ausgebildet.« »Da bin ich froh«, sagt Zach. »Ich mochte die Leute in Raglan.«

»So«, meint Herbert nachdenklich, »sie hatten also Uran von der Blackstone-Mine, geschmolzenes Metall von der Schmelzhütte, Hochspannungsstrom vom Fraser-Kraftwerk und jede Menge Geld von den Diamantenbetrügereien aus Lüderitz. Was wollten sie denn noch?«

»Genau genommen«, beginnt die Premierministerin, »ging es ihnen dabei vermutlich um die Tarnung ihrer Unternehmungen. Ihre Wahl war geradezu perfekt! Ein Stückchen Wildnis - im atomwaffenfreien Neuseeland - mit einer Schmelzhütte in der Nähe, sodass es sogar so aussah, als ob es sich um legale Geschäfte handelte! Ihre Boote ankerten für jeden sichtbar am Kai der Schmelzhütte und ihre Luftfahrzeuge benutzten deren Landebahn!«

»Und dazu einen gut versteckten, fertigen Tunnel, um ihre Sachen zwischen der Schmelzhütte und ihren Anlagen in den Höhlen hin und her zu transportieren!«, sagt Cynthia. »Unglaublich!«

Bis Mitternacht stellen sie ihre Fragen. Beim Abschied gibt ihnen die Premierministerin zu verstehen, dass sie in ein paar Tagen doch einmal ihren Kontostand überprüfen sollten!

Als sie wieder auf Great Barrier sind, wird weitergefeiert. Marcus und Maria laden alle ihre Freunde, einschließlich Mike und Jeannie, zu einem Abendessen mit anschließendem Tanz ein. Die Langusten, Jakobsmuscheln und Miesmuscheln, die es dazu gibt, waren vor nur wenigen Stunden noch im Meer und sind jetzt erstklassig angerichtet.

Sie tanzen so ausgelassen, dass sie sich um Mitternacht ins eiskalte Meer stürzen - mit oder auch ohne ihre schicke Kleidung. Alles phosphoresziert, das Wasser, sie selbst und der Sand, auf dem sie lachend laufen, um das glitzernde Wasser abzuschütteln.

In den frühen Morgenstunden eröffnet ihnen Zach schweren Herzens, dass er unverzüglich nach Hause muss, da ihn sein Land und seine Familie dringend benötigen. Alle vier fühlen sich wie benommen, als ob sie von einem dunklen, nassen Nebel eingehüllt wären. Sie waren so eifrig mit Feiern beschäftigt, dass jeder auf seine eigene Weise die Zukunft ausgeschaltet hat. Aroha betrachtet die beiden Männer, die äußerlich sehr verschieden sind, sich innerlich aber sehr ähneln. Herbert meistens zu Scherzen aufgelegt, Zach dagegen



immer ernsthaft - beide jedoch zuverlässig, fürsorglich und absolut liebevoll.

Plötzlich sind sie alle in einer Vision des Mindcallers gefangen. Sie »sehen« sich selbst als Treibgut, das von unbekannten Kräften gegen die Strömung flussaufwärts getrieben wird. Sie sehen die vergangenen Wochen, sowohl gute als auch schlechte Zeiten, als blitzartige Bilder vorüberziehen - alles Zeiten, die sie zusammenschweißten, in denen sie sich näher gekommen sind. Sie fühlen, wie die Zukunft erbarmungslos immer näher rückt.

Arohas Vision verändert sich und sie sieht, wie der Fluss dahinschwindet und zu einer Sandspalte wird. Es ist heißer namibischer Sand. Sie hält eine Wasserflasche in der Hand, auf deren Grund sich ein paar Tropfen kostbaren Wassers - nein, tiefroten Blutes - befinden. Sie spürt, dass die beiden jungen Männer nach ihr rufen, sie brauchen, sie begehren. Sie »sieht«, wie Zach durch den glühend heißen Sand die Hand nach ihr ausstreckt. Verzweifelt sieht sie Herbert an. Unter herzerzreifendem Schluchzen dreht der sich um und verlässt den Raum.

Zach nimmt Aroha in seine Arme und gibt ihr einen innigen Kuss. Sie hält sich an ihm fest ein Rettungsanker in ihrem aufgewühlten Zustand. Er hüllt sie in seine von Staunen überlagerte Liebe ein.

Trotz aller Einwände, die Zach in Bezug darauf vorbringt, dass das Leben in Namibia ein Alptraum sein wird, besteht Aroha darauf, ihn zu begleiten. »Ich will mitkommen und deine Familie kennen lernen«, sagt sie, wobei sie hofft, ihnen in irgendeiner Weise helfen zu können.

Herbert bricht das Herz, als er von Aroha Abschied nimmt. Er weiß, wie hoffnungslos seine Liebe zu ihr ist, und er ist sich sicher, dass er sie nie wiedersehen wird. Während der vergangenen Woche hatte er das Gefühl, dass sie sich näher gekommen sind. Sie waren ein so gutes Team. Aber jetzt sieht er ein, dass er sich selbst etwas vorgemacht hat. Es war nur deshalb so gewesen, weil Zach nicht bei ihnen war.

Aroha und Zach beeilen sich, zu Zachs Dorf in der Nähe von Blackstone zu kommen. Aroha ist entsetzt angesichts dessen, was sie erfährt, als sie Zachs Großfamilie vorgestellt wird. Zwei von Zachs Schwestern sind an der neuen tödlichen Mutation eines Aids-Virus, der durchs Land geht, erkrankt. Alle sehen magersüchtig aus,

denn seit Zachs Abreise haben sie höchstens ein kärgliches Mahl pro Tag zu sich genommen. Zach hatte Recht, als er meinte, dass sein Gehalt eingestellt würde.

Aroha bemüht sich nach Kräften im Haushalt mitzuhelfen, aber der Stolz der Familie lässt nicht zu, dass sie viel tut. Nur auf Zachs Drängen hin erlaubt man ihr, die Speiseschränke nach Herzenslust zu füllen. Alle tun ihr Möglichstes, damit Aroha das Gefühl hat, zur Familie zu gehören.

Hunderte von Dorfbewohnern kommen zu Zach, um ihn um Hilfe zu bitten. Immer wieder ist Zach so überwältigt, dass er vergisst, was er sagen wollte, und Aroha muss ihm dann ein gedankliches Stichwort zusenden. Das ist alles zu viel für ihn und es ist nur Arohas Stärke zu verdanken, dass er nicht zusammenbricht.

Da Zach sich verzweifelt bemüht, die Probleme seines geliebten Landes alle auf einmal zu lösen, leidet seine Gesundheit. Es vergehen mehrere Wochen, in denen Aroha ihn sanft dazu drängt, sich auf das »Jetzt« zu konzentrieren und die Zeit möglichst gut zu nutzen. Sie hilft ihm dabei, Krankenhäuser zu planen und Mittel und Wege zu finden, sie zu finanzieren, obwohl ihr die ganze Zeit bewusst ist, dass das alles sehr lange dauern wird.

Eins der ersten Dinge, die Aroha bei ihrer Ankunft getan hat, war Maria anzurufen und sie zu bitten, möglichst viele Hebel in Bewegung zu setzen, um einige der neuen und kostspieligen Aids-Medikamente an Zachs Familie und Freunde zu schicken. Aroha besteht darauf, sie von ihrem kürzlich verdienten Geld zu bezahlen. Allmählich können sie Zeichen der Hoffnung erkennen.

An einem Wochenende nimmt Zach Aroha mit nach Lüderitz. Sie entdecken Samuels armseliges Grab und Zach organisiert eine ehrenvolle Bestattung bei ihm zu Hause. Als sie dort sind, ruft Herbert an, um ihnen zu sagen, dass er beim Ausräumen seines Rucksacks ein Stück Papier gefunden hat, das bei seinen Andenken aus Lüderitz in einer Seitentasche steckte. Darauf stehen nur drei Worte: »Unter Mistelzweig - S«. Ihm sagt das gar nichts, aber als er die Nachricht weitergibt, weiß Zach sofort Bescheid. Aroha und Zach gehen zu Samuels Haus und am Fuß der Bougainvillea liegt ein großer Stein. Darunter befindet sich ein Päckchen. Es enthält die Diamanten, die Samuel bei seinem Ausflug mit Herbert gefunden

hat. Dabei liegt eine hingekritzelte Notiz: »Für Zach, meinen besten Vetter und Freund. Ich weiß, dass du sie gut verwenden wirst.« Zach laufen die Tränen übers Gesicht.

Herbert ist sich sicher, dass er weiß, wozu Zach sie benutzen wird - für einen Verlobungsring für Aroha.

Mit der Zeit wird Zach zum Held seines Landes. Er wird zu endlosen Gesprächen mit dem namibischen Präsidenten und den Direktoren der Blackstone- und der Lüderitz-Mine abberufen. Marcus' Rechtsanwalt hat wochenlang mit den Rechtsanwälten des Präsidenten verhandelt, damit Zach die Patente für seine RMA-Routine und die KRD-Software erhält. Das wichtigste Ergebnis ist, dass er, solange er lebt, die Kontrolle darüber behält, wozu sie benutzt werden.

Aroha hat sich nie für Politik interessiert und da Zach seine innere Stärke wiedererlangt, ist er nicht mehr auf ihre Unterstützung angewiesen. Er verbringt auch viel Zeit damit, sich mit örtlichen Gruppen im ganzen Land zu unterhalten, um zu sehen, was er, nun sehr wohlhabend und einflussreich, möglicherweise für sie tun kann.

Allmählich wird Aroha bewusst, dass sie Heimweh hat. Zach ist nur selten zu Hause. Sogar das Klima mit seinem endlos blauen Himmel und den ständigen heißen Winden kommt ihr fremd vor. Die Weihnachtszeit rückt näher und in ihren Gedanken sieht sie wiederholt die roten Blüten der Pohutukawabäume, wie sie über dem blauen Meer hängen, das wie ein Kristall glitzert.

Besorgt beobachtet Zach, wie das Lächeln aus ihren Augen verschwindet und sie allmählich immer dünner wird. Selbst die kleinste Anstrengung ermüdet sie. Zach projiziert ihr ständig seine unerschütterliche Liebe. Sie sprechen ausführlich über ihre Zukunft, bevor sie sich schweren Herzens darauf einigen, dass es besser ist, wenn sie sich trennen. In ihrem Innersten wissen beide, dass Zach seiner Arbeit in Namibia nachgehen muss und Aroha ihrer in Neuseeland.

Wie verabredet holt Jack Aroha vom Flughafen ab und bringt sie direkt zu ihrem Ferienhaus auf Waiheke. Nach dem heißen, trockenen, unerträglichen Namibia spürt Aroha, dass sie von jetzt an die Schönheit, die diese Insel umgibt, nie wieder als selbstverständlich ansehen wird. Ihr Heim und Garten, von einigen ihrer Freunde einigermaßen in Ordnung gehalten, ist von Blumen übersät. Der Duft

der Veilchen und Freesien vor der Tür ist so überwältigend, dass sie froh ist, sich an Jack anlehnen zu können.

Um sich von dem Kummer, den ihr der Abschied von Zach bereitet hat, abzulenken, macht sie das Haus sauber und quartiert dabei liebevoll Hunderte von Spinnengästen um. Währenddessen schreckt sie mehrmals auf, da sie Zachs Stimme hört. Nicht bloß in Form blitzartiger Gedankenbilder, sondern als beinahe vernehmbare Worte. Zu ihrer Enttäuschung sind die Worte von atmosphärischen Störungen überlagert.

Nach einem Monat voller Surfen, Sonnenbaden und Tauchen ist Aroha wieder bereit, an den Einsätzen der SR-Inc. teilzunehmen. Außerdem muss sie keine Parabegabung besitzen, um zu wissen, dass Herbert ungeduldig darauf wartet, dass sie zurück nach Great Barrier Island kommt.

Herbert holt Aroha am Kai von Great Barrier Island ab, genauso wie er es in all den Monaten, die ihm jetzt wie Jahre vorkommen, getan hat. Als Aroha in Namibia war, hat sich Herbert, wenn er sich einsam fühlte, oft mit Arohas Großmutter in Verbindung gesetzt. Zwischen seinen Aufträgen hat er sie mehrmals in ihrem Marae im Norden besucht. Sie hat immer fest daran geglaubt, dass der Mindcaller Aroha zu ihm zurückbringen würde - »wenn die Zeit reif ist«. Auch wenn Herbert oft verzweifelte, so hat ihn dieser Glaube stets aufrechtgehalten. Jetzt umarmt er Aroha zur Begrüßung und versucht wie üblich, seine tiefen Gefühle mit Neckereien zu überspielen - diesmal zieht er sie wegen ihrer sonnengebleichten Locken auf.

In den nächsten paar Monaten hat Marcus mehrere verhältnismäßig einfache Aufträge für sie. Was ihn am meisten beeindruckt, ist, wie gut Herbert und Aroha nun ihre Parakommunikation in schwierigen Situationen einsetzen können. Ein Banküberfall zum Beispiel kann aufgrund der Übertragung von unverzüglichen und unausgesprochenen Anweisungen erfolgreich verhindert werden.

Bislang hat Marcus es immer als äußerst schwierig empfunden, die Parabegabungen seines SR-Inc.-Teams geheim zu halten, wenn sie ihre Arbeit inmitten der Polizeikräfte, Feuerwehrleute, Sanitäter, der Geretteten und nicht zuletzt zahlloser Zuschauer ausführten. Mit Hilfe des Mindcallers können Herbert und Aroha in diesen Situ-

ationen »Unregelmäßigkeiten« mittels entsprechend abgeänderten Projektionen des Geschehens vertuschen.

Bei jeder passenden Gelegenheit umwirbt Herbert Aroha mit dem ganzen Geschick eines erfahrenen Freiers. Tief in ihrem Herzen weiß Aroha, dass sie ihn wirklich liebt. Sie weiß aber auch, dass irgendetwas fehlt. Sie befürchtet, dass die schmerzlichen Zeiten, die sie mit Kevin und mit Zach erlebt hat, sie so haben reifen lassen, dass sie nicht mehr jung, leidenschaftlich und romantisch ist - und sie schreckt vor dem Gedanken zurück, Herbert nur etwas »Zweitbestes« bieten zu können. Manchmal wird es für sie beide schwierig, weil sie spüren, wie es um die Gefühle des anderen steht. Aber mit der Zeit und mit gegenseitigem Verständnis beginnen sie die besondere Bindung zu schätzen, die es zwischen ihnen gibt.

Nach dem erfolgreichen Abschluss einer besonders schwierigen Rettungsaktion, an der alle Mitglieder des SR-Inc.-Teams beteiligt waren, gibt Maria ein Fest am Strand von Great Barrier. Sie schwimmen in den Hotpools, tanzen und singen bis in die frühen Morgenstunden. Überschwänglich jagt Herbert Aroha bis hinunter zum Ende des Strands, wo beide anhalten und Luft holen. Herberts Liebe zu Aroha und seine Sehnsucht nach ihr erscheint als ein so starkes und unerschütterliches Bild, dass Aroha überwältigt ist. Sie blickt in seine sehnsüchtigen braunen Augen und sendet ihm ruhig und entschlossen ihre Einwilligung.

»Kannst du? Könntest du vielleicht meine Partnerin sein?«, fragt Herbert sie. »Was! Nur deine Partnerin?«, erwidert Aroha. »Kein Verlobungsring? Kein Trauring?« »Also wenn deine Zustimmung nur davon abhängt«, zieht Herb sie auf, »dann komm mit. Mal sehen, was sich da machen lässt.« Und er jagt sie zurück den Strand entlang.

Herbert weiß, dass ein Teil von Arohas Herz immer noch Zach und Kevin gehört, aber irgendwie scheint ihm das nichts mehr auszumachen. Sie gesellen sich zu den anderen und erzählen ihnen die Neuigkeit. Unter viel Gelächter werden sie beide ins Meer geworfen. Es geht weiter mit einem Champagnerfrühstück.

»Ich wünschte, meine Großmutter wäre hier«, meint Aroha wehmütig. »Sie hat immer gewusst, dass du der Richtige für mich bist.« »Ruf sie gleich an, dann hat sie das Gefühl, einbezogen zu sein«, schlägt Herbert vor. Die Großmutter freut sich, als sie die gute Nach-

richt vernimmt. Aroha projiziert einige der Höhepunkte des Tages und sendet sie ihr, worauf die Großmutter geradezu überwältigt ist. »Du musst hier oben heiraten. Du kannst auch alle deine Freunde einladen. Bitte komm!«, bittet sie inständig.

Während Aroha mit ihrer Großmutter spricht, schleicht Herbert zurück in sein Zimmer. Als er zurückkommt, klopft er an ein Kristallglas, um sich die allgemeine Aufmerksamkeit zu verschaffen. »Nur für den Fall, dass diese Feierlichkeiten etwas verfrüht sein sollten«, beginnt er und bringt damit gekonnt alle Anwesenden zum Schweigen. »Ich muss euch etwas sagen, nämlich dass Aroha nur unter einer Bedingung Ja gesagt hat: Ich muss einen Ring beibringen.«

Er hält inne, während ihn alle schweigend und erwartungsvoll ansehen. »Wird das reichen?«, fragt er Aroha und reicht ihr eine kleine Schachtel. Aroha öffnet sie und ist vollkommen sprachlos, während ihre Freunde sich um sie versammeln. Es ist ein Ring mit der größten Ansammlung von Diamanten, die je einer von ihnen zu Gesicht bekommen hat. Marcus spricht als Erster: »Die sind geschmuggelt! Ich wette, keiner dieser Diamanten ist je versteuert worden!«, frotzelt er. Herbert lacht nur. »Hast du? Hast du sie an dem Abend gefunden, an dem du mit Zach und Samuel unterwegs warst?«, fragt Aroha.

»Ja«, gibt er zu. Und flüstert dann: »In jener Nacht hat der Mindcaller ein bisschen gezaubert!« »Und das Gold, aus dem der Ring gemacht ist?«, fragt Maria. »Ja«, meint Herbert und errötet etwas. »Dabei handelt es sich ebenfalls um unrechtmäßig erworbenen Besitz - vom Goldwaschen in Arrowtown.«

Herbert und Aroha lachen vor lauter Glück und hören, wie die Großmutter ebenfalls lacht. Aroha gibt deren Einladung zur Hochzeit an die anderen weiter. Marcus und Maria können leider nicht kommen, aber die anderen, einschließlich Hema, Mike and Jeannie, kommen nur zu gerne.

Aroha steht mit ihren Freunden im Marae, als die Zeremonie, bei der das Tiki seiner endgültigen Ruhestätte zugeführt werden soll, eingeleitet wird, und ihr Herz ist von Stolz erfüllt. Eine große Gruppe stattlicher junger Krieger mit beeindruckenden Muskeln leitet die Hakas. Schöne junge Mädchen singen, tanzen und stimmen eintönige Gesänge an.

Bei der letzten Strophe der Anhörung wendet sich Aroha ihrer Großmutter zu und ihre Blicke treffen sich. Sie reisen zusammen weit in die Vergangenheit zurück, bis Aroha fühlt, dass die unsichtbaren Kräfte, die ihr Herz umschlossen haben, sich auflösen und entweichen. Während der letzte Akkord des eintönigen Gesangs verklingt und das Tiki endlich zur Ruhe gekommen ist, kommt mit einem Mal die unterdrückte leidenschaftliche Liebe zu Herbert in ihr hoch und sie flüchtet sich an die üppige Brust ihrer Großmutter.

Herbert und Aroha haben eine ungewöhnliche Hochzeitszeremonie geplant. Aroha erinnerte sich daran, dass ihre langjährige Freundin Kalina ihr einmal von einer ergreifenden Hochzeit in Rumänien erzählt hatte, die auf einem Friedhof stattfand. Die Gäste drapierten sich um und auf den Grabsteinen und die Toten nahmen ebenfalls an dem Fest teil. Da die Großmutter ihr gesagt hat, dass ihre Begräbnisstätte tabu (heilig) sei, wählt Aroha eine Stelle zwischen dem Friedhofszaun und dem Waldrand aus. Die Lichter werden mit Bedacht platziert und erzeugen, sobald die Nacht hereinbricht, ein sagenhaftes Ambiente.

Die alten Maori-Lieder sind ergreifend, die Zeremonie einfach. Herbert und Aroha überrascht es nicht, ihre Mütter und Väter (alle schon vor langer Zeit verstorben) zu sehen, die sich über den Friedhofszaun lehnen und ihnen freudig zuwinken.

Auf Arohas Wunsch hin wird das Festessen genauso ausgerichtet wie das Hangi, das man für sie und Kevin vor einigen Jahren gegeben hat.

Voll gegessen sitzen Aroha und ihre Freunde im Halbkreis um die Großmutter und schwelgen in Erinnerungen. Während Aroha sich wünscht, dass auch Zach und Kevin da wären, gehen ihr die ganze Zeit die Worte eines alten Lieds von den Tänzen des Universellen Friedens durch den Kopf:

*Möge der Kreis offen sein*

*Jedoch ungebrochen ...*

Fröhlich auseinander gehen. Fröhlich sich wieder treffen.

»Also, jetzt möchte ich wirklich gerne mal den Mindcaller zusammengesetzt sehen«, meint die Großmutter und bringt damit alle wieder in die Gegenwart zurück. Herbert setzt die beiden Hälften zusammen und gibt ihn ihr. Sofort spielt sich auf dem Wasser die Geschichte der Maori ab. Die Kanus treffen ein von Waikike. Die

großen Maori-Kriege werden geführt. Geistesgegenwärtig hält Cynthia einen e-Helper in die Höhe und tut so, als würde sie die Vorführung damit projizieren.

Als die Großmutter den Caller schließlich an Herbert zurückgibt, ändert sich der Schauplatz und die Höhepunkte ihrer Namibia-Reise werden gezeigt. Auf den Wellen jagen Löwen ein Zebra und Zach führt sie mit untrüglicher Sicherheit durch die Wüste.

»Ich wünschte, ich hätte Zach kennen gelernt«, sagt die Großmutter leise. »Aber ich bin doch bei euch! Ich kann euch hören!« Laut und klar ist Zachs Stimme zu vernehmen. Sie erscheint nicht nur als visuelles Gedankenbild, sondern man kann sie richtig hören! Ohne jegliche atmosphärische Störungen. »Und Esau ist auch hier. Er sendet euch seine besten Wünsche. Er arbeitet jetzt mit mir, als ‚Belohnung‘ dafür, dass er seinen Programmierkurs abgeschlossen hat!«

Die Aufregung ist riesengroß. Cynthia weist sie darauf hin, dass es sich dabei um einen wahren Durchbruch handelt, was abhörsichere Kommunikation betrifft. Es zeigt sich, dass die verbale Übertragung nur von denjenigen »gehört« werden kann, die eine Hälfte des Callers haben, oder aber von engen Freunden, die spezielle Parabegabungen besitzen, auch wenn diese, wie in Zachs Fall, noch schlummern.

»Und es funktioniert ohne Elektrizität, e-Helper oder Relais«, meint Herbert. »Ich wünschte, wir hätten ihn auf diese Weise nutzen können, als wir Schwierigkeiten in Namibia hatten.« »Vermutlich«, sagt Aroha langsam und sieht Herbert dabei liebevoll an, »ist es so, dass der zusammengesetzte Mindcaller erst dann richtig funktionieren kann, wenn die Träger seiner beiden Hälften wirklich miteinander verbunden sind.« »Ja. Du hast sicher Recht!« Das ist Marias Stimme aus Auckland.

»Maria?«, fragen Herbert und Aroha gleichzeitig. »Ja, und auch wenn es schon zwei Uhr morgens ist, ich freue mich riesig, eure Stimmen zu hören! So klar! Ich kann es kaum erwarten, Marcus davon zu erzählen. Das ist der Parakommunikator, den er sich erhofft hat. Er wird begeistert sein.«

Sie verabschieden sich von all ihren Freunden weltweit, wünschen ihnen eine gute Nacht und nehmen den Mindcaller wieder auseinander.



Aroha denkt an die Zeit zurück, als sie vor Jahren an genau dieser Stelle saß und Herbert sie mit dem Mindcaller liebevoll zu sich rief. Wie viel sie doch in den vergangenen Jahren gelernt haben! Sie ist allerdings überzeugt davon, dass der Mindcaller noch ein paar weitere Tricks für sie parat hat. Sie schmiegt sich enger an Herbert, der sie zärtlich in seinen Armen hält.

Der Kreis hat sich geschlossen.

# Nachwort

Alle Bücher, bei denen kein Autor angegeben ist, habe ich geschrieben. Bei den anderen habe ich als »Herausgeber der Xperten-Reihe« das Skriptum erstellt/kontrolliert und alle Kapitel durchgearbeitet.

*Ihr Hermann Maurer*

**Der Anfang/Kurzgeschichten, 280 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-66-6**

Eine Sammlung von Kurzgeschichten, fallweise mit Verweisen auf Bücher in der Romanreihe. »Der Anfang« berührt sich mit den Hauptbänden der XPERTEN Reihe durch die Diskussion der Zukunft, zukünftiger Technologien und Ideen, aber nicht über die Personen der Hauptreihe.

**Der Telekinet, Parapsychologische Kräfte sind gefährlich**

**228 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-30-5**

Der Physikstudent Marcus entdeckt seine Para-Begabung, experimentiert damit, setzt sie ein, um in Casinos Geld zu ‚verdienen‘ und um Mädchen zu verführen. Er stellt fest, dass er als Para-Begabung sowohl eine große Verantwortung als auch ein gefährliches Leben hat, wird von der PPU in Brüssel gejagt, und entkommt dem Tod nur durch die parabegabte Maria, die seine große Liebe wird. Sie fliehen zusammen nach Neuseeland, wo sie eine Familie und ein neues Leben aufbauen.

**Der Mindcaller, 128 Seiten, Pb., farb. Abb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-49-6**

**von Jennifer Lennon und Hermann Maurer**

Die Geschichte des Mindcallers und der jungen Frau Aroha, die in späteren Bänden weiter geführt wird. Hier sieht man auch zum ersten Mal, auf welche Zeiträume die XPERTEN-Reihe angelegt ist. Sie geht Millionen Jahre in die Vergangenheit zu den »Alten« zurück. Das Rätsel der schwarzen Kugeln wird erst in dem Band »Die Parakämpfer« gelüftet!

**Der Paradoxpölgänger, Der Mann, der den Raum besiegte**

**276 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-39-9**

Die dreijährige Tochter Marias und Marcus' ortet eine besondere Parabegabung in dem Besitzer eines kleinen Reisebüros. Diese Tatsache entführt den Leser nicht nur auf eine lustvolle Reise nach Brasilien und Europa, sondern erklärt, warum in manchen Gegenden mehr Para-Begabungen auftreten als in anderen. Die Implikationen sind so enorm, dass sie sich bis zum Bau der Pyramiden in Ägypten nachvollziehen lassen.

**Die Parakämpfer, Atomkrieg zwischen Indien und Pakistan**

**240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-61-5**

Man schreibt das Jahr 2019. Ein Atomkrieg zwischen Indien und Pakistan scheint unvermeidlich. Der indische Subkontinent, ja die ganze Welt ist in Gefahr, es ist kein Ausweg sichtbar. Werden Marcus und seine Paragruppe an den entsetzlichen Ereignissen zerbrechen? Besteht eine Verbindung zwischen der schwarzen Kugel Atlantis aus der fernern Vergangenheit und dem geheimnisvollen Tier »DAS SIE«, und können diese eine teilweise Rettung bewirken?

**Das Paranetz, Zusammenbruch des Internets**

**240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-72-0**

Im Jahr 2080 bricht »das Netz«, der Zusammenschluss aller Computernetze

zusammen. Die Folge ist weltweites Chaos, Millionen von Menschen sterben, Milliarden sind vom Tod bedroht. Gibt es einen Ausweg? Ja! Man muss in der Vergangenheit, im Jahre 2021, einen Terroranschlag durchführen! Marcus und sein Parateam leiten die gewagten Operationen mit dem Ziel, die Welt in eine lebenswerte Zukunft zu führen.

### **Der Paraschirm, Schutz durch mentale Energie**

**ca. 224 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-73-9, von Sam Osborne**

Das parabegabte Team um Marcus, das in der Xperten-Saga eine entscheidende Rolle spielt, stößt auf zwei besondere Parabegabte. Ryan ist in der Lage, ein schützendes Energiefeld um sich und andere Menschen aufzubauen. Seine Freundin Hannah ist eine Parasensorin. Die Handlung spielt vor dem authentisch geschilderten Hintergrund Südwestaustraliens und lässt den Leser durch das immer raschere Tempo nicht mehr los.

### **e-Smog, Elektromagnetische Umweltverschmutzung**

**240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-85-2 (erscheint 2005) von Ann Backhaus**

Viele Menschen haben heute Bedenken wegen der großen Mengen von elektromagnetischen Feldern (e-Smog), denen wir andauernd ausgesetzt sind: durch Hochspannungsleitungen, Handys, Fernsehgeräte, Computer und Bildschirme, Mikrowellenherde, Radios, ja überhaupt elektrische Geräte jeder Art. Kann es sein, dass e-Smog für empfindliche Personen, schwangere Frauen und Kinder eine Gesundheitsbeeinträchtigung bedeutet? Bisherige Forschungsergebnisse scheinen uns zu sagen, dass keine Gefahr besteht. Aber kann man diesen Aussagen, oft von einschlägiger Industrie gesponsert, trauen? Im vorliegenden Roman finden Forscher das erste Mal konkrete Anzeichen, dass e-Smog unter gewissen Umständen eine reale Gefahr darstellt. Als sie versuchen, verschiedensten Firmen und Regierungen, und als diese nicht reagieren, die Öffentlichkeit zu informieren, geraten sie in Lebensgefahr. Zu große Teile der Industrie hängen vom elektrischen Strom ab, und kann man sich denn unsere Zivilisation überhaupt ohne Strom noch vorstellen? In diesem packenden Roman, der vor dem authentischen Hintergrund Australiens und Indonesiens spielt zeichnet sich ab, dass Personen, die die Gefahren des e-Smogs aufzeigen, mit allen Mitteln bekämpft werden, auch wenn dieser viele Menschen gesundheitlich schädigt. Kann es da noch eine Lösung geben?

### **Überwachte Welt, Technologie überrollt Menschheit**

**ca. 240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-76-3 (erscheint 2005)**

Das Gespenst der totalen Überwachung, wie es sich schon mit Überwachungskameras um 2000, mit Videomaut um 2002, mit Sektionsgeschwindigkeitskontrolle 2003, mit Verbrecherüberwachung 2006, mit dem »Filmen der Vergangenheit« 2007 und mit dem »Tagebuch der Sinne« 2010 abzeichnet, wird 2022 plötzlich zum Schlüssel der totalen Freiheit.

PS: Schreiben Sie gerne? Wollen Sie bei der Xperten Reihe mitschreiben? Dann kontaktieren Sie mich unter [hmaurer@iicm.edu](mailto:hmaurer@iicm.edu) ... Wir setzen uns dann einmal zusammen und besprechen, wie das gehen könnte! Ihr Hermann Maurer

## Die Autorin des vorliegenden XPerten-Bandes, Jennifer Lennon

Jennifer lebt auf einer Südseeinsel mit Calypso und Gypsy Motte (ihren beiden Katzen) und besucht so oft sie kann Europa, wo sie mit ihrem Freund und Kollegen Hermann Maurer nicht nur Romanideen ausheckt, sondern wo sie vor allem innerhalb ihrer Forschungsgebiete zusammenarbeiten.

Jennifer Lennon ist Informatikerin, die sich auf das Gebiet visuelle Kommunikation spezialisiert hat. Sie ist eine Missionarin für die Rechte von Menschen, die in dieser verbalen Welt auch die visuelle Komponente nicht vernachlässigen wollen. Sie hat drei Kinder und vier Enkelkinder.

## Autor und Herausgeber der XPerten-Saga, Hermann Maurer

Prof. DDr. Maurer studierte Mathematik und Physik in Österreich, Informatik in Kanada. Er war einige Jahre in der Industrie tätig, ist aber nun seit mehr als 30 Jahren Universitätsprofessor für Informatik an Universitäten in Kanada, USA, Deutschland, Brasilien, Australien, Neuseeland und vor allem an der Technischen Universität Graz in Österreich.

Mit ca. 15 wissenschaftlichen Büchern und über 500 anderen wissenschaftlichen Publikationen ist er in seinem Bereich der Informatik sehr aktiv, arbeitet aber auch seit vielen Jahren schriftstellerisch, oft unter einem Pseudonym. Wenn Sie mehr über ihn wissen wollen, dann finden Sie unter [www.iicm.edu/maurer](http://www.iicm.edu/maurer) mehr!

## Auszug aus »Der Paraschirm«

... »Lass mich in Ruhe!«, fleht Ryan schluchzend.

»Niemand sagt mir, was ich zu tun habe, Falconer. Und niemand, ganz besonders nicht solche kleinen Stinker wie du, kommt ungeschoren davon, wenn er mich vor den anderen lächerlich macht.« Nodge ballt die rechte Hand zur Faust. Während er Ryan mit der linken festhält, holt er zum Schlag aus.

Der Schlag kommt Zentimeter vor Ryans Gesicht zum Stillstand. Nodge ist verwirrt und schäumt vor Zorn. Ryan wendet seinen Kopf unterwürfig ab. Die Faust Nodges zielt jetzt auf Ryans Magen, aber wieder wird der Schlag kurz vor dem Körper abgebremst.

»Was zum ...«, brummt Nodge leise. »Was ist das für ein Spielchen? Was hast du da unter deinem T-Shirt?« Nodge schleudert Ryan quer durch den Umkleideraum, aber unverhofft kommt Ryan knapp vor einer Sitzbank zu liegen, sodass er sich nicht verletzt.

»Steh auf, du Missgeburt.« Nodge stellt sich über Ryan, der versucht, sich vom kalten Boden zu erheben.

»Lass mich in Ruhe!«, schreit Ryan noch einmal verzweifelt.

»Lass mich in Ruhe«, spottet Nodge und wackelt affig mit dem

Kopf. Nodge zieht Ryan hoch, lehnt ihn an die Wand und macht ein paar Schritte zurück. Er nimmt Anlauf und versucht einen weiteren Schlag, aber auch diesmal trifft er auf die unsichtbare Barriere, die Ryan schützt. Nodge fällt hin und kratzt sich am Kopf. Er spannt seine Armmuskeln an und formt Klauen mit den Händen, bevor er den nächsten Angriff unternimmt. Ryan steht unbeweglich und angsterfüllt da, als Nodge erneut abgeblockt wird und gegen die durchsichtige Schutzhülle knallt.

»Was ... zum Teufel? .... Irgendwas stimmt nicht mit dir«, schnauft Nodge. Ryan blickt entsetzt auf Nodge. Sein Herz rast. »Ich weiß nicht, was du für ein Spiel spielt, Falconer, aber es wird dir auf Dauer nicht viel helfen.« Nodge macht wieder einen Schritt auf Ryan zu und beginnt erneut auf ihn einzuschlagen, diesmal ist es eine ununterbrochene Reihe von Hieben, auf alle möglichen Körperregionen Ryans gerichtet. Aber wieder werden alle Stöße von der unbekannten Kraft abgewehrt, sogar noch weiter von Ryans Körper weg als zuvor, was Nodges Zorn noch steigert.

Nodge krümmt sich, um Luft zu holen, während Ryan sich ins Eck drückt, unversehrt, aber zitternd vor Angst.

»Das reicht. Heute Abend bist du im Krankenhaus, das garantiere ich dir, du kleiner Scheißer«, höhnt Nodge. Ryan blickt direkt in die Augen von Nodge, als dieser zu einem letzten Angriff losstürmt. Gerade als Nodges Hände Ryans Nacken umgreifen wollen, stößt Ryan all seine Angst und seine Wut in einem langen lauten Schrei aus. In diesem Moment blitzt eine Reihe von blauen kleinen Lichtern rund um ihn auf.

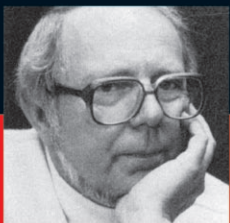
Nodges Angriff wird eine Armeslänge vor Ryan abrupt gestoppt. Nodge erstarrt vor Schreck, die ganze Geschichte irritiert ihn zu sehr, er kann sich keinen Reim darauf machen. Noch mehr winzige Lichter blinken und umschwirren Ryan, ganz in der Nähe von Nodge.

Ohne jede Vorwarnung wird Nodge plötzlich quer durch den Raum geschleudert, kracht durch eine der Toilettentüren und fällt auf die WC-Schüssel. Sein Kopf knallt hart gegen die Wand und er geht bewusstlos zu Boden. Die Toilettentüre bricht aus den Scharnieren und krachend fallen die Trümmer nieder. Nodge liegt ausgestreckt in der WC-Kabine. Bewegungslos starrt Ryan durch die Türöffnung auf ihn ...

**Lesen Sie weiter in »Der Paraschirm« von Samuel Osborne**







Herausgeber der Xperten-Reihe Hermann Maurer

Aroha findet in einem verborgenen Tal in Neuseeland, das landschaftlich an Szenen aus den Filmen »Der Herr der Ringe« erinnert, eine schöne Steinschnitzerei, die weniger harmlos ist, als sie aussieht. Es stellt sich heraus, dass der ‚Mindcaller‘ aus uralten Zeiten stammen muss und die Kommunikation mit Mythen, Menschen, Tieren, Pflanzen, Zukunft und Vergangenheit ermöglicht. Aroha entschlüsselt das Geheimnis und kommt dadurch in unerwartete und gefährliche Situationen ...



Wer das Buch »Xperten: Der Paradoppelgänger« schon gelesen hat, der hat sich über das zarte Mädchen Aroha und ihren geheimnisvollen Anhänger den Kopf zerbrochen. In diesem Band erfahren wir die spannende und gefühlvoll geschriebene Geschichte Arohas und des ‚Mindcallers‘. Werden die ‚Alten‘, mit einer fremden aber unglaublich weit entwickelten Technologie eingreifen?

*(Mag. Bernd Schuster, Villach, Österreich)*

»Das Buch beginnt als eine wunderbar schöne und einzigartige Mischung aus spannender Science-Fiction und den Mythen und der Schönheit Neuseelands. Man verliert sich in den liebevollen Beschreibungen der außergewöhnlichen Landschaft, der Pflanzen, der Tierwelt und der Geschichte dieses Landes, während man versucht, das Rätsel des geheimnisvollen ‚Mindcallers‘ zu verstehen. Dann ändert sich plötzlich der Rhythmus des Buches. Eine abenteuerliche Reise nach Namibia mit unerwarteten Folgen fesselt den Leser, der auch immer mehr mit den Fähigkeiten des übersinnlich begabten Herbert konfrontiert wird. Die Erklärung, warum das entfernte Namibia für Neuseeland so wichtig ist, kommt als große Überraschung.

Ein Buch, das eine beeindruckende Verbindung von Zukunftsroman und emotionalen Erlebnissen bietet. Ein Buch, das man nicht so schnell wieder vergessen kann.«

*(Tava Maryanne Olsen, Associate Professor,  
Washington University in St. Louis)*



ISBN 3-902134-74-7 EUR 10,-